<36635074210012

<36635074210012

Bayer. Staatsbibliothek

Jugend-

Bibliothek.

Erstes Bändchen.

Mit 1 Kupfer.

München, 1818.
Bey Jakob Giel.

18 D

Der Tod des heiligen Bonifacius.

Erzählungen

aus der

Welt- und Menschen-Geschichte

zur

Veredlung des Herzens.

R2

BIBLIOTHECA REGIA

Gesammelt

von

einem katholischen Geistlichen.

Mit 1 Kupfer.

München, 1818.
Bey Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

1. Aelterliche Liebe und Sorgfalt 1
2. Der Nachtwächter und seine Tochter . . . 5
3. Eine gute Erziehung — der größte Reichthum der Kinder 24
4. Die kindliche Liebe 26
5. Die gute Tochter 31
6. Achtung und Ehrerbiethung gegen die Aeltern . 34
7. Kindliche Ehrfurcht 36
8. Hochachtung gegen die Aeltern 38

Seite

9. Frommes Andenken an Aeltern 41
10. Die Geschwisterliebe 42
11. Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher 52
12. Wahre Gottesfurcht, thätiges Christenthum . . 53
13. Geh mit Gott! 69
14. Anbethung Gottes 80
15. Vertrauen auf Gott 81
16. Der wiedergefundene Sohn 82
17. Dankbarkeit gegen Gott 87
18. Standhafte Treue im Bekenntnisse der christlichen Religion 90
19. Der heilige Bonifacius 91
20 Achtung für Gottes heiliges Gesetz . . . 95
21. Ansver 98
22. Gott prüft, Gott schützt die Unschuld. (Der arme Leinweber) 100
23. Tugend und Unglück 108
24. Unschuld und Tod 125
25 Leiden und Freuden 130
26. Seelenstärke in Gefahren 137
27. Geistesgegenwart; Entschlossenheit; Unerschrockenheit 139
28. Keuschheit 140
29. Weise Sparsamkeit 141
30. Die Besserung 142
31. Der gebesserte Räuber 147

Seite

32. Arbeitsamkeit und Berufstreue. (Fritz und Rupert) 151
33. Menschenliebe 157
34. Vincent von Paula 160
35. 164
36. 168
37. Die Menschenretter 171
38. 178
39. 179
40. Edelsinn und Großmuth 183
41. Edelmuth und Edelmuth 195
42. Die edelmüthige Wohlthat 198
43. Der Biedermann 203
44. Die Freundschaft 205
45. Gutherzigkeit 208
46. Der kleine Leyermann 209
47. Sorge für das geistliche Wohl des Nebenmenschen. 215
48. Cuspin Bleyfuß, der menschenfreundliche Samaritan 220
49. Barmherzigkeit 232
50. Der Wohlthäter in der Hütte des Armen . . 234
51. Ein Dienst ist des andern werth 235
52. Auch der Geringste kann uns nützen . . . 242
53. Zu viel Gewissenhaftigkeit 247
54. Böses Gewissen 248
55. Zu wenig Gewissenhaftigkeit 249
56. Armuth und Ehrlichkeit 250

Seite

57. Edelmuth und Dankbarkeit 257
58. Die Dankbarkeit 263
59. Die belohnte Gastfreundschaft 270
60. Ferdinand Maria, Churfürst von Baiern . . 274
61. Der gute Soldat 279
62. Der edle Jüngling 283
63. Peter Herz 289
64. Duval 309

1.

Aelterliche Liebe und Sorgfalt.

Alexander Menzikof hatte sich durch sein weitumfassendes Genie, unter Peter dem Großen, Kaiser von Rußland, vom Pastetenbäckers-Jungen bis zum General-Feldmarschall und angesehensten Fürsten des Russischen Reiches emporgeschwungen. Er erfuhr aber die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes so sehr, daß ihm nach seinem erfolgten Sturze auch nicht die geringste Spur von der ehemaligen Macht und Hoheit übrig blieb, mit der er, als allesvermögender Minister, zuvor zweymal die kaiserliche Krone nach Wohlgefallen ausgetheilt hatte. Entblößt von allem, und nur in rauhe Bauernkleider eingehüllt, wurde er mit seiner Gemahlin und drey Kindern 1500 Meilen weit hinter Petersburg nach den Wüsteneyen von Jakuska, im tiefsten Sibirien, abgeführt. Seine Gemahlin erreichte jedoch das Ziel dieser Reise nicht, indem sie ihm schon auf der Hälfte des Weges durch den Tod entrissen wurde. Auf der Durchreise in Tobolsk erfuhr er von den dortigen Einwohnern öfters eine harte Begegnung. Ein Russe, der während seiner Ministerschaft dahin in's Exil geschickt worden war, drang durch den Haufen des aus Neugierde herbey gelaufenen Volkes, und warf mit

ausgesuchter Rache dem Sohne und der Tochter Menzikofs Koth in's Gesicht. Als der zärtliche Vater dieses sah, rief er, vom äußersten Schmerze durchdrungen, dem Russen zu: „mir wirf den Koth in's Gesicht, und nicht diesen unglücklichen Kindern, die dir nichts zu Leide gethan haben.“ Einem Offiziere, den er eben daselbst antraf, erzählte Menzikof die Geschichte seines unglücklichen Schicksals, das jedoch sehr vortheilhaft zur Veredlung seines Charakters mitwirkte, und bemerkte dabey: „Der Verlust meiner Ehre, aller meiner Güter und sogar meiner Freyheit würde mir nicht einen einzigen Seufzer ablocken; aber“ — er wollte weiter reden, — doch konnte er nicht, — vergoß einen Strom von Thränen, und zeigte auf seine Kinder. „Ihr Anblick — fuhr er endlich fort — ist meine einzige Strafe, die ich durch mein ganzes noch übriges Leben auf's schmerzlichste empfinden werde. Diese unschuldigen Opfer sind im Schooße der Größe und des Ueberflusses gebohren; jetzt haben sie Mangel an Allem, und ohne Mitschuldige dessen zu seyn, was man mir vorwirft, sind sie doch gleichem Unglücke preis gegeben.“

Sobald Menzikof an dem Orte seiner Verbannung angelangt war, ließ er sich angelegen seyn, vor allem für die Bedürfnisse seiner Kinder zu sorgen, und das fürchterliche Ansehen ihres Aufenthaltes zu vermindern. Zu diesem Ende vergrößerte er mit Hülfe der ihn begleitenden Bedienten die ihnen angewiesene kleine Hütte, erbaute auch ein eigenes Gebethzimmer, und arbeitete ein großes unangebautes Stück Feld in einen Acker um. Seine älteste Tochter, die einst mit dem Kaiser Peter II. verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Küche, die jüngern Kinder die Sor-

ge für die Kleidung und das Hausgeräthe. So lebte diese Familie in häuslicher Geschäftigkeit und eifriger Gottesfurcht. Alle Morgen, so wie Mittags und Abends, versammelte sich das ganze Haus zu einem gemeinschaftlichen Gebethe, und das schöne Beyspiel der Gottergebenheit des Vaters hatte auch auf seine Kinder den wohlthätigsten Einfluß, so daß auch sie ihr Elend mit heldenmüthiger Verläugnung ertragen lernten. Sechs Monate hatten sie in dieser fürchterlichen Einöde verlebt, als die älteste Tochter von den Blattern befallen wurde. Der unglückliche Vater verschaffte seinem geliebten Kinde alle mögliche Erleichterung, wachte bey ihrem Lager, bethete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber vergebens waren alle seine Bemühungen; denn seine Tochter näherte sich ihrem Ende.

Sobald sie verschieden war, drückte er sein Antlitz auf das ihrige, und benetzte es mit seinen Thränen; bald aber bedachte er, daß es Pflicht sey, sich selbst seinen übrigen Kindern zu erhalten; er ermannte sich daher, dem Schmerze zu widerstehen, und sagte blos zu seinem Sohne und zu seiner Tochter: „Lernet so, wie eure Schwester, sterben!“ Er sang hierauf mit ihnen und seinen Bedienten diejenigen frommen Gebethe, die in der griechischen Kirche den Todten gewidmet sind, beerdigte den Leichnam in dem Gebethzimmer, und bezeichnete die Stelle, wo er nach seinem Tode an ihrer Seite begraben werden wollte. Kaum hatte er dieses traurige Geschäft geendigt, so wurden auch seine beyden andern Kinder von den Blattern befallen; er verdoppelte seinen Eifer und seine Sorgfalt, und leistete den zwey Kranken dieselbe Hülfe, welche er zuvor der

Einen nun Verstorbenen erzeigt hatte, jedoch mit besserem Erfolge: denn sie wurden bald wieder hergestellt.

Aber nun wurde Menzikof selbst krank. Das Ungemach, das er erduldet hatte, die Erinnerung an sein voriges Leben, und das Unglück seiner Kinder, erfüllten sein Herz mit tiefem Kummer, der seine Kräfte allmählig verzehrte. Er wurde endlich von einem schleichenden Fieber befallen, das um so gefährlicher ward, weil er die Sorge für sich selbst einige Zeit versäumt hatte, um seine Kinder der Gefahr zu entreißen. Als er nun den Augenblick herannahen sah, der ihn für dieses Leben auf immer von seinen Kindern trennen sollte, ließ er sie vor sein Bette kommen, und redete sie also an: „Meine Kinder, ich nähere mich der letzten Stunde meines Lebens. Der Tod, mit dessen Vorstellung ich seit meinem Hierseyn sehr vertraut worden bin, würde nichts schreckliches für mich haben, wenn ich dem höchsten Richter weiter keine Rechenschaft von meinem Leben, als seit der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, zu geben hätte. Religion und Vernunft, von denen ich mich vormals, vom Glanze meines Glücks geblendet, nicht hatte leiten lassen, haben mich gelehret, daß die Barmherzigkeit Gottes sowohl, als seine Gerechtigkeit unendlich ist. Dies Einzige beruhigt mich, daß ich euch hier auch mit dem Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend vorangegangen bin. Bis jetzt, meine Kinder, sind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unschuld in dieser Wüste leichter, als am Hofe erhalten. Wenn ihr aber ja einst dahin zurückkehren solltet, so erinnert euch nur immer der guten Lehren und Ermahnungen, die ihr von eurem Vater hier gehört habt." — So sprach er, hob zuletzt noch

seine Hand auf, als wollte er seinen Kindern den Segen geben, — und schlummerte nach einer leichten Verzuckung in jenes Leben hinüber.

2.

Der Nachtwächter und seine Tochter.

„Konstantine, laß uns hier ein wenig sitzen, ich habe Blasen an den Füßen, und kann nicht weiter fortkommen,“ sagte der alte Burkard, und setzte sich dahin an den Weg auf den Rasen. Konstantine setzte sich neben ihn, und weinte. — Weine nicht, Tinchen, fuhr der Alte fort, und seine Stimme zitterte; weine nicht, Konstantine, sondern sey beständig! Sieh, mein Kind, wie sich der Himmel von Westen her aufheitert: das Gewitter ist vorüber. — Hast du wohl je besser geruht, als in der Hütte des Kohlbrenners, auf dem Mooslager, neben deinem Vater? Du wirst dereinst noch besser ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber ist, dessen Donner jetzt um uns her brüllt. „Vater, lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie“ —

Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie — gar nicht brauchen dürfen, eben so wenig, als unsere wahren Nahmen.

„Gut. Seht dann, liebster Vater, meine Füße bluten; Schuhe und Strümpfe sind zerrissen; allein ich dulde das gern. Daß ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß ihr dies hauptsächlich um meinetwillen thut, das bricht mir das Herz.“

Tinchen! sieh dort gegen Westen in die Ferne; welches schöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weswegen man die kleinen, sanften blauen Blümchen Vergißmeinnicht nennt? Weißt du das?

„Ei, lieber Vater, weil sie die Farbe des Himmels haben."

Siehst du; die Leibfarbe des Himmels ist: Vergißmeinnicht — und die Livree der Natur ist: Er wird mein nicht vergessen! Grün ist die Farbe der Hoffnung.

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabey ein, was meine gute, selige Mutter sagte: Sanfte, reine, heilige Liebe vom Himmel herab, sprach sie, und sehnsuchtsvolle, kämpfende Liebe von der Erde hinauf — diese beyden balsamiren die Luft zum frohen Athmen."

Sie hatte Recht, die Verklärte; aber auch zum Wachsen und Zunehmen. Und da, meine Tochter, bedarf's auch oft Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde. — Sieh, da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in den blauen Aether, lächelt und strahlt uns an; und dort auf dem hohen Buchenwalde glüht der siebenfarbige Bogen. Geht der uns auch wohl etwas an?

„Ich meyne, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch auch Noah's Kinder. Wir haben ihm, wie ich hoffe, in unserer letzten Sündfluth keine Schande gemacht."

Nein, Konstantine, das haben wir nicht. Allein es ist Zeit, weiter zu pilgern. Hast du nicht ein Stückchen Brod im Sack', an dem ich für Zeitvertreib kauen kann? —

„Das Gott erbarm!" seufzte das holde Mädchen,

und heiße Thränen entstürzten ihren frommen, blauen Augen. Sie suchte und fand, und gab's ihrem Vater, dann gieng sie schweigend voraus; krumm und mühsam stieg der Greis hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein schöner, junger Mann, auf einem prächtigen, isabellfarbenen Rosse entgegen. Konstantine sah ihn schon in beträchtlicher Entfernung, und schlüpfte in das Gebüsch. Sie winkte ihrem Vater, dieser bemerkte es nicht, und gieng ruhig fort. Sein Gesicht war kurz; er sah den Reiter nicht eher, als bis er ihm nahe war. Jetzt erkannte er ihn, erschrack und seufzte: „Gott, halte seine Augen, damit sie meine Verkleidung nicht durchschauen.“ Der Reiter schien auf den armseligen Wanderer gar nicht zu achten; er ritt hastig vorbey. Konstantine schlich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm, und zog ihn seitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein Obdach. Der Greis erhob Herz und Hände zu dem, der, obwohl er der Herr über alles war, aus Liebe zu den Menschen so arm wurde, daß er nicht hatte, worauf er sein Haupt legen konnte, und getrost schritt er weiter im Dunkel des Waldes. Nicht lange, so erblickte am Saume des Waldes Konstantine links hinter einem Hügel einen Kirchthurm, und sagte: „Lieber Vater, dort linker Hand ist ein Kirchdorf. Das Kreuz des Thurmes glänzt in der Abendsonne, und zeigt in den blauen Himmel, von wannen uns Hülfe kommen soll. Laßt uns auf den Thurm zugehen.“

Wenn wir nur schon da wären! entgegnete der Alte. Seine Tochter reichte ihm die Hand, und half ihm fort auf dem etwas steilen Fußpfade. Endlich ka-

men sie in das Dorf. Schon auf dem Wege hatten sie gehört, daß für jetzt in diesem Bezirke kein französisches Militär liege; die Truppen hätten sich alle näher an den Rhein gezogen. Dies machte ihnen viele Freude. Mit neuem Muthe traten sie in das Dorf. Groß, schön und reinlich standen die Häuser da. Die Männer saßen vor den Thüren, und ruhten nach überstandener Tageslast und Hitze; Knaben und Mädchen spielten vor ihnen herum, und die Weiber fütterten und molken ihr Vieh. — Die Ankömmlinge grüßten die Landleute, und freundlich und mit ehrerbietig gebeugtem Haupte wurde ihr schöner katholischer Gruß: „Gelobt sey Jesus Christus!“ mit einem herzlichen: „In Ewigkeit, Amen!“ beantwortet.

„Nun, Tinchen! fieng der Alte an: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Ich sehe, wir sind unter guten Leuten, die Sinn für ein frommes Lied haben.“ — Konstantine trat vor das erste beste Haus, und sang mit einer unbeschreiblich reinen und melodischen Stimme; Vater Burkard begleitete sie mit einem kräftigen Baß. Ein so schöner Gesang war hier noch selten gehört worden. Alles strömte herzu, und bey dem dritten oder vierten Hause waren schon alle Einwohner des Dorfes versammelt. Allmählig nahete sich auch ein sechzigjähriger Mann; körperliche Leiden und Amtssorgen hatten die wenigen Haare seines Hauptes silberweiß gebleicht, und die lange Ausübung der Religion, welche er lehrte, hatten des Erlösers Physiognomie in sein Antlitz eingeprägt; Liebe und Wahrheit sprachen aus allen seinen Zügen. Er war, eben so wie Burkard, ein Mann von altem Schrot und Korn; Einfalt der Sitten und Wärme für die

heilige katholische Religion waren die Hauptbestandtheile ihres beyderseitigen Charakters. Darum flossen ihre Seelen so schnell ineinander. — Der fromme Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Gesange zu; seine Augen wurden feucht, und Thränen träufelten von seiner grauen Wimper.

„Ja, liebe Kinder,“ sagte er, nachdem der Gesang beendigt war, zu seiner Gemeinde, „das ist das Beste: Befiehl dem Herrn deine Wege, und vertraue auf ihn, er wird's recht machen.“ —

Man gab den Sängern reichlich, und vielfältig erscholl die Frage: Wer seyd ihr? wo seyd ihr her? — „Ich bin von Unglückshausen, in der Grafschaft Frechenburg,“ sagte Burkard ernst und männlich. —

Unglückshausen? fragte einer den andern; davon haben wir nie etwas gehört. Der Pfarrer unterbrach sie, indem er mit liebevoller, freundlicher Miene sagte: „Unglückshausen ist wohl ein großer Ort, und stark bewohnt!“ — Sogleich faßte er den alten Burkard bey der Hand, und führte ihn nebst seiner Tochter in seine friedliche Wohnung.

Der Gesang der armen Fremdlinge hatte den Bauern überaus wohlgefallen, und der Schulz mit einem Paar der Verständigern überlegten, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwächter machen könnte? — Die Sache wurde ernst, und man beschloß alsofort, ihn zu fragen, ob er jenen Dienst zu Lindenberg wohl übernehmen wolle? — Eigentlich war seine schöne Stimme die Ursache dieser Wahl; denn ob Burkard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob er stark genug wäre, im Nothfall einen Dieb festzuhalten?

dies alles kam dabey nicht in Anschlag. Genug, er sang schön.

Der Schulz gieng also mit noch zwey Männern in den Pfarrhof, wo sie zuerst dem Herrn Pfarrer sagten, was sie vorhätten, und als er damit zufrieden zu seyn schien, so machte der Schulz den Antrag, und sagte: „Hört einmal, Altvater! unser Nachtwächter ist vor einigen Tagen gestorben; wollt ihr wohl die Stelle übernehmen?“ — Mit unbeschreiblicher Empfindung, die den tiefsten Jammer verrieth, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete Burkard: Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit dir wachen! —

Mit offenem Munde starrte ihn der Schulz an: „Wie soll ich das verstehen?“ — Freundlich versetzte der Alte: daß ich euer Nachtwächter werden, und dies Amt nach meinen besten Kräften verwalten will. — „Nun das freut mich, fuhr der Schulz fort; sogleich soll Spieß und Horn hergebracht werden. Ihr eßt bey den Bauern im Dorfe herum; morgen fangt ihr bey mir an. Diese Nacht könnt ihr schlafen, und am nächsten Abend euer Amt beginnen. In dem Gemeinde-Haus habt ihr eine kleine Wohnung. Das Mädchen da kann euch aufwarten, und nebenbey etwas mit Nähen und Stricken verdienen, denn zu schwerer Arbeit scheint es nicht gemacht zu seyn. Ich habe zwar die Gemeinde noch nicht gefragt; aber wenn ich und der Hochwürdige Herr Pfarrer etwas wünschen, so geschieht's.“ Er ergriff hierbey dem würdigen Manne die Hand, schüttelte sie, und sagte lächelnd: nicht wahr? Der Pfarrer antwortete: Gottlob! daß uns die Gemeinde traut, und trauen kann.

Der Pfarrer wünschte nichts mehr, als daß der

Schulz und die beyden Bauern sich entfernen möchten. Der arme Greis und seine Tochter waren ihm ein Räthsel, bey dessen Entwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ahndete. Kaum waren also die Bauern fortgegangen, so reichte er dem Vater die eine, und der Tochter die andere Hand, und sagte: „Seyd mir willkommen! Diese Nacht sollt ihr bey mir bleiben. Gastfrey zu seyn, sagt das heilige Wort Gottes, vergesset nicht: denn durch dasselbe haben etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt."

Lieber Herr Pfarrer, sagte Burkard, das sind wir nun zwar nicht, aber christliche Leidende; und auch auf die liebreiche Aufnahme dieser hat unser Herr und Meister einen großen Lohn gesetzt. Ich glaube, es gilt von Ihnen, was zu jenem Bischof von Smyrna gesagt wurde: Ich weiß deine Werke, und deine Trübsale und deine Armuth; du aber bist reich. Ihr Kapital in der himmlischen Bank ist wohl nicht klein?

Den frommen Pfarrer ergriff dies wunderbar; er konnte sich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küssen. „Wahrlich, ja, sagte er, ich beherberge Engel!" —

Konstantine (sanftlächelnd). Die beherbergen Sie auch; denn wir haben bis jetzt ihre schützende Obhut erfahren.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an sich halten; er war überzeugt, daß diese Menschen etwas ganz anderes waren, als sie unter ihrer schlechten Hülle schienen. „Darf ich um euer Geheimniß wissen?" Burkards Miene wurde ernst. Darf ich einmal mein Stillschweigen brechen, entgegnete er, so sollen Euer Hochwürden der Erste seyn, gegen den ich's thue. —

Dabey blieb es für diesen Abend. Man setzte sich zu Tische, und verzehrte eine ganz einfache, ländliche Mahlzeit. —

Die brave Schwester des Pfarrers, die ihm früher die Wirthschaft geführt hatte, seit mehrern Jahren aber schon an der Gicht darnieder lag, beschenkte Konstantinen mit Wäsche und Kleidern; der Pfarrer that eben das mit ihrem Vater, so viel es die Nothdurft erforderte; mehr konnte der edle Mann nicht, weil er alle Arme seiner Gemeinde als seine Pflegekinder ansah und behandelte.

Burkard trat also abgeredeter Maßen am folgenden Tage das ihm übertragene Amt an. Konstantine nähte und strickte im ärmlichen Nachtwächters-Stübchen, und des Abends, wenn der Vater seinen ersten Umgang hielt, dann begleitete ihn seine Tochter, und beyde sangen durch das Dorf ein schönes geistliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dies dermaßen, daß sie aus Erkenntlichkeit den guten Nachtwächtersleuten so viel zutrugen, als sie nur immer zur Nothdurft und Bequemlichkeit brauchten. Vater Burkard wurde von allen geehrt und hochgeachtet, und nichts wichtiges in der Gemeinde ohne seinen klugen Rath vorgenommen; an die freundliche, holde Konstantine schlossen sich mit voller Zutraulichkeit die Mädchen des Dorfes an, und lernten von ihr, nebst vielen weiblichen Handarbeiten, die himmlische Kunst in Wort und That, Gott lieben, seine Unschuld bewahren, und vor ihm in Demuth wandeln. So wurden Vater und Tochter ein wahrer Segen für die Dorfbewohner.

Dies währte ein Vierteljahr, bis in den Septem-

der, ruhig fort. Burkard und seine Tochter lebten zufrieden, und harrten in stiller Gottergebenheit dem Umschwung ihres Schicksals entgegen. Als sie aber einmal in der Mitte des genannten Monats, bald nach zehn Uhr Abends, ihren ersten Gang durch das Dorf machten, bemerkte Konstantine, daß ihnen ein Mann von Ferne nachschlich, und dem Singen zuhörte. Er hatte sich in einen weißen Mantel gehüllt, und den runden Hut tief in die Augen gedrückt. Wenn sie standen und sangen, da stand er auch; giengen sie aber weiter, so folgte er ohne alles Geräusch bis zum Kirchhofe, wo sie ihn plötzlich aus dem Auge verlohr.

Konstantine sagte ihrem Vater nichts davon, um ihn nicht zu beunruhigen; ihr war nicht recht wohl bey der Sache, doch dachte sie, es könne vielleicht ein Reisender seyn, der diese Nacht im Dorfe herberge, und dem ihr Singen gefiele. Sie empfahl sich also dem Schutze des Allmächtigen, und stimmte das Lied an: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Jetzt giengen sie zwischen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu singen, als plötzlich drey Kerle über die Hecke sprangen, zwey vorn und einer hinter ihnen. Nur keinen Laut! herrschte ihnen der Eine zu, oder ihr seyd Beyde auf der Stelle des Todes!

Gott! Gott! hilf uns! stöhnten beyde himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwey Bauern aus dem Dorfe kamen in demselben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte seinen Mann an der Kehle, und rief Nachbarshülfe. Schnell, wie der Wind, flog Konstantine, um diese Hülfe zu beschleunigen. Eben so schnell stürzte der fremde Weißmantel zur Ret-

tung herbey. Als der dritte dies sah, zückte er sein Jagdmesser, und mit dem gräßlichen Ausdrucke: Fahre zur Hölle, verfluchter Lautenheim! stieß er es dem alten Burkard in den Leib, und entfloh. — Lautenheim? — Heiliger Gott! Mein Vater! — Mein Va — — schrie der Herbeygeeilte, warf seinen Mantel von sich, und sank ohnmächtig zum blutenden Alten nieder. Die Bauern sahen und hörten dieses, und im Drange, den Unglücklichen beyzustehen, ließen sie die zwey Kerls los.

Da lagen nun die beyden, wie entseelt. Konstantine kam mit ihrer zu späten Hülfe, und sah den Jammer bey'm Mondschimmer in seiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt, und auch den Mörder des Vaters (dafür sah sie den Fremdling an). Mit gesenktem Haupte, stumm und schweigend stand sie da, während dem man sich bemühte, den jungen Mann wieder zu sich zu bringen, und die Wunde des Alten vor dem Verbluten zu schützen.

Matt richtete der Jüngling sein Haupt empor, und mit dem zitternden Tone des tiefsten Jammers nach der Hand des Alten strebend, seufzte er: o nur noch einmal erwache, nur noch einmal, geliebter Vater, o nur das Segenswort — Sohn Karl — laß mich hören! —

Karl? ist's möglich? — Karl! — o mein Bruder! mein Karl! so sehen wir uns wieder? — rief Konstantine, und stürzte ihrem Bruder um den Hals, und dann hob sie mit Glaubensstärke seine gefalteten Hände mit den ihrigen zum Himmel. — „Vater — Allmächtiger! dir ist ja alles möglich; — Er gab mir das Leben — er läßt das seinige für mich; — o nimm

dies große Opfer doch jetzt noch nicht an! — Laß uns nicht als Waisen zurück!“ — Beynahe alle Männer des Dorfes waren inzwischen herbey geeilt. Auch der würdige Pfarrer kam, um mit den Stärkungen und Tröstungen der heiligen Religion nahe zu seyn den schwer Geprüften, um Rath und Hülfe zu spenden den Unglücklichen.

Langsam wurde der verwundete Alte in's Pfarrhaus getragen, so hatte es der menschenfreundliche Seelsorger angeordnet. Die beyden lieben Kinder hielten das Haupt und die Hände des theuern Vaters. Im Pfarrhaus war der geschickte Wundarzt des Dorfes schon angekommen. Seinen Bemühungen gelang es bald, den Verwundeten zu sich zu bringen. Der erste Blick des Wiedererwachten fiel auf Konstantinen. „Du bist gerettet, meine Tochter, gerettet aus den Händen des Verführers? hauchte er mit leiser Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! Das ist meines Lebens werth!“

Konstantine. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun kniete der Engel neben den Vater hin, küßte seine Hand, und fuhr fort: Ich habe um euer Leben gebeten, und ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobey ich nicht die Zuversicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich bin überzeugt, ihr werdet nicht sterben, sondern genesen, es warten ja noch größere, noch süßere Freuden hier auf euch! —

Inzwischen hatte der Arzt den Verwundeten untersucht, verbunden, und erklärt, der Stich sey nicht tödtlich; doch empfahl er Ruhe. —

In der fernsten Zimmerecke kniete Karl und bethete — wäre, ach! so gern — zu den Füßen des Vaters

hingestürzt — und durfte nicht, weil die plötzliche Freude des Wiederfindens eines todtgeglaubten Sohnes den Greis hätte tödten können.

Als alles in Ordnung, und niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer und Konstantinen (Karl wurde bey'm blassen Scheine einer Lampe von seinem Vater nicht bemerkt), da begann der alte Burkard: Hochwürdiger, Herzensfreund! ich kenne Sie als redlich, treu und verschwiegen; deswegen war ich entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen ist, und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, sondern weiter fliehen muß, so ist auch Verschwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konstantine, erzähle weiter.

Konstantine fuhr fort: Sie wissen vermuthlich, daß der Fürst von Bolzendorf in fremden Diensten starb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes, und besorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beydes gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das ist genug; hierher gehört es nicht.

Burkard. Auch so viel mußtest du nicht sagen.

Der Pfarrer. Was alle Welt weiß?

Konstantine. Die zärtlichste Sorgfalt meiner Aeltern wurde mir zu Theil, da mein einziger Bruder, der zu einem Onkel nach Hamburg reiste, seit jener Zeit uns keine Nachricht mehr von sich gab.

Ach guter Gott! seufzte der Vater; wenn er noch lebt, mein lieber Karl, nimm ihn in deine väterliche Obhut, laß ihn fromm seyn!

Gewiß, theurer Vater, unterbrach ihn Konstan-

tine, mit einer Thräne der Freude heimlich in die Zimmerecke blickend; gewiß lebt er noch, ist gut, kommt wieder, und erfreut euer graues Haupt.

Burkard. O Allgütiger! nur diese Freude noch, gern will ich dann heimwandern.

Kaum konnte sich der gute Sohn vor Freude und Wehmuth zurückhalten.

Konstantine fuhr fort: Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; sie erzog mich nach den trefflichsten Grundsätzen. In häuslicher Stille und Eingezogenheit wuchs ich heran, und doch wurde ich unglücklicherweise der Gegenstand einer wüthenden Leidenschaft, welche ein junger Mensch von Adel gegen mich faßte. Nur die Wachsamkeit des Vaters, die Sorgfalt meiner Mutter und meine jungfräuliche Sittsamkeit konnten mich vor seinen schändlichen Nachstellungen retten.

Burkard. Du entgiengst ihnen glücklich; Gott sey dafür gelobt!

Konstantine. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon bey'm ersten Vorrücken der französischen Heere hatten wir manches zu dulden: allein die Oesterreicher und Preußen schafften uns nach einigen Monaten freye Luft. Der Revolutionsgeist hatte in unserm Lande inzwischen tiefer Wurzel geschlagen; mein Vater sah sich genöthigt, ernsthafte, ja strenge Maßregeln dagegen zu brauchen. Dies erbitterte die Freyheitsschwärmer in einem hohen Grade; sie schwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr. Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her

bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bey ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braven Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursache, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unsers Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was soll ich Sie mit einer detaillirten Geschichte derselben unterhalten! Ich will mich kurz fassen: Wir kamen um alles, bis auf den letzten Heller. Nur unsre Unschuld blieb uns; eine höhere Macht schützte mich, und auch nicht der leiseste Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unsers Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben; die französische Behörde ließ ihn deswegen sogleich verhaften, und befahl, ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beyde eingezogen, und jedes besonders in ein schreckliches Gefängniß geworfen. —

Ich habe vergessen, zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entschlief. —

Hier litten wir in jeder Rücksicht unaussprechlich, bis uns nach drey fürchterlichen Wochen ein Paar arme

treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, so gut wir konnten, vertauschten unsre Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unsre ehemalige Gränze. Nun verschafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl gegeben sey, den geheimen Rath Lautenheim und seine Tochter anzugreifen, wo man sie irgend finde. Dadurch wurde unsre Flucht vermehrt; wir verließen unsern bisherigen Weg, und giengen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieser Strom war dicht mit französischen Posten besetzt, und an einem Passe fehlte es uns. Wir glaubten also sicherer zu seyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen.

Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geschäften eine Reise zum französischen Oberkommissär nach *** gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit, in's Gebüsch zu schlüpfen; mein Vater war für ihn durch seine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unser ausgestandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verschaffen, und niemand unter derselben einen geheimen Rath vermuthen werde — dies bestimmte meinen Vater, jenen Dienst hier im Dorfe anzunehmen. Aber auch hier muß uns unser Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen besondern Grund haben, daß er sich in eigener Person an dieses Bubenstück wagte. Dem sey, wie ihm wolle, wir müssen fort, und doch —

Pfarrer. Auch dafür soll Rath werden. Ich erwarte jede Stunde den Besuch eines sehr wackern, menschenfreundlichen Mannes, der geheimer Rath in ***schen Diensten ist, und durch seine genaue Bekanntschaft mit dem in dieser Gegend kommandirenden Divisionsgeneral *** Ihnen wesentliche Dienste leisten kann und wird.

In dieser Eigenschaft wurde am andern Morgen der junge Lautenheim seinem Vater vorgestellt, und er nach und nach zum Wiederfinden seines geliebten Sohnes vorbereitet.

Endlich schlug sie — die selige Stunde des Wiederfindens, der Freudenthränen, der Gebethe und Lobpreisungen Gottes!

Und wie, mein Karl — fragte der glückliche Vater nach, den ersten Ergießungen der Freude — wie bist du uns denn erhalten worden?

Karl. Zur ruhigen und vollständigen Erzählung derselben seyen die Tage der völligen Wiedergenesung bestimmt; jetzt nur die Hauptsache. Ich gerieth in Hamburg, wohin Sie mich an meinen Onkel, den Kaufmann *** addressirt hatten, ohne mein Verschulden, blos aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, mit meinem Freunde in die Gesellschaft einiger, dem äußern Anscheine nach sehr wackerer Leute, die mich mit aller Menschenfreundlichkeit, als einen unbekannten Fremden, bewillkommten, und bereit waren, mich meinem Onkel, den sie genau zu kennen vorgaben, vorzustellen.

An einem sehr ansehnlichen Gebäude, nahe am Hafen, hielten wir; einer meiner Begleiter lief in die Thüre, kam bald wieder mit der Nachricht, mein Onkel

befände sich auf seinem vor unsern Augen schwimmenden segelfertigen Schiffe, um noch einige Aufträge zu geben; dort nun sollte ich ihn überraschen. Der Vorschlag gefiel mir um so mehr, da ich noch nie ein großes Schiff in der Nähe gesehen hatte. Ich und mein Freund fuhren dahin; kaum dort angekommen, wurden die Anker gelichtet; wir sahen nun leider wohl, daß wir betrogen waren, und bathen und flehten, aber vergeblich. Wir kamen nach Amsterdam, und da Holland eben in den amerikanischen Krieg verwickelt worden, so brachte man uns sogleich auf ein bewaffnetes Fahrzeug. Mein Freund wurde nach wenigen Tagen von mir getrennt, und auf einen Ostindienfahrer versetzt. Er starb, wie ich späterhin erfuhr, auf dem Hoffnungs-Kap im Lazareth. Ich kam mit meinem Schiffe nach Surinam. Hier wurde ich mit einem rechtschaffenen deutschen Pflanzer bekannt, welcher mich für eine beträchtliche Summe vom Matrosendienste befreyte, und zu allerley Geschäften in seinem Hause gebrauchte. Da ich mich aber immer nach der Heimath sehnte, so gab er mir endlich die Erlaubniß, abzureisen. Um die Unkosten der Ueberfahrt zu bestreiten, trat ich bey einem Schiffs-Kapitän in Dienst, der nach Europa segeln wollte. Zum Unglück wurde unser Schiff von einer englischen Fregatte weggenommen, und ich sammt der übrigen Equipage nach Irland in enge Gefangenschaft gebracht. Dieser Zustand war mir unerträglich. Ich entschloß mich deswegen, auf einem englischen Ostindienfahrer Dienste zu nehmen; meine Kenntnisse verschafften mir eine kleine Bedienung; ich machte die Reise nach Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwey Jahren kehrte ich zurück. Nun wurde ich in London einem vortreffli-

chen Deutschen Prinzen bekannt; dieser fand Geschmack an mir, und machte mich für's erste zu seinem Kammerdiener. Durch meine Treue und wenigen Kenntnisse erwarb ich mir bald seine innigste Freundschaft; ich wurde geheimer Sekretär, und machte in dieser Eigenschaft mit ihm eine Reise durch die nordischen Reiche. Gleich darauf starb der Vater des Prinzen; er kam zur Regierung, und ich wurde geheimer Rath. Wohl hätte ich in jenen Zeiten an meinen theuren Vater schreiben können, allein der Gedanke, Sie persönlich zu überraschen, war mir viel zu lieb, zu angenehm. Gern hätt' ich ihn früher ausgeführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die Stellung der französischen Heere machten dies unmöglich. Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub, versah mich mit preußischen Pässen, und gieng über den Rhein, um meinen theuren Vater zu besuchen, wenn er noch lebte; oder wenn er entschlafen wäre, Thränen der Dankbarkeit auf sein Grab zu weinen und an meiner lieben Schwester Vaterstelle zu vertreten. — Die göttliche Vorsehung führte mich hieher — in eure Arme, theurer Vater, liebe Konstantine!

Gerührt faltete der Greis seine Hände zum Gebethe: „Herr, du bist freundlich, und deine Güte währet ewiglich.“ Und nun, lieber Karl, damit ich ganz und mit innigster Freude mich deiner freuen möge, verzeihe mir eine Frage: Wie steht es mit deiner Religion? Bist du deinem Glauben treu geblieben?

„Ja, lieber Vater, entgegnete Karl mit Freude strahlendem Auge, ich bin dem Bekenntnisse und der heiligen Lehre treu geblieben, welche Sie einst mit solcher zärtlichen Sorgfalt in meine kindliche Brust pflanzten. Wer die Schicksale erfährt, die ich erfahren habe,

— o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in bösen und guten Tagen verlassen können; dem wird der Glaube an Gott, an den Erlöser und seine heilige von ihm gegründete Kirche theuer und wichtig. Ich bin dem Bekenntnisse und dem Willen nach im vollkommensten Sinne des Worts ein katholischer Christ, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden."

Wozu der Ewige, Gnädige dir verhelfen wolle! endigte der Vater, indem er seinen Sohn segnete.

Der alte Lautenheim erholte sich bald wieder so sehr, daß er mit seinem Sohne und seiner Tochter die Rückreise unternehmen konnte. Hart trennte er sich von seinem treuen Seelenfreunde, dem ehrwürdigen Pfarrer. — Bald, bald sehen wir uns wieder! o was wird das für ein Erwachen, für ein Wiedersehen seyn! dort, barmherziger Samariter, dort erst will ich danken vor Gottes Thron! —

Ehrerbiethig hatten Karl und Konstantine die Hände des Pfarrers ergriffen, und waren auf ihre Kniee niedergesunken. „Segnen Sie uns, Mann Gottes!" mehr konnten sie vor Schluchzen nicht sagen; auch der Pfarrer war tief bewegt; mit dem Tone des heissesten Gebethes sprach er: „Der Allmächtige segne euch, fromme Kinder, segne euch mit Josephs Segen, und lasse euch in vollem Maße den Segen des vierten Gebothes genießen!" —

So verließen sie das friedliche Dorf, und kamen bald an den Ort ihrer Bestimmung, wo auch der alte Lautenheim bald eine ehrenvolle Anstellung erhielt. Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsver-

waltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstantinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Lindenberger Bauern kratzten sich hinter den Ohren, und sagten zu einander: Nein, solch einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder. „Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle!" versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

3.

Eine gute Erziehung — der größte Reichthum der Kinder.

Ein Jäger, der bey einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater, Franz Ludwig, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreyen, der ihm auf dem Herzen läge. — „Gnädigster Herr! sprach er; ich habe viele Kinder, ich ernähre sie redlich von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden; nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder im Christenthume, im Lesen und Schreiben, und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost geben, da ich sie nicht gern aus meiner Aufsicht lasse."

Der edelgesinnte Fürst, der gerne jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungs-Anstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Kinder-Unterricht angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte, er sollte einmal einen Vorschlag machen, wie ihm zu helfen wäre.

„Gnädigster Herr! antwortete ihm der Jäger; in der Gegend von N. wohnt ein anderer Jäger, nahe bey einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn nun Ew. Fürstl. Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen; zwar trägt diese 100 Thaler mehr ein, als die meinige, aber diese Summe will ich ihm jährlich herauszahlen; denn es ist mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“ —

Diese väterliche Sorgfalt für die Bildung seiner Kinder gefiel dem würdigen Bischofe; er genehmigte mit Freuden den Vorschlag, ließ den andern Jäger zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. — „Von Herzen gern, sagte er, willige ich in diesen Vorschlag, nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die 100 Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann diese Summe leicht entbehren.“ — Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Jäger mit den sieben Kindern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen

Dienstes, dem andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privatkasse zu.

So säete ein Priester im Geiste Jesu aus für den Tag der Garben! —

4.

Die kindliche Liebe.

Ein Herr zu Pferde ritt durch ein Dorf. Er sah ein junges Bauernmädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, und Weißzeug wusch. Es zeigte so viel Sittsamkeit in seinem Gesichte, und so viel Anstand in seinem Betragen, daß er es eine Zeitlang betrachtete. Er stieg vom Pferde, trat näher zum Brunnen, und bath es um einen Trunk Wasser.

„Gleich, mein Herr!" Es reichte ihm einen Krug voll Wasser, wandte sich von ihm weg, und vollendete schleunig die Wäsche.

Der Herr hielt noch immer den Krug in der Hand, und that, als wenn er sich nicht satt getrunken hätte.

„Ich bitte, daß ich den Krug mit mir tragen dürfe. Ich muß eilen; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht geschwind genug bey ihr seyn."

Sie hat also noch eine Mutter?

„Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; und sie hat auf der ganzen Erde nur mich zur Unterstützung."

Wo wohnt sie?

„Dort unten. Sehen Sie das Haus unter'm Baume?"

Das ist ja eine Hütte.

„Eine Hütte? Mein Herr, es ist unsere Wohnung.“

Gut, mein Kind, ich will sie begleiten, und ihre Mutter kennen lernen. Die Mutter muß doch brav seyn, weil sie von ihrer Tochter so herzlich geliebt wird.

„O ja, ich liebe sie. Wenn ich ihr nur recht viel Gutes erweisen könnte!“ —

Der Herr führte sein Pferd hinter sich am Zügel nach, und kam mit dem Mädchen zur Wohnung. Schon außer der Hütte hörte er die Seufzer der Mutter. Die Tochter öffnete die Thüre; „Mutter, rief sie bey'm Eintritte, da ist ein Herr, dem ich einen Trunk Wasser gereicht habe; er will dich sehen.“

Gleich bey'm Anblicke der armseligen Hütte war der Herr gerührt, aber noch mehr war er es, als er ein altes, krankes Weib auf einem halbvermoderten Strohbette liegen sah. Armes Weib, sagte er, ich bedaure euch. — „Ach, mein Herr, erwiederte die Kranke, mein Zustand ist so lange nicht bedauernswerth, als ich meine liebe Tochter habe, die ihn mir mit aller möglichen Sorgfalt zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben, bald näht, bald spinnt, bald strickt sie für andere Leute, und Tag und Nacht arbeitet sie. Nur ihrer Anstrengung und fleißigen Wartung habe ich mein Leben zu verdanken. Gott segne sie! setzte sie mit Thränen hinzu; denn er ist ein Gott der Liebe.“

Brave Tochter, sprach der Herr, bleib sie ja immer gut; folge sie ihrer Mutter, und der Stimme ihres unschuldigen Herzens. Nun höre sie: Mag sie wohl nach Stockholm (die Königliche Residenzstadt in

Schweden) kommen? Ich will sie dort glücklich machen.

„Nach Stockholm? da wohnt ja unser König?"

Ja, er wohnt dort.

„Nein, Herr, meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden könnte."

Sie war gewiß noch nie in einer Stadt?

„O ja, ich habe schon einmal in einer Stadt gedient; aber da wurde es mir sauer."

Wie das?

„Die Frau war sehr hartherzig, und es blieben ihr die Dienstmägde selten länger, als acht Tage. Täglich mußte ich bis zehn und eilf Uhr arbeiten, in jeder Woche alle Zimmer auf den Knieen ausfegen, und ungeachtet ich mir dadurch den Gliederschwamm zuzog, hatte sie doch kein Mitleid, und hieß mich eine liederliche Person. Ich mußte nicht nur alle Hausarbeiten verrichten, sondern auch so viele Gänge den Tag über machen, daß ich mit dem geringen Liedlohne nicht einmal den Schuhmacher bezahlen konnte; und wenn ich nur eine Kleinigkeit versah, polterte sie den ganzen Tag, oder schlug mich zum Kopfe. Die Frau hatte einen Sohn und eine Tochter. Sie betrugen sich aber so arg gegen mich, wie ihre Mutter. „Darum hat der Dienstbothe Kost und Lohn," sagten sie, wenn ich über ihren Uebermuth weinte. Ich beklagte mich deswegen doch nie, und ob ich mich schon selten satt essen konnte, blieb ich doch so lange in diesem Dienste, bis meine Mutter krank wurde, und mich zu sich rief."

Schwer ist es, antwortete der Herr, sehr schwer, wenn sich der Dienstbothe alles gefallen lassen soll. Möchten doch die Frauen bedenken, daß ihre Mägde so

gut, als sie, Menschen sind; ist denn Gott nicht aller Menschen Vater? Thut eine Magd ihre Dienste treu und pünktlich, so hat sie gewiß so viel Werth, als eine Frau, die befiehlt, ißt und trinkt, Besuche macht, spazieren geht, oder zur Noth die leichtesten Hausgeschäfte auf sich nimmt. Ohne Beyhülfe der Dienstbothen würden wir ja alle Haus- und Feldarbeiten allein verrichten müssen. Und wie unartig erst das ungezogene Wesen junge Leute kleidet, die noch nichts in unserer Welt sind, eine hohe Meynung von sich haben, und glauben, daß sie berechtiget seyen, Dienstbothen grob behandeln zu dürfen! Kurz, ein braver Dienstbothe verdient alle Achtung, und soll nie mit Arbeiten überladen werden. Doch wieder zur Sache. Ich würde für ihre Mutter gesorgt haben, wenn sie auch nach Stockholm gegangen wäre. Weil sie aber durchaus hier bleiben will, so nehme sie diese Börse! —

„Geld, mein Herr? — Darf ich's nehmen, Mutter?"

Mit gutem Gewissen, erwiederte der Herr, mit gutem Gewissen kann sie es nehmen.

„O dieses Geld ist für meine Mutter!" und die Tochter reichte ihr den Beutel voll Geld.

Die Mutter wollte vom Strohlager aufstehen, und dem Herrn zu Füßen fallen. Er näherte sich aber ihrer Bettstätte, und zwang sie, zu bleiben. „Es ist mir ein Vergnügen, sagte er, die drückende Lage, in die ihr ohne eure Schuld gerathen seyd, zu erleichtern. Ihr habt den gerechtesten Anspruch auf Unterstützung, und ich habe die Macht, euer Elend zu lindern; und du, gutes Mädchen, fahre fort, für deine Mutter zu sorgen. Eine liebevolle Mutter soll Kindern das edelste

Kleinod auf Erden seyn. Sie war es, die deiner mit Liebe pflegte, dich mit Liebe unterrichtete, mit Liebe zur Tugend führte, und so lange mit Liebe leitete, bis du wurdest, was du bist. O Mädchen! kein Herz schlägt für ein Kind so zärtlich, als ein Mutterherz.“ —

Die Mutter hob ihre Hände gen Himmel, und die Tochter stand voll Rührung da. „Wir können aber nichts thun, stotterte das Mädchen endlich, als daß wir für den Herrn bethen,“ küßte ihm dann mit Ehrfurcht die Hand, und dankte mit derjenigen Schüchternheit, die dem weiblichen Geschlechte so schön steht. — Das thut, meine Kinder! versetzte der Herr; lebet wohl! So schied er, und schwang sich auf sein Pferd.

Heute war ein schöner Tag meines Lebens, sagte er, und ich fühle es, daß es für Könige noch eine andere Größe giebt, als die mit Feuer und Schwert errungen wird, und ritt in's Dorf zurück.

Nach einer Viertelstunde verbreitete sich der Ruf, daß der König durch das Dorf geritten sey. Mutter und Tochter wurden bey dieser Nachricht unruhig, indessen war sie ihnen noch zweifelhaft. So viel wußten sie aber, daß ihr König, Gustav III. *) öfters ganz allein in einem gewöhnlichen Reisekleide durch verschiedene Dörfer zu reisen, und sich um den Zustand seiner Unterthanen zu erkundigen pflegte. —

Sie blieben nicht lange in der Ungewißheit; denn kaum war König Gustav in Stockholm angekommen, so setzte er für diese beyden Personen einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach dem Tode der Mutter auf die Tochter fallen sollte.

---

*) wurde geb. 1746, starb durch einen Meuchelmord 1792.

Mit Gott und der Welt zufrieden, lebte die gute Tochter an der Seite ihrer würdigen Mutter, als ein wohlgesitteter, wackerer Bauerssohn sie heyrathen wollte. Sie willigte nicht ein. Der König erfuhr es, und ließ ihr sagen, daß ihm diese Verbindung wohlgefallen würde, und fügte zum Gehalte, den er ihr schon zugesichert hatte, eine hinreichende Summe zur Aussteuer. Sie wurde Bäuerin, nahm die Mutter zu sich, und pflegte sie mit eben der kindlichen Sorgfalt, wie zuvor; und nun lebt sie mit ihrem Manne so gut, daß Gott und Menschen ein Wohlgefallen haben.

5.

Die gute Tochter.

In dem hannöverischen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter, geringer Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte, und dabey ein kleiner Garten war alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze, unter schwerer Arbeit und Mangel, hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen, und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte, und ihre ganze kleine Habe. — Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äußerste Elend versetzt. Ihre Tochter, Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen

der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit unsäglichen Schmerzen, aber nicht mit jener blos leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. —

Der Entschluß, ihren Aeltern beyzustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele; im innigen Gebeth vor Gott errang sie sich höhere Kraft, und mit christlicher Freudigkeit, die nur auf Gott sieht, schritt sie zur Ausführung. —

Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern verlohr, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Aeltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahegelegenes Haus, und versprach, für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste, ward sogleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Aeltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Alten

stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpfetragen entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen.

Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward, unter dem Namen der guten Tochter, in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beyträge für die gute Tochter ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem, thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Menschen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen.

O, es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten, und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott dafür priesen. Auch dem Werkzeuge dieses Glückes, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt. Sie, die einzig und allein nicht sich, sondern ihren Aeltern lebte, wollte aber keine Versorgung haben, so lange ihre hülfsbedürftigen Aeltern noch lebten.

Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die guten Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete.

Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr vergessend, pflegte die Edle ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen, wie dem andern, die Augen zu.

Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn; denn am nämlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer verstorbenen Aeltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nämliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente. —

6.

Achtung und Ehrerbiethung gegen die Aeltern.

> Ehre deinen Vater und deine Mutter, so lautet jenes Hauptgebot, das mit der Verheissung verbunden ist: damit es dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erden.
>
> Ephes. VI. 2, 3.

Alphons der neunte, König von Leon, zeichnete sich besonders durch seine kindliche Liebe aus. Sein Vater, Ferdinand II. in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, erreichte ein sehr hohes Alter, hatte aber auch mit verschiedenen Schwachheiten, die diesem Alter gewöhnlich ankleben, zu kämpfen. Sein ältester Sohn und Thronfolger, Alphons, betrug sich gegen ihn ganz so, wie es einem redlich gesinnten Sohne gebührt.

Immer war er um ihn, und er verließ ihn nur dann, wenn die Besorgung der Angelegenheiten des Staates, die sein Vater ihm übertragen hatte, es forderte. Um seinen Sohn nicht zu betrüben, verbarg Ferdinand immer einen Theil der Uebel und Schmerzen, die er dulden mußte, vor ihm. Wenn die Heftigkeit derselben ein wenig sich verminderte, ließ er sich in die Gärten des Palastes tragen, und sagte dann zu seinem Sohne, seine Kräfte kämen wieder; es stehe mit seiner Gesundheit besser, als es scheine. — Einst erfuhr er, daß Alphons von einem Siege über die Mauren zurück komme, und sich schon der Hauptstadt nähere. Sogleich befahl der ehrwürdige Greis, man solle ihn in eine Sänfte setzen, und ihn seinem Sohne entgegen tragen. Er wollte nämlich demselben nicht nur seine Freude über den erfochtenen Sieg bezeigen, sondern ihm auch den frohen Anblick verschaffen, daß sein Vater einer solchen Gesundheit genieße, als es sein Alter nur immer erlaube.

Sobald Alphons ihn erblickte, stieg er vom Pferde, eilte voll Freude ihm entgegen, und folgte der Sänfte zu Fuße. Vergebens suchte der Vater ihn dazu zu bereden, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen solle; vergebens stellte er ihm vor, es sey nicht schicklich, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. „Die sind nicht Ihre Söhne," antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. Als sie vor dem Palaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn auf sein Zimmer. „Mein Vater, sagte er, Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen geht, das wissen Sie nicht. Sie

schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleite; ich beneidete sogar Ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, welchen sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen." — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten. —

Nicht lange genoß Alphons noch das Vergnügen, seinen lieben Vater zu besitzen, denn er starb bald nachher, im Jahr Christi 1190. Er ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und folgte selbst der Leiche seines Vaters, in Trauerkleidern, mit fliegenden Haaren, mit gebeugtem Haupte und betrübtem Herzen.

Der Segen seines Vaters ruhte auf ihm und seinem Lande; und eine lange, glückliche Regierung war hier schon der Lohn seiner kindlichen Liebe.

7.

Kindliche Ehrfurcht.

(Ein Seitenstück zur vorigen Geschichte.)

Cajus Marcius Coriolanus (er lebte ungefähr 485 Jahre vor der Geburt Christi), ein vornehmer Römer, machte sich wegen seines Stolzes und seiner Härte gegen seine ärmern und geringern Mitbürger bey denselben so verhaßt, daß er auf immer aus Rom verbannt wurde. Er begab sich darauf zu den Volskern, einem Volke im alten Italien, mit dem festen Vorsatze, sich an seinen Landsleuten, die ihn verstoßen

hatten, empfindlich zu rächen. Die Volsker nahmen ihn bey seiner Ankunft nicht nur gütig auf, sondern äußerten auch immer mehrere Achtung gegen ihn. Dies benützte er, um sie zu einem neuen Kriege mit den Römern, gegen welche sie bisher nichts hatten ausrichten können, zu bewegen. Sie ließen sich dazu bereden, und unter seiner Anführung waren sie überall siegreich. —

Nachdem er bereits mehrere, den Römern angehörige Städte erobert hatte, gieng er endlich gerade auf die Hauptstadt Rom selbst los, und belagerte sie. Das römische Volk wollte nicht fechten, und brachte den Senat dahin, an Coriolan eine Gesandtschaft zu schicken, um des Friedens wegen Unterhandlungen anzufangen. Allein sie wurde sehr schnöde abgefertigt. Selbst die Priester, die sich in ihren feyerlichen Kleidern zn ihm begaben, richteten eben so wenig aus. Hierauf machten sich Veturia, die Mutter Coriolans, und seine Gemahlin Volumnia, mit ihren zwey noch kleinen Söhnen, begleitet von vielen römischen Frauen, auf, und wollten versuchen, was sie über ihn vermöchten. Sobald sie sich dem Lager genähert hatten, ward dem Coriolan angezeigt, daß eine Menge Frauen vor demselben angekommen wäre. Allein er, auf den weder das Ansehen der, im Namen eines ganzen Volkes erschienenen Gesandten, noch die heilige Würde der Priester einigen Eindruck gemacht hatte, war fest entschlossen, auch bey den Bitten der Weiber unerbittlich zu bleiben.

Seine Härte wurde aber besiegt. Kaum hatte er unter den Frauen seine alte Mutter Veturia erblickt, als er von seinem Sitze aufstand, und auf sie zueilte.

„Sage mir, redete diese ihn an, bin ich zu einem Feinde, oder zu meinem Sohne gekommen? — Mußte ich so lange leben, um das Unglück in meinem hohen Alter zu erfahren, dich erst aus Rom verwiesen, und dann als dessen Feind wieder zu sehen? Wäre ich nicht Mutter geworden, so würde Rom jetzt nicht belagert. Hätte ich nicht einen Sohn, so könnte ich frey unter einem freyen Volke sterben. Ich bitte dich nicht, zum Schaden eines Volkes, das dich so großmüthig aufgenommen hat, Rom zu retten, sondern die Streitigkeiten zwischen demselben und deinem Vaterlande auf immer beyzulegen." — Und hiermit fiel sie vor ihm auf die Knie. — „Mutter, sprach Coriolan, was thust du gegen mich? Du allein hast mich überwunden." — Er hob sie auf, umarmte sie auf das zärtlichste, und zog sich mit seinem Heere zurück.

So ward Rom durch die kindliche Liebe gerettet.

8.

Hochachtung gegen die Aeltern.

Der preußische Rittmeister Kurzhagen, vom ehemaligen Ziethenschen, dann Göckingischen Leibhusaren-Regimente, war der Sohn eines an der Meklenburgischen Gränze ansäßigen märkischen Landmannes, und hatte sich jenen Posten blos durch persönliche Verdienste erworben. Bey seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Befehlshaber einer Schwadron in das Standquar-

tier wieder ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gelegen war.

Seine beyden armen Aeltern, Landleute, nach Meklenburgischer Sitte dürftig gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Kaum ward er sie ansichtig, als er sogleich vom Pferde stieg, seinem Lieutenant die Schwadron übergab, und sie öffentlich umarmte. Er behielt sie nachher lebenslang bey sich, und ließ sie stets an seinem Tische sitzen, wenn auch vornehmer Besuch da war.

Kleine Geister fiengen dies auf, und murrten zum Theile so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals von Ziethen kam. Und was that der brave Ziethen? — Was jeder große und ehrwürdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde. Er besuchte Kurzhagen, sagte ihm, daß er alle Offiziere seiner Garnison zu sich einladen solle, und fragte den guten Kurzhagen an der Tafel: Wo sind Ihre würdigen Aeltern? — Lassen Sie sie gleich herkommen, und meinethalben ja nicht von der Tafel wegbleiben. Er gieng sogar hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater mehrmals traulich die Hand, und stand dann mit den Worten, das Glas in der Hand, auf; „Wohlan, meine Herren! auf das Wohl dieser würdigen Aeltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!" —

Bey einer andern Gelegenheit war Kurzhagen, als Ritter des Verdienstordens, zur königlichen Tafel eingeladen.

„Von was für einem Hause stammt er ab?" fragte ihn Friedrich II., vermuthlich, um seine Gesinnungen zu prüfen. — „Von gar keinem, Ew. Ma-

jestät, erwiederte der Rittmeister; bloße Landleute sind meine Aeltern, und ich möchte sie um keine andern in der Welt vertauschen." — Das heißt edel gedacht! sprach Friedrich, und eine Freudenzähre floß über seine Wangen herab.

Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Aeltern und Verwandten zu schämen! Er ist kein edler Mann, und kann auch keiner werden.

*

* *

Es giebt sehr viele Kinder, die, sobald sie sich der väterlichen und mütterlichen Aufsicht entzogen haben, glauben, sie seyen ihren Aeltern keine Ehrerbiethigkeit mehr schuldig. — Hört denn die Pflicht, einen Wohlthäter zu ehren, auf, wenn man seiner Wohlthaten nicht mehr bedarf? Bleiben Aeltern nicht immer die größten Wohlthäter der Kinder? Hat eine gute Erziehung nicht immerwährend einen gesegneten Einfluß auf das Schicksal der Kinder? Wenn auch die Pflicht, den Aeltern zu gehorchen, aufhört, so verlischt doch die Pflicht, die Aeltern zu ehren, niemals.

Es zeigt ein rohes, undankbares und gefühlloses Herz an, wenn Kinder so leicht der Wohlthaten, welche die Aeltern ihnen in der Kindheit erwiesen haben, vergessen können.

So lang' ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Mit einem Wort betrüben.
Durch Sittsamkeit sie zu erfreun,
Soll einzig mein Bestreben seyn.

9.

Frommes Andenken an Aeltern.

Der Rosenstock.

Ein Kaufmann mußte seiner Geschäfte wegen über das Meer in ein weit entlegenes Land reisen. Er kaufte zuvor einen Rosenstock, rief seine Söhne und Töchter zusammen, und pflanzte mit ihnen den Rosenstock in seinen Garten. So oft ihr, sagte er, diesen Rosenstock ansehet, erinnert euch eures Vaters. Ehe dieser Stock zweymal Rosen trägt, werde ich, wenn es Gottes Wille ist, wieder zu Hause seyn. Als er so gesprochen hatte, reisete er fort. Wie oft die Kinder den Rosenstock betrachteten! Schon im ersten Sommer trug er Rosen. Das war eine Freude! Und der Wohlgeruch dieser Rosen — o, er übertraf den Wohlgeruch aller Rosen, die sie bisher gerochen hatten!

Indessen erhob sich auf dem Meere ein heftiger Sturm, schleuderte das Schiff an einen Felsen, und der Vater, mit allen Leuten, die auf dem Schiffe waren, wurden in das Meer gestürzt, und büßten ihr Leben ein.

Da die Kinder des Vaters Tod vernahmen, schlugen sie vor Schrecken die Hände zusammen, und jammerten sehr.

Als der Stock wieder Rosen trug, versammelten sie sich, giengen in den Garten, standen um den Rosenstock her, dachten der Liebe des seligen Vaters, seiner Lehren und Ermahnungen, und weinten so herzlich, wie sie bey der Nachricht von des Vaters Tode geweint hatten.

Der Nachbar hörte diesen Jammer, gieng zu den Kindern in den Garten, und sagte: „Gute Kinder! der Rosenstock wird euch zum Schmerze; ich will ihn ausgraben, und in meinen Garten pflanzen, daß euch sein Anblick nicht mehr betrübe.“

Da sprachen die Kinder: Lasset, lieber Nachbar, lasset uns den Rosenstock in unserm Garten! Trägt er uns auch nur Thränenrosen, so sind es ja Thränen der kindlichen Liebe, die Gott einst trocknen wird. Lasset, Nachbar, ach lasset uns den Rosenstock!

Darauf gaben sich die Kinder das Wort, gut, fromm und unschuldig zu bleiben, und so das Andenken an den theuren Vater in Ehren zu halten; dann umarmten sie sich, und giengen voll guter Vorsätze in die stille Wohnung zurück.

10.

Die Geschwisterliebe.

Karl und Wilhelm waren Söhne eines Schneiders, der in einem Städtchen wohnte, das nicht weit von Leipzig entfernt ist. Sie zeichneten sich durch einen schönen Wuchs, aber noch mehr durch Verstand und Tugend aus. Ihre Mutter starb, als sie noch kleine Kinder waren. Der Vater war es also allein, der sich mit der Erziehung seiner Söhne abgab. Ungeachtet er ein Handwerksmann war, so hatte er doch schon viele Erfahrungen über die Menschen und die Angelegenheiten der Welt gemacht. Seine Urtheile darüber waren so

ziemlich durchgedacht, und meistentheils gegründet. Die Erziehung der Söhne war also vernünftig. Er hatte sich bey seiner rastlosen Arbeitsamkeit einiges Vermögen erspart, und beschloß, der Wißbegierde seines ältern Sohnes, Wilhelm, dadurch zu entsprechen, daß er ihn studieren lassen wollte.

Karl sollte mit der Zeit das väterliche Hauswesen übernehmen, und die Profession fortsetzen.

Als sich Wilhelm die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, gieng er zur hohen Schule nach Leipzig. Sein Fleiß war unermüdet, und seine sittliche Aufführung ohne Tadel. Seine guten Grundsätze hatten einen hohen Grad von Festigkeit erhalten, und es ließ sich voraussehen, daß er vom Wege der Tugend, auf dem er wandelte, nicht leicht mehr abweichen würde.

Sein Fortgang in den Wissenschaften war vortrefflich, und er kehrte nach seinen vollendeten Studien mit den besten Zeugnissen zurück.

Nach einigen Tagen kam ein Kaufmann in des Vaters Werkstätte, bestellte ein Stück Arbeit, gab ihm die Hälfte Arbeitslohn voraus auf die Hand, und bedung, daß die Arbeit binnen acht Tagen fertig seyn müßte, weil er sich nicht länger an diesem Orte aufhalten könnte. Während dieser Unterredung saß Wilhelm an einem Nebentischchen, hatte Bücher vor sich, und studierte. Sogleich erkundigte sich der Kaufmann, wer dieser junge Mensch wäre, der dort so fleißig läse. Er ist mein Sohn, sagte der Vater, der vor ein Paar Wochen von der hohen Schule zurückgekommen ist, und bis zu einer bessern Versorgung eine Hofmeisterstelle zu erhalten wünscht. — „Gerade zur rechten Zeit! erwiederte der Kaufmann freudig; ich kann euch ein

Freundesstück erweisen. Ein gewisser Gutsbesitzer im Hildesheimischen hat mich dringend gebethen, daß ich, wenn ich nach Leipzig kommen würde, für seinen einzigen Sohn um einen tauglichen Hofmeister mich umsehen möchte. Hätte Ihr Sohn Lust, diese Stelle anzunehmen, ich wollte den Augenblick an den Gutsbesitzer, der ein Baron ist, schreiben; ich glaube, daß Ihr Sohn der Mann ist, mit dem ich Ehre einlegen werde." —

Ach! nicht alles ist Freundschaft, was unter diesem schönen Namen erscheint. Oft wird man von den Menschen, die sich Freunde nennen, nur getäuscht. Man muß die Leute, ehe man ihnen sein Vertrauen schenkt, in den verschiedenen Lagen des Lebens beobachtet und sorgfältig geprüft haben, sonst entgeht man der schmerzlichen Erfahrung nicht leicht, sich von ihnen betrogen zu sehen. Freundschaft muß sich auf Wahrheit und Tugend gründen; im entgegengesetzten Falle ist sie nur Maske; sie ist gefährlich, kann schädlich werden, und verdient den edlen Namen der Freundschaft nicht. —

Der Antrag ward mit Vergnügen angenommen, und der ehrliche Schneider, der so wenig, wie Wilhelm, Arges dachte, versicherte den fremden Herrn voraus seiner größten Dankbarkeit.

Einige Tage nachher fand sich der Kaufmann wieder im Hause des Schneiders ein, wies eine günstige Antwort vom Baron auf, übergab Wilhelmen im Namen des Barons fünf Louisd'or Reisegeld, drang auf die schleunige Abreise, und versprach, ihn bis an Ort und Stelle zu begleiten.

Nach vielen warmen Danksagungen und Freundschaftsversicherungen nahmen Vater, Kaufmann und die

Brüder Abschied, und Wilhelm reisete gutes Muthes mit seinem Beförderer fort.

Aber wer vermag Wilhelms Bestürzung zu schildern! Kaum war er über die Sächsische Gränze gekommen, so wurde er in Magdeburg der Hauptwache überliefert. Offiziere und Soldaten drängten sich um ihn herum, und betrachteten ihn mit Vergnügen. Bald wurde er mit andern Rekruten nach Berlin geführt, und mit dem Beysatze, daß er fünf Louisd'or Handgeld genommen habe, als Soldat zu einem Regimente geschickt. Wilhelm mochte nun sagen, was er wollte, es half nichts. Er mußte dem Verhängnisse nachgeben. Sein Reisegefährte verschwand von der Stunde an, in der er ihn der Hauptwache übergeben hatte, und Wilhelm konnte in seinem ganzen Leben nicht erfahren, wer dieser Kaufmann gewesen sey.

Dieser Schlag wirkte tief auf sein Herz. Keinen Freund, nicht einmal einen Bekannten hatte er im Orte, bey dem er Zuflucht suchen konnte. Es bedurfte einer geraumen Zeit, bis er sich über das unglückliche Loos, das ihn getroffen hatte, tröstete. Du bist gesund, sagte er endlich zu sich, und fühlst Kraft in den Gliedern, und du kannst der Welt als Soldat so gut, als in einem andern Stande nützen. Zwar bist du jetzt nicht glücklich, aber du bist ja darum noch nicht unglücklich, und sogar an das Unglück gränzt oft das Glück. Genug, du kannst dich vor Gott und deinem Gewissen rechtfertigen; denn du bist ohne deine Schuld getäuscht worden. Verzage also nicht, Wilhelm! erfülle deine Pflichten treu. Auf Regen folgt ja Sonnenschein. Unterwirf dich ohne Murren der göttlichen Fügung; und

wenn auch die Probe deines Gehorsams schwer hält, so sollst du sie doch mit Geduld und Muth aushalten.

Auf diese Worte wurde Wilhelm wieder heiter, und sein Herzeleid verwandelte sich in eine stille Seelenruhe.

Der Vater hoffte indessen mit Sehnsucht auf einen Brief von seinem geliebten Sohne; aber Wilhelm schrieb lange nicht, weil er das zärtliche Vaterherz nicht betrüben wollte.

Nach einigen Monaten erkundigte sich der Vater um den Baron, bey dem sein Sohn Hofmeister hätte seyn sollen, aber umsonst; denn weder das Rittergut, noch der Name des Barons konnte aufgefunden werden. Nun brach ihm das Herz. Er bekümmerte sich über die verdächtige Lage Wilhelms äußerst; und Karl, der seinen Bruder von jeher so innig geliebt hatte, weinte herzlich. Als sie an einem Abende traurig beysammen saßen, meldete sich unvermuthet ein Handwerksbursche, der vom Orte herkam, an dem Wilhelms Regiment lag, und brachte einen Brief von ihm. Schnell wurde der Brief erbrochen, und Karl las laut:

Lieber Vater!

Der Kaufmann hat uns hintergangen. Er war ein falscher Werber, ein Seelenverkäufer, führte mich nach Magdeburg, und übergab mich dort der Hauptwache. Ich bin also jetzt Soldat, und bin es, weil ich es seyn muß. Kränket euch nur nicht zu sehr, lieber Vater; Gott blickt auf mich mit Erbarmen. Meine Vorgesetzten sind mit mir, und ich bin mit ihnen zufrieden. Vielleicht finde ich einmal Zutritt zum König, und dann könnte sich das Schicksal günstig wenden.

Indessen studiere ich fleißig, so oft mir mein Dienst Zeit übrig läßt, um mich zu dem Geschäfte zu vervollkommnen, zu dem ich mich auf der hohen Schule vorbereitet hatte. Ich werde zwar mein Glück später in der Welt machen, als ich glaubte; aber ich werde meinem Vorsatze getreu bleiben, und, sobald meine Dienstjahre geendigt sind, zeigen, daß der Vater sein Schweißgeld auf keinen unwürdigen Sohn verwendet habe.

Meinen Herzensgruß an den lieben Karl. Ich empfehle mich der väterlichen Liebe, und bin

Euer

gehorsamer Wilhelm.

Auf dem zweyten Blatte des Briefes standen die folgenden Zeilen geschrieben:

Mein Trost.

Er, dessen Hand den Lebenslauf mir schrieb,
Der meine Augenblicke zählte,
Mein Glück beschied, und wo ein Mangel blieb,
Für mich doch nur den kleinsten wählte,
Der hat mir nicht mehr auferlegt,
Als was er sah, daß meine Kräfte tragen;
Er gab mir ja ein Herz, Ihm meine Noth zu klagen,
Und Hoffnung, wenn sich Kleinmuth regt.

„Gut, sagte Karl, als er den Brief ausgelesen hatte; meinem Bruder kann leicht geholfen werden. Morgen reise ich nach Berlin, melde mich bey'm Regimente, und bitte, daß ich ihn ablösen und an seine Stelle treten dürfe. Ich bin beynahe so groß, als er, und den halben Zoll, der mir etwa noch fehlt, werde ich wohl noch wachsen. Ich will den Dienst bald lernen, und mit meiner Aufführung werden die Herrn Offiziere zufrieden seyn. Der Bissen wird freylich

manchmal schmal werden; aber ich habe entbehren gelernt, was Hunderten unentbehrlich scheint.“

Ein wunderlicher Einfall! erwiederte der Vater, und machte gegründete Einwendungen. „Aber, antwortete Karl, hat Wilhelm nicht schon viel Geld gekostet? Ich habe euch gebeten, unsere Grundstücke zu verkaufen, daß er sein Studieren vollenden konnte, um zu seiner Zeit die Stütze eures Alters werden zu können; und nun soll er Soldat seyn? Er, der das Geld so gut verwendet, und sich so wohl aufgeführt hat, daß wir Ehre und Freude an ihm hatten, und einst Trost und Unterstützung von ihm hoffen konnten? — An meinem Bruder ist also viel, und an mir wenig gelegen. Wenn ich einige Jahre als Soldat ehrlich gedient habe, so habe ich nichts versäumt, und werde die Nadel wieder zur Hand nehmen.“

Was vom Herzen kömmt, geht wieder zum Herzen. Der Vater fand den Entschluß vernünftig. Karl wurde mit Reisegeld versehen, und eilte zum Regimente nach Berlin; denn er wünschte nichts sehnlicher, als nur recht bald seinen Bruder zu sehen. Kaum war er zu Berlin, so fragte er nach der Hauptwache; und gerade da traf er seinen Bruder an.

„Wilhelm, rief er, als er ihn unter den übrigen Soldaten erblickte; mein lieber Bruder Wilhelm!“ und in dem Augenblicke streckte er seine beyden Arme aus, und hieng ihm am Halse.

Du bist es, lieber Karl! antwortete Wilhelm; ja, deine Stimme; du bist es!

Diese unerwartete Erscheinung, und die Herzlichkeit, mit der sich die zwey Brüder umarmten, rührte nicht nur den Offizier, der in der Wachtstube war, sondern

alle Soldaten, die umherstanden. „Sey mir gegrüßt, tausendmal gegrüßt! fuhr Karl fort; der Vater und ich haben so oft mit Liebe und Wehmuth an dich gedacht, und nun will ich an deiner statt Soldat werden, wenn du so glücklich bist, deinen Abschied zu erhalten.“

Das sollst du nicht, theurer Bruder! versetzte Wilhelm; das sollst du nicht! und drückte ihn wehmüthig an sein Herz. Der Mensch kann in jedem Stande gut und edel seyn. Ich will also Soldat bleiben, bis es Gott gefällt, mein Schicksal zu ändern. — Aber Karl wiederholte seinen Antrag mit einer brüderlichen Herzensergießung, der sein Bruder nicht länger widerstehen konnte. Wilhelm sagte zu, Karl wurde ohne Schwierigkeit zum Soldaten angenommen, und Wilhelm erhielt seinen Abschied.

Unter einem Strome von Thränen wand sich Wilhelm aus den Armen Karls, und trat die Rückreise nach seiner Heimath an. Noch in der Ferne streckte er einige Male seine Hand gegen seinen Bruder hin, und rief schluchzend: „Gott lohne deine Bruderliebe!“

So sparsam Wilhelm auf seiner Reise zehrte, so reichte doch seine baare Münze nicht zu, die Kosten bis zum väterlichen Hause zu bestreiten. Er besaß aber so viel Ehrgefühl, daß er es für beschämend hielt, Andere um eine Wohlthat zu bitten.

Nahe am Fußsteige wohnte der geheime Rath G**, im Schlosse S**, ein bemittelter Mann, der seiner Gutherzigkeit wegen bekannt war. Wilhelm rechnete auf Hülfe, aber auch auf Schonung des Zartgefühls, das edeldenkenden Armen eigen ist.

O, meine Leser und Leserinnen! wenn es euch er-

laubt ist, Nothleidenden wohlzuthun, kränket ja den ehrliebenden Empfänger auf keine Weise, die ihn beleidigt. Es ist schmerzlich genug, sich in einer Lage zu finden, in der man um Wohlthaten bitten muß.

Wilhelm entschloß sich endlich, um eine Gabe zu seinem weitern Fortkommen zu bitten, und der geheime Rath gab ihm willig, um was er bath. Ja, er verlangte noch obendrein, daß er einige Tage bey ihm bleiben, und sich von seiner Reise erholen sollte.

Es geschah, und der würdige Mann lernte nicht nur Wilhelms Talente und Geschicklichkeiten, sondern auch sein Schicksal, und die guten Herzen der zwey Brüder kennen.

Der geheime Rath hatte ihn binnen einigen Tagen so liebgewonnen, daß er ihn auch mit Kleidungsstücken versah; und weil er einen Hauslehrer für seine Kinder brauchte, ihn ersuchte, daß er diese Stelle vertreten möchte. Niemand war jetzt glücklicher, als Wilhelm. Kaum war er einige Wochen Hauslehrer, so besuchte der Kriegsrath Fr** seinen Freund, den geheimen Rath, auf dem Gute. Bey dieser Gelegenheit erfuhr der Kriegsrath Wilhelms Schicksal, und die Zärtlichkeit des jüngern Bruders Karl. Er nahm innigsten Theil an dem Kummer des rechtschaffenen Vaters, ohne etwas weiter zu sagen, und verschloß einen Wunsch in seinem Herzen, den Zeit und Weile erfüllen sollte. Wer selbst nicht helfen kann, dachte er, soll seinen Mitmenschen auffordern, daß er helfe; er beurlaubte sich nach einer Woche vom geheimen Rathe, und fuhr nach Berlin. Dort bewarb er sich bey verschiedenen Generalen und andern Großen um Karls Loslassung. Es gieng schwer, und alle seine Bitten schienen anfangs keinen guten Erfolg zu bewirken; aber er verlohr

den Muth nicht. So lange ich nicht versichert bin, sagte er, daß ich alles gethan habe, was ich für das Wohl meines Mitmenschen thun konnte, so lange werde ich nicht ruhen. Am Ende hatte er die Freude, daß ihm Karls Entlassung bewilligt wurde, wenn er zwey wohlgewachsene Ausländer von Karls Größe stellen, und im Falle, daß einer mit der Zeit entlaufen sollte, hundert Reichsthaler zum Unterpfande niederlegen wollte. Der edeldenkende Kriegsrath nahm diese harten Bedingungen mit Freuden an. Er brachte durch gute Freunde zwey Rekruten auf, gab ihnen ein ansehnliches Handgeld, erlegte die verlangten hundert Reichsthaler aus seinen Mitteln, und führte Karln mit sich zu seinem ältern Bruder. Der Auftritt, der sich im Schlosse seines Freundes, des geheimen Rathes, zwischen den beyden Brüdern jetzt eröffnete, kann nur empfunden werden. Ich kann ihn mit Worten nicht ausdrücken.

Noch mehr: der menschenfreundliche Kriegsrath setzte die zwey Brüder in seine Kutsche, führte sie dem kummervollen Vater zu, und empfieng in dem rührenden Anblicke wechselseitiger Umarmungen dieser guten Familie den süßen Lohn seines Edelmuthes.

Beyde Brüder sind nun wohl versorgt. Wilhelm ist Lehrer der Schule zu S**, besitzt die Liebe der ganzen Stadt, und segnet jetzt diejenigen Tage, die sein Leben so sehr verbitterten, weil sie sein Herz veredelt haben. Er lebt in seinem gegenwärtigen Zustande höchst zufrieden.

11.

Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher.

Ein junger Savoyarde hatte es durch sein rechtschaffenes und verständiges Betragen so weit gebracht, daß er als Schließer eines Gefängnisses in Paris angestellt wurde, und er bewies hiebey auch so viel Menschenliebe, daß er sich nie harte Drohungen, oder gar Beleidigungen gegen die Gefangenen erlaubte. Einst erfuhr er, daß derjenige, der ihn bey seinem ersten Ausfluge aus seiner Heimath in Paris aufgenommen, ihn unterrichtet, und für alle seine Bedürfnisse auf das väterlichste gesorgt hatte, daß der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Motte Fenelon, auf der Liste der Gefangenen stehe, welche aus dem Kerker zum Blutgerüst geführt werden sollten. Eiligst sucht er ihn jetzt auf, stürzt sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, herzt ihn, und weint die heißesten Thränen. Und als man den ehrwürdigen Greis wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der Soldaten, die ihn wegführen wollten, zurück, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. — „Tröste dich, mein lieber Joseph, sagte Fenelon zu ihm; der Tod ist kein Uebel für den, der Gott liebte, und durch Jesum selig zu werden hofft. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Freund, und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner!“ —

„Ach, niemals werde ich Ihrer vergessen!“ rief der dankbare Savoyarde, und vergoß einen Strom

von Thränen. — Nur mit dem bittersten Schmerze und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreißen.

12.

Wahre Gottesfurcht, thätiges Christenthum.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerrissenen Schuhen und Strümpfen, stieg Grignon den steilen Abhang des hohen Bernwaldes herab; jeden Augenblick sank er in die Knie, seine Schenkel wankten, und wollten ihn nicht mehr tragen, und in seiner Tasche war nichts mehr, als ein großer Thaler, der ihn nur noch einen Tag vor dem Betteln schützen konnte. Hinter ihm senkte sich die Sonne in's Hochgewäld nieder; vor sich überschaute er ein lachendes Gefilde voller Städte und Dörfer, zwischen denen der Rhein wie ein breites, nachläßig hingeworfenes Silberband hervorschimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigsten Flor stehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wiesen verkündigten ihm eine paradiesische, glückliche Landschaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel lasurblau, an welchem sich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle, erquickende Luft, die nach einem schwülen Tage sein ganzes Wesen stärkte. Er setzte sich am Fuße einer Maybuche nieder; die milde Natur um ihn her stimmte seine unter den Thränenpunkt

herabgesunkene Trauer so weit wieder hinauf, daß er weinen konnte; nun flossen seine Thränen häufig auf das dunkelgrüne Moos zwischen seinen Knieen, sein Herz öffnete sich, und brünstige Seufzer stiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor; kaum konnte er wieder aufstehen, denn er war bisher durch unwegsame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war also, unbeschreiblich müde, nun zwar nahe an die Gränze Frankreichs gekommen, aber in einem Lande, dessen Sprache er nicht kannte, dessen Bewohner man ihm von früher Jugend an hatte verachten lernen.

Indessen war nun kein andrer Rath, er mußte bey diesen Menschen Zuflucht suchen; mühsam erhob er sich von seinem weichen Moossitze, faßte seinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke abgeschnitten hatte, streckte sich, seufzte tief, und schritt vorwärts. In dem Augenblicke kam ein Mann mit einem Esel den Berg herab; er betrachtete den schwermüthigen Fremdling; seine Thränen ergriffen ihm das Herz, auch ihm traten sie in die Augen; mit freundlicher Miene nahte er sich mit seinem Thiere dem Wanderer, und bath ihn, auf seinen Esel zu sitzen; Grignon verstand nicht deutsch, als aber der freundliche Mann die Bitte in seiner Muttersprache wiederholte, nahm er das für ihn so wohlthätige Anerbiethen mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun gieng's die Höhe hinunter. Indessen erkundigte sich unser Emigrant nach allem, was ihm am nächsten anlag: ob in dem Dorfe da unten am Berge kein Wirth sey, der einen armen Fremdling aus christlicher Liebe wohlfeil logierte? und was dergleichen Fragen mehr waren. Der Menschenfreund gab ihm auf alles Bescheid,

sagte ihm, daß gleich am Eingange in das Dorf ein Wirthshaus wäre, dessen Besitzer gute und wohlthätige Menschen wären. Grignon blickte bethend zum Himmel, stieg vom Thiere ab, und reichte dem Eigenthümer desselben eine kleine Gabe, die er aber freundlich ausschlug, eine glückliche Reise wünschte, und seinen Weg fortzog.

Grignon stand jetzt vor dem Wirthshause. Die Wirthin, eine junge, freundliche, reinliche Frau, saß vor der Thür, und bereitete Bohnen zum Kochen; ein Paar frohe, liebliche Kinder spielten um sie her, und ein Hündchen belferte ihn an, und schien ihn mit zweifelnden Blicken zu fragen, ob es wohl an ihm hinan springen dürfte? — Dies alles wirkte so stark auf unsern guten Pilger, daß er, ohne ein Wort sagen zu können, auf die Bank hinsank.

Die Wirthin ahnete bald, was für eine Bewandniß es mit dem Gast haben möchte; sie lud ihn daher freundlich ein, bey ihnen zu bleiben, so lange, bis er sich vollkommen erholt habe; dann eilte sie, holte Wein, Brod und Salz, und setzte es ihrem Fremden vor. Grignon verbath es sich, indem seine Baarschaft es ihm nicht erlaube, eine solche Erquickung anzunehmen; aber das edle Weib bath ihn freundlich, deshalb ruhig zu seyn, und setzte hinzu: wenden Sie sich nur an den Vater im Himmel, der läßt niemand unversorgt, der sich von Herzen und mit kindlichem Zutrauen ihm naht, und um das Nöthige bittet.

Mehr als Brod und Wein erquickte diese freundliche Zusprache den frommen Grignon; er wußte nun, daß er unter einer gottesfürchtigen Familie wohne, und dankte der göttlichen Vorsehung mit einer Freudenthräne. —

Bald darauf kam auch der Wirth mit seinen Knechten und Pferden vom Felde; er sah so ernst und so trocken aus, daß unser Gast sich zu fürchten begann; blöde folgte er in die Wirthsstube, und setzte sich dort hinten ganz still in eine Ecke. Jetzt beruhigte ihn das Gefühl der Sicherheit, sein Gram verwandelte sich in eine kindlichfromme Klage, die er seinem Namenspatron, dem heiligen Ludwig, in einem innern Herzensgebethe vortrug, und ihn um seine Fürbitte anflehte.

Nun fand sich noch ein Fremder ein, der in K**, einige Stunden von da, wohnte, eine Indienne-Fabrik hatte, zu welcher in dasiger Gegend Baumwolle gesponnen wurde, und sonst auch ein Verwandter des Wirths war; endlich kam auch der Herr Pfarrer des Dorfes, der Wirthin Bruder, dazu; der Tisch wurde gedeckt, und die Speisen aufgetragen. Der Wirth, die Wirthin, der Pfarrer und der Kaufmann setzten sich, und nun war noch ein Couvert übrig, und der fünfte Stuhl leer. Die freundliche Wirthin winkte Grignon, aber er weigerte sich, bis endlich der Wirth aufstand, ihn stark am Arme faßte, und an den Tisch führte, mit den Worten: „Essen Sie sich satt; für die Bezahlung sorgen Sie nicht, ich weiß Einen, der für Sie bezahlt.“ Tief gerührt, und mit Dank gegen Gott und den heil. Ludwig durchdrungen, nahm er die für ihn bereitete Stelle ein.

Während dem Essen addressirten sich alle an den Emigranten. Sie kamen einander mit Höflichkeiten gegen ihn zuvor, und die Wirthin wünschte bescheiden, seine Geschichte zu erfahren. Grignon, gerührt durch alle diese höfliche Theilnahme, und tief beschämt über das entehrende Vorurtheil, das er gegen die Deutschen

gefaßt hatte, bewilligte ihr Verlangen von Herzen gern, und erzählte folgendergestalt:

„Ich bin ein Landedelmann in der Gegend von Orleans, wo mein Vater ein Schloß und einige Güter besaß. Gott bescheerte mir, mit Einwilligung meiner lieben Aeltern, ein liebenswürdiges, treues Weib, und mein Vater gab uns ein schönes Gut, in einer angenehmen Lage, wo wir einige Jahre in seliger Zufriedenheit verlebten.“

„Mein Vater war ein sehr frommer Mann; seine Grundsätze erlaubten mir nicht, in dem verdorbenen Paris, und auf Reisen meinen Geist auszubilden; aber ich suchte durch Lektüre das zu ersetzen, was mir durch mein Daheimbleiben an Menschenkenntniß abgieng; dabey verwaltete ich meine Güter gewissenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl andre meines Gleichen, sondern bemühte mich, ihre Lasten zu erleichtern, und ihnen wohlzuthun, wo ich konnte; aber sie haben es mir schrecklich vergolten: denn als die Schrekkenszeit begann, so kamen sie, unter der Anführung eines wüthenden Sansculotten, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans.“

„Hier wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unsre beyden Kinder, ein Sohn und eine Tochter“ — — — hier stockte dem guten Manne die Rede, Thränen mußten der Zunge Luft machen, dann stammelte er weiter: „mit den schrecklichsten Verwünschungen ermordet. Ach! wie die lieben Kleinen ihre Händchen noch nach mir ausstreckten, als die Dolche

in ihre zarte Brust drangen!“ — weiter konnte er nicht reden; die Wirthin schluchzte, und riß unwillkührlich ihre zwey daneben stehenden Kinder an ihr mütterliches Herz, der Wirth wischte sich die Augen, der fromme Pfarrer und der Kaufmann blickten in die Höhe, und falteten die Hände.

Grignon erholte sich wieder, und fuhr fort: „Zehn Wochen saß ich in einem schrecklichen Gefängniß, und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich schauderte jedesmal zusammen, aus Furcht, zu hören, meine theure Gattin sey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Endlich kam einst unser Gefangenwärter mit einem grinsenden Gelächter, und schnaubte unter seinem gräßlichen Schnurbarte die Worte hervor: verdammter Aristokrat! nun ist morgen die Reihe an dir, heute ist dein Weib guillotinirt worden. — Ohnmächtig sank ich nieder, und als mein Bewußtseyn zurückkam, befand ich mich ganz allein; alle Gefangene waren oben in einen Saal abgeholt worden, um da verhört zu werden. Kaum konnte ich mich besinnen, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher hastig herein schritt, mich am Arm ergriff, und mich mit den leisen Worten: fort! fort! zu einer Hinterthür hinausführte; dort war die Schildwache entlaufen; wir schlichen längs den Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Thränen.“

„So betäubt und so tief ich auch in Trauer versunken war, so trieb mich doch die Lebenslust instinktmäßig fort; ich durchstrich die abgelegensten Oerter, fand aber

immer mitleidige Menschen, die sich meiner annahmen, und so kam ich unter mancher Angst und Beschwerlichkeit endlich hieher."

„Aber nun bin ich wieder in der äußersten Verlegenheit, denn die Louisd'or meines braven Bauern sind bis auf den letzten Thaler zusammengeschmolzen." —

Das Wohlwollen der Tischgesellschaft strömte über, und der gute Grignon fühlte sich, wie unter Engel versetzt; sein ganzes Wesen thaute auf, er wurde sogar nach und nach gesprächig und munter.

„Lieber Herr und Freund! fieng nun der fromme Pfarrer an: so schrecklich auch Ihre Schicksale sind, so hat doch der liebe Gott väterliche Absichten dabey. Er will Sie durch Leiden bewähren, und Ihren Glauben, Ihre Liebe und Gottergebenheit prüfen und befestigen. Nehmen Sie das alles von seiner Vaterhand an, beharren Sie in einem kindlichen Gebeth zu ihm, so wird er Sie mächtig trösten, durch alle Gefahren hindurch führen, und vielleicht noch recht glücklich machen."

Gerührt ergriff Grignon die Hand des würdigen Pfarrers, blickte mit einer Thräne zum Himmel, und sprach voll neugestärkten Vertrauens: Amen! —

„Und nun lasse Sie der Herr Ruhe und Erquikung finden im sanften Schlummer, und segne und beschütze Sie; denn noch sind Sie in Gefahr, bis Sie über dem Rhein sind." — Dafür sorge ich, redete der Kaufmann inzwischen; ich nehme ihn mit, und schaffe ihn sicher auf das rechte Ufer. — Grignon war so gerührt, das er seinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte.

Man gieng nun zur Ruhe, und niemand schlief wohl sanfter, als unser Flüchtling. Des Morgens

weckte ihn früh der Kaufmann, Herr S**, befahl ihm Stille und Vorsicht, und bath ihn, sich reisefertig zu machen. Grignon war bereit, und forderte nur noch die Rechnung von seinem Wirth; sie betrug einen Gulden und dreißig Kreuzer; der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und drey Louisd'or zurück erhalten.

Unter vielen Thränen des Erstaunens und des Dankes trennte sich der gerührte Wanderer von den edlen Menschen, und trat mit dem Kaufmann, der ein Kariol bey sich hatte, seine Reise wieder an.

Sie fuhren durch Feldwege bis an den Rhein, wo sie in einem Weidengebüsche abstiegen, einen Nachen mit zween Fischern fanden, flugs das Gepäcke dahinein brachten, und dann nach dem jenseitigen Ufer hinüberfuhren. „Nun sind Sie sicher, begann jetzt der Kaufmann, aber Sie gehen mit mir, wir wollen dann sehen, wie es weiter werden wird; unser Herrgott wird für Sie sorgen.“ Grignon sank auf die Knie, und dankte Gott für seine Errettung, und folgte dann Herrn S** in seinen Wohnort.

Er wurde der Hausfrau vorgestellt, und sehr freundlich aufgenommen. Ein halb Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her, und forschten lächelnd mit ihren Augen, ob ihm auch wohl zu trauen sey? und als dieser sie herzte und küßte, näherten sie sich mit Zutrauen und Liebe. Grignon gewann bald die Herzen der Aeltern und Kinder; wo er dienen konnte, war niemand williger, als er; mit der größten Aufmerksamkeit bemühte er sich, dem Herrn S** nützlich zu seyn, und bald freute sich dieser, einen Mann gefunden zu haben, der ihm so viel Erleichterung

wie im Handel, so in der Haushaltung verschaffte, und auf dessen Thun immer Segen ruhte. — An dem rechtschaffenen Pfarrer des Städtchens K** erhielt unser Fremdling einen theilnehmenden Freund und gottesfürchtigen Gewissensrath, der ihn mit Rath und That redlich unterstützte. —

So vergiengen Tage, Wochen und Monate, und so wie die Angst vor der Guillotine, und die Furcht, an den Bettelstab zu gerathen, verschwand, so fiengen die seligen Tage, die er im trauten Umgange mit Weib und Kindern in Ruhe und Wohlstand verlebt hatte, an, vor seiner Seele vorüber zu gehen. Diese wonnigen Erinnerungen beugten ihn nieder; eine tiefe, unheilbare Schwermuth lagerte sich auf sein Herz. Sein Beichtvater tröstete ihn mit den kräftigsten Gründen der Religion, und hielt dadurch sein Haupt immer aufrecht, daß er nicht im Angstmeere versank.

Weib und Kinder — ach! die mit kanibalischer Wuth hingemordeten Lieben — waren stets der Gegenstand seiner heissesten Thränen, seiner liebenden Sehnsucht.

So verbrachte der gute Grignon ein Paar Jahre, ohne irgend eine Gefahr zu befürchten; aber nun änderte sich auf einmal die Scene: die Franzosen wurden auf dem rechten Rheinufer Sieger, und Grignon sah sich wieder genöthigt, über Hals und Kopf zu flüchten.

Herr S** und seine Familie entließen ihn mit Thränen; er erhielt 200 fl. Reisegeld, und den wohlmeynenden Rath, in's nördliche Deutschland zu gehen, wo er vollkommen sicher seyn würde. Mit schwerem Herzen, und unter Ausbrüchen des Dankes von der einen, und der Segenswünsche von der andern Seite,

verließ unser Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte auf einige Zeit Schutz und Erquickung nach so vielen Stürmen gewährt hatte, und eilte in die Gebirge; rasch setzte er seinen Weg in dem Schwarzwalde, dann in dem Odenwalde fort, fuhr über den Mayn, und gieng dann durch das Fuldische und Hessische nach Arolsen, wo der Fürst von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An diese seine Landsleute schloß er sich an; aber nicht lange, so fand er, daß die mehrsten unter ihnen grundverdorbene und sittenlose Menschen waren; daher verließ er auch diesen Ort bald wieder, ohne jemand vorher etwas von seinem Vorhaben entdeckt zu haben, und gieng tiefer nach Westphalen hinein. —

Aber nun entstand bald wieder die sorgliche Frage in ihm, womit er sich in Zukunft ernähren sollte? denn sein Reisegeld schmolz zusammen, und sehr wenig war noch übrig. Er gieng eben durch einen Wald, als ihn diese traurige Vorstellung mächtig ergriff.

In dieser Angst fühlte er sich gedrungen, zum Vater der Menschen zu bethen; er schlich seitwärts hinter ein dunkles Gebüsch, und schüttete sein Herz mit milden Thränen vor seinem Gott aus. Ach, er fand sich so kleinglaubig, so muthlos, und dabey der unendlichen Erbarmungen Gottes so unwürdig, daß er in diesem Augenblicke, dem verlohrnen Sohne ähnlich, vor dem Vater knieete. In Reue und Liebe versunken, rang er nach Trost und Gnade, und beydes ward ihm von dem, der die gebrochenen Herzen heilet, der dem Liebenden mit Liebe entgegen kommt.

In seinem Innern eröffnete sich eine reiche Quelle von Friede und Seelenstärke, die er bisher noch nie

geahnet hatte. — „Nein, sprach er mit Thränen des Dankes, nein, du wirst mich nicht verlassen, nicht vergessen, Rabenernährer, Lilienbekleider, dir überlasse ich mich ganz!" Und so stand er auf, und gieng seelenvergnügt bis zum Ende des Waldes.

Jetzt erschien ihm die ganze Natur in einem freundlichern Lichte, die Sonne neigte sich auf dem fernen blauen Gebirge ihrem Untergange, die ganze Landschaft vor ihm hatte etwas Feyerliches, Heimathliches, das dem Herzen wohl machte.

Indem er so fortwandelte, und um eine Bergecke herum kam, fand er ein schönes Wiesenthal vor sich; in der Mitte desselben ragte eine alte Burg aus einer Baumgruppe empor; noch glänzten die Spitzen ihrer Thürme im letzten Sonnenstrahle, und Grignon beschloß, dahin zu gehen, und zu versuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große altfränkische, aber wohlerhaltene Burg umfloß ein breiter Wassergraben, über welchen eine Zugbrücke den Zugang gestattete, und vor dieser stand ein ansehnliches Haus, welches ein Pächter bewohnte.

Hier kehrte Grignon ein, und erkundigte sich freundlich und bescheiden, ob er wohl bey ihm logiren könne? Der Pächter forschte genau nach allen Umständen des Reisenden, und ersuchte ihn dann, in der Stube sich niederzusetzen; er aber eilte in die Burg, um die gnädige Frau zu fragen, was er zu thun habe? Bald kehrte er zurück, und kündigte Grignon den Wunsch seiner Herrschaft an, ihn zu sprechen, führte ihn sodann über die Zugbrücke, durch einen gewölbten Gang, eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen großen Saal mit rundscheibigen Fenstern, und an den Wänden

mit Ritterbildern in Lebensgröße verziert, und endlich in ein Kabinet, in welchem eine ältliche Dame in einem altmodischen Großvaterstuhle saß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurcht erweckendes sprach aus den edlen Gesichtszügen, und die Würde der Religion in ihrer Miene geboth Achtung jedem, der sich ihr nahte. Auch Grignon wurde von gleichem Gefühle durchdrungen; mit Ehrerbiethung näherte er sich, und ward sehr freundlich von ihr bewillkommt. Nachdem er sich niedergelassen hatte, erzählte er, nach dem Wunsche der ehrwürdigen Dame, seine Unglücksgeschichte mit so vieler Wärme und bescheidener Anmuth, daß die tieffühlende Frau, besonders bey Concordens trauriger Geschichte, heiße Thränen vergoß, und tief gerührt sagte: „Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß sich ein Freygeist, in dessen Kopf sich mit dem Leben auch das Daseyn endigt, nach einem solchen Verlust eine Kugel vor den Kopf schießt; aber der Christ — hier strahlte ihr Gesicht im sanften Schimmer der vertrauenden Liebe — der Christ schaut hinüber in's Reich des Friedens: dort sieht er seine abgeschiedene, heimgegangene Gattin im Geist; nun bestrebt er sich erst, recht gottgefällig zu leben, und fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß er ihn mit der treuen Lebensgefährtin auf ewig vereinigt. Beruhigen Sie sich also, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinst wiedersehen, und keine Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen." —

Grignon befand sich in dieser Wohnung höhern Friedens so wohl, wie zu Hause; Gottergebene Weh-

muth reinigte sein Herz immer mehr von den wilden Ausbrüchen eines unchristlichen Schmerzes, und dem verzehrenden Feuer der Rache, und die herzlich theilnehmende Freundlichkeit der frommen Hausfrau machte ihn zutraulich und offen, und ihre aus dem gottseligen Sinne hervorströmenden Tröstungen gossen Balsam auf sein verwundetes Herz.

Nun wurde das Abendessen aufgetragen, zu welchem sich auch ein alter Offizier, der ältere Bruder der Frau von W** (so hieß die Dame), einfand; er trug das St. Ludwigskreuz an einem rothen Bande im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in französischen Diensten gewesen, war verwundet worden, und gieng an einer Krücke.

Der Anblick dieses Mannes ergriff Grignon wunderbar: denn seine Uniform und das Ludwigskreuz versetzten ihn auf einmal wieder zurück in jene seligen Zeiten. Daß unser Emigrant dem Herrn Hauptmann ein sehr willkommener Gast war, das läßt sich leicht denken; denn mit ihm konnte er nun alle seine Kriegs-Schicksale wieder einmal rekapituliren; mit seiner Schwester war dies bis zum Ueberdruß geschehen.

Nach der Mahlzeit wurde unserm Wanderer seine Schlafstätte angewiesen, auf welcher er bis zum hellen Morgen sehr sanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zur gnädigen Frau zum Frühstück einlud. Nachdem er selbes eingenommen hatte, nahm ihn Frau von W** bey der Hand, und sagte: „Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe, und wohne hier mit meinem Bruder allein; meine zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sind nicht mehr bey mir. Letztere ist hier in der Gegend

glücklich verheurathet, und mein Sohn hat Kriegsdienste genommen; ich habe also meine Güter bisher allein verwaltet, ich bin aber ein Weib, und kann selbst nicht überall nachsehen. Sie waren Gutsbesitzer, und werden die hiesige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in diesem Geschäfte so lange an die Hand gehen, bis Sie die heilige Führung der Vorsehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet?" — Kein Anerbiethen konnte Grignon in der gegenwärtigen Lage angenehmer seyn; mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Bald kam auch der alte Kapitän mit der Krücke dazu, um am Frühstück Theil zu nehmen, und fieng nun da wieder an, wo er gestern aufgehört hatte; er erzählte, wie er in Frankreich umhergereiset, wo er als logirt habe, und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W** unterbrach: „Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bey uns; du kannst dich nach und nach recht mit ihm ausplaudern. Jetzt wirst du mir erlauben, daß ich noch ein und anderes mit ihm verabrede." Der Kapitän bückte sich höflich, erhob sich, und wollte weggehen, allein seine Schwester hielt ihn, und sagte: „Bleib, wir haben nichts Geheimes vor dir;" dann fieng sie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu unterrichten; desgleichen, welche Geschäfte sie ihm gern anvertrauen möchte, und in allem versprach Grignon, nach seinem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während diesen Gesprächen ließ sich ein benachbarter Edelmann mit seiner Gemahlin und seinen Kindern anmelden. Frau von W** sagte zu, wendete sich dann zu Grignon, und sprach: „Sie werden da ein

Paar vortreffliche Eheleute kennen lernen; haben Sie die Güte, einstweilen in den Garten zu gehen, ihn zu besehen, und wo Sie etwas zu verbessern finden, darüber nachzudenken; dies giebt dann hernach Stoff zu Unterhaltungen für uns beyde."

Grignon gieng, aber in seiner Seele erwachte wieder der alte Gram; die Worte: ein Paar vortreffliche Eheleute, hatten ihn wie ein Pfeil in's Herz getroffen; auch ich hatte einst eine vortreffliche Gattin und zwey liebe Kinder. Ach Gott, wie glücklich lebten wir zusammen! Und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwischen Palmen und Lebensbäumen unter Engeln; ihr ist wohl, aber ich — ein Strom von Thränen hemmte sein Selbstgespräch; doch ermannte er sich wieder im Aufblick zu Gott. Nein, Vater — bethete er — nein, nicht zurück fordern will ich das theure Opfer, das ich einmal auf deinen Altar gelegt habe. — Und so senkte er langsam seinen Blick vom Himmel zur Erde, und sein nasses Auge entdeckte einen stattlichen Herrn mit zwey Damen und einigen Kindern, die unter Begleitung der Frau von W** in den Garten getreten waren. Er sammelte sich so viel als möglich, und trat ihnen freundlich entgegen.

Der Herr von G** gieng voraus, die Damen folgten nach; die Begleiterin der Frau von G** hatte einen Schleier über dem Gesicht hangen; sie lüftete ihn, strebte vorwärts, streckte die Arme aus, rief: Louis! — o mein Gott! — und sank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare sträubten sich, seine Augen starrten, sein ganzes Wesen war der Auflösung nahe. Mit dem Ausrufe; Meine Concorde! schwankte auch er nieder.

Die Gesellschaft wurde mächtig erschüttert; man gab sich alle Mühe, beyde durch Erquickungen wieder zu sich zu bringen, welches endlich auch gelang; aber die Scene des seligen Wiederfindens, des feurigen Dankes und der Lobpreisungen Gottes kann kein Pinsel mahlen, und keine Feder beschreiben. Wonne der Seligkeit durchströmte ihr Herz, und ihre Gebethe stiegen hinauf zum Altar, vor den Thron des Ewigen, und der Engel der Liebe opferte sie dem Herrn zu einem süßen Geruch.

Die nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Gefängnisse gerettet hatte, holte auch Concorden aus der großen Zahl der zur Guillotine bestimmten Schlachtopfer weg, und Gott begünstigte das Unternehmen der rettenden Menschenliebe. Dann hatte sie sich bey Bekannten verborgen gehalten, mit denen sie emigrirte, und nach Westphalen gieng. So lange diese Freunde etwas hatten, lebte sie mit davon; hernach nahm sie die Frau von G** als Gesellschafterin zu sich, und hier — nach langen und schweren Prüfungen — führte sie Gott wieder zusammen.

Die würdige Frau von W** nahm nun das glückliche Paar zu sich; Grignon versah ihre Geschäfte mit Munterkeit, und die herrliche, schwer geprüfte Concorde wurde bald Freundin und Gehülfin der edlen Frau. Einige Jahre verlebten sie glücklich in diesem Hause, dann starb die Frau von W**; in Frankreich änderte sich vieles, sie konnten in ihre Heimath zurückkehren, auch bekamen sie so viel von ihren Gütern wieder, daß sie leben konnten.

Den Gottliebenden müssen alle Dinge zu ihrem Besten gereichen.

13.

Geh mit Gott!

(Frühe Gottseligkeit.)

Heinrich, ein armer Waise, war zu Velletri in Italien gebohren, und suchte seinen Unterhalt, den er in seiner Vaterstadt nicht fand, unter fremden Leuten. Wo er hinkam, both er sich zur Arbeit an, denn betteln wollte er nicht; er war noch zu jung, und eben darum auch zu schwach, als daß er sich sein Brod durch Arbeit hätte verdienen können. Man wies ihn also überall, wo er zusprach, mit der trockenen Antwort ab: Geh mit Gott!

Diese Worte, so oft wiederholt, machten Eindruck auf ihn. So viele Leute, dachte er, geben mir diesen Rath; er muß doch etwas zu bedeuten haben. — Gut, ich will mit Gott gehen! Aber wohin? — Es fiel ihm Neapel ein; denn er hatte schon oft gehört, daß Neapel groß sey, und in einer großen Stadt, meynte er, sollte es doch einen Menschen geben, der ihn zu einem Dienste brauchen könnte; weil sein seliger Vater oft gesagt hatte, daß sogar Faullenzer in großen Städten prächtig leben. Heinrich zog seine ärmliche Kleidung an, und reisete fort.

Kaum hatte er einige Stunden hinterlegt, so wurde er hungrig und durstig, und so müde, daß er nahe an einem Dorfe niedersank. Ich bin ja mit Gott gegangen, sagte er zu sich, warum geht es denn nicht mehr voran? Eine Bäuerin, die in ihrem Gemüsgarten beschäftigt war, bemerkte seine Ohnmacht, lief in ihr Haus, und brachte ihm Milch zur Labung. Aufge-

muntert durch diese freundliche Erscheinung, trank er sich satt. Er wollte seiner Wohlthäterin danken, sie wartete aber nicht zu. Die Bäuerin war flugs aus seinen Augen. Das war ein Engel vom Himmel, sagte Heinrich, er ist verschwunden.

Gestärkt im Vertrauen auf Gottes Wunder, richtete er sich wieder auf, und gieng wohlgemuthet seinen Weg. Nach einigen Stunden hungerte er wieder, Jetzt bethete er, und erwartete Gottes Hülfe. Er hielt sich sogar dazu berechtigt; denn er setzte seine Reise mit Gott fort. Es wollte sich kein Engel zeigen. Er wandte sich um, und siehe, es kam ein Eseltreiber mit einem beladenen Maulthiere auf ihn zu. Ein neues Wunder, dachte er: der Mann wird mir Brod geben; aber der Mann zog mit dem Esel vorbey, und sah den Knaben nicht einmal an. Heinrich stutzte, folgte langsam, und plötzlich sah er Kastanien auf dem Wege liegen.

Da hatte ihn nun der Herr wieder gespeiset; freudig las er sie zusammen, röstete einen Theil derselben im nahen Dorfe, und stillte seinen Hunger. —

Wie gut ist's doch, auf den Herrn kindlich vertrauen, und seinen Führungen sich willig überlassen!

Abends traf er in einem ländlichen Posthause ein. Es wurde ihm ein Nachtquartier im Stalle gestattet. Als er Morgens erwachte, durchsuchte er den Vorrath seiner Kastanien; sie waren zur Hälfte aufgezehrt. Bey'm ersten Tritte aus dem Stalle sah er eine Kutsche vor dem Posthause. Ein Jüngling mit einem Mädchen stieg aus dem Wagen, setzte sich mit dem Mädchen (es war seine Schwester) auf eine Bank, bis die Pferde gewechselt waren, und aß Pomeranzen. Den Knaben gelüstete nach den Pomeranzen: er trat den Fremdlingen

näher. — „Sieh da den dummen Gassenjungen!“ sagte der Jüngling spöttisch zum Mädchen. — Arm mag er wohl seyn, erwiederte die Schwester, aber dumm ist er wahrlich nicht. — „Nicht dumm? das wird sich zeigen.“ Er warf dem Knaben die Pomeranzenschalen in's Gesicht. — Pfui, Bruder, sprach das Mädchen mit einem edlen Unwillen; was that dir der gute Junge zu Leide? — „Was geht der Maulaffe nicht aus dem Wege!“ —

Heinrich sagte kein Wort. Der muthwillige Jüngling trieb sein Spiel so lange mit den Schalen, bis er alle Pomeranzen aufgegessen hatte, und Heinrich sagte kein Wort, sondern hob die hingeworfenen Schalen stille von der Erde auf, und packte sie in den leinenen Sack, der über seine Schultern hieng. Der ungezogene Jüngling lachte, indessen ihn das Mädchen mitleidig fragte: „Armes Kind! wo bist du denn zu Hause?“ Hier brach dem Knaben das Herz. Zu Velletri, antwortete Heinrich mit einer Thräne. „Bist du allein so weit gereiset?“ — Nein, erwiederte er mit einer Miene, bey der die fromme Unschuld aus seinen Augen leuchtete; ich bin mit Gott gegangen. — Der Jüngling lachte laut; aber das gutherzige Mädchen zog eine Münze, die einem Thaler glich, aus der Tasche, und gab sie dem Knaben. Schüchtern reichte er seine Hand hin; denn er hielt die Hand des Mädchens für die Hand eines Engels, getraute sich nicht zu sprechen, und dankte mit einem andächtigen Blicke, den er gen Himmel richtete.

„Man kennt es dir an, sagte der unreife Witzling, daß dich die Nonnen erzogen haben. So ein Stück Geld dem Betrelbuben da!“ — Ich habe nicht gebet-

telt! sprach Heinrich hastig, und erröthete. „Nein, sagte Amalie im sanften Tone des Mitleids, du hast nicht gebettelt, guter Junge! Siehst du, Bruder, daß der arme Knabe nicht dumm ist?“ — Der Postknecht blies in's Horn, die freundliche Amalie bestieg mit ihrem Bruder die Kutsche, und die Reisenden waren wie geflogen aus Heinrichs Augen fort.

Lange stand er unbeweglich da; denn so viel Geld hatte er in seinem Leben nicht besessen. Nichts war aber auch seiner kindlich frommen Denkungsart angemessener, als daß er sich jetzt Amalien unter dem Bilde einer Heiligen dachte. Noch im gestandenen Alter hätte er ihre wohlthätige Gestalt mahlen können; aber auch das hohnlächelnde Gesicht ihres Bruders hatte sich tief seiner Seele eingeprägt. Endlich griff er wieder nach seinem Wanderstabe, speisete den Rest seiner Kastanien auf dem Wege, und erreichte Terracina, eine Stadt in Italien.

Hier ließ er seine Münze wechseln, und glaubte, daß er mit den vielen Kupfermünzen, die man ihm dafür aufzählte, sogar noch in Neapel einige Wochen aushalten könnte. Er that sich also gütlich, und ruhte drey Tage aus. Aber ehe er Terracina verließ, merkte er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hatte. Dessen ungeachtet schied er unbekümmert von diesem Städtchen, und sprach sich mit den Worten Trost zu: Ich gehe mit Gott!

Er wanderte rechts und links, bis er mit der untergehenden Sonne die Stadt Gaeta erreichte. Hier kaufte er sich gedörrte Fische, aß sich satt, suchte ein Nachtlager, und schlief voll Gottvertrauen ein. Bey'm ersten Strahle der Morgensonne wachte er auf, und

ungeachtet er seine Kasse leer fand, war er doch heiter und guter Dinge, warf sich in der Kirche auf seine Knie, und bath seinen allgütigen Reisegefährten um Brod. Aber Heinrich mußte den ganzen Tag hungern, und die Nacht brachte er schlaflos vor der Thüre einer Kirche zu. Er suchte die Brosamen in seinem Säckchen auf: da stieß er auf die Pomeranzenschalen, die er bey'm Posthause gesammelt hatte. Hm! dachte er, ich habe gehört, daß man wohlriechendes Oel aus diesen Schalen pressen könne: ich will sie einem Manne verkaufen, der das Ding versteht. Man wies ihn zum Hause des Fruchthändlers Villani hin, dem er seine Schalen feil bot. Villani war ein munterer, aber auch ein theilnehmender Mann. Er lächelte freundlich, und fragte: was soll ich mit den Schalen machen?

Heinrich. Sie sind ja ein Herr, der wohlriechende Sachen verkauft?

Villani. Der bin ich.

Heinrich. Je nun, aus den Schalen kann man ja wohlriechendes Oel pressen.

Villani. Freylich; aber wenige Schalen geben nur wenig Oel.

Heinrich. Wenig Oel ist doch auch ein Oel.

Villani. Wohl wahr; aber für wenige Schalen giebt man wenig Geld.

Heinrich. Auch wenig Geld ist viel Geld für einen Knaben, der hungert, und keinen Heller hat.

Dem Fruchthändler gefielen die treffenden Antworten des unbefangenen Knaben. Er forschte nach seinen Aeltern, seinem Geburtsorte, seinem Schicksale.

Villani. Magst du meine Kunst lernen?

Heinrich. Recht gerne.

„Villani. Lege deinen Wanderstab und dein Schultersäckchen weg; du sollst mein Lehrjunge seyn.

Heinrich war jetzt in seinem Elemente. Er that nach dem Willen des Herrn, arbeitete unermüdet, und was er arbeitete, gieng schnell und gut aus seiner Hand. Villani war höchst zufrieden, und Heinrich glücklich. Indessen benahm sich Villani's Frau nicht so freundlich mit dem Knaben; denn sie war aus der Zahl derjenigen Frauen, die es gerne sehen, wenn ihre Untergebenen strenge arbeiten, aber unwillig werden, wenn sie essen wollen. Sie maß ihm jeden Bissen kärglich zu, und hätte ihm Villani nicht öfter eine Münze in die Hand gedrückt, der Junge hätte sich wahrlich das ganze Jahr nie satt essen können. Entschädigt durch die Herzensgüte seines Herrn, lebte Heinrich ruhige Tage; aber nach vier Jahren mußte sein duldender Sinn wieder eine harte Probe aushalten. — Villani fiel in eine gefährliche Krankheit, und starb — er, auf den Heinrich seine ganze Hoffnung baute, sein Lehrer, Rathgeber und Wohlthäter starb! —

Anfangs war der Jüngling keines Trostes empfänglich; denn er blickte in die Zukunft, und die Zukunft konnte ihn nicht trösten; aber bald folgte er seinem Gottvertrauenden Kindersinn, suchte Beruhigung in der heiligen Religion, und fand sie. —

Nach einigen Wochen gab ihm die Frau sein Schultersäckchen, das sie sorgfältig aufbewahrt hatte, mit kleinen dürren Pomeranzen gefüllt, und hieß ihn hingehen, wo er hergekommen war. — „Ich kam mit Gott, sagte er entschlossen, und gehe mit Gott. Leben Sie wohl!"

In der Nachbarschaft war ein Drechsler, den

Heinrich besuchte, so oft ihm Villani eine Feyerstunde zusagte. Da handthierte er mit des Nachbars Werkzeugen, und pfuschte Drechsler-Arbeiten. Zu diesem Nachbar, der sich manche Stunde mit ihm unterhalten hatte, gieng jetzt Heinrich, und erzählte ihm sein Schicksal. Der Drechsler war ein unbemittelter Bürgersmann, der ihn mit Gelde nicht unterstützen konnte; denn er lebte nur kümmerlich von der Einnahme, die er sich mit seiner Handarbeit verdiente. Sie überlegten lange mit einander, wie sie das Blättchen wenden sollten, als Heinrich scherzend ausrief: „Laßt sehen, was im Sacke steckt!" Im Sacke steckten unreife getrocknete Pomeranzen, die sein verstorbener Herr gekauft hatte, und in Zucker einmachen wollte. Getroffen! sagte Heinrich: Pomeranzen von diesem Schlage können gedrechselt werden. Ich will Kügelchen daraus drehen, sie an eine Schnur zu Rosenkränzen reihen, und dann verkaufen.

Meister Drechsler lachte; aber Heinrich warf seinen Rock vom Leibe, und drechselte. Nach einigen Tagen, als man zur heiligen Messe läutete, stellte er sich an die Kirchthüre, und verkaufte seine Rosenkränze. Er kaufte sich wieder unreife Pomeranzen, dörrte, drechselte sie, und verkaufte Rosenkränze. Seine wohlriechende Waare trug ihm bald so viel ein, daß er einen ganzen Pomeranzengarten miethen konnte. — Die Stadt war klein, und die Liebhaber seiner Waare hatten sich zur Genüge mit Rosenkränzen versehen; aber er hatte mit seinem Handel so viel gewonnen, daß er zwey Pomeranzengärten pachten konnte. Nun legte er sein Drechslerhandwerk nieder, und handelte mit reifen Pomeranzen. Er war ein frommer, fleißiger, redlicher,

ordentlicher Jüngling, und dabey ein guter Hauswirth. Seine guten Eigenschaften wurden bekannt; er gewann sich Zutrauen und Achtung. Sein Handel verbreitete sich, und nach einigen Jahren nahm sein Vermögen so sehr zu, daß in und außer der Stadt kein Pomeranzen-Garten mehr zu finden war, den er nicht miethen konnte. Die gesegneten Folgen blieben aber auch nicht aus. Sein Geradsinn, sein zuvorkommendes, gefälliges Wesen und seine rastlose Thätigkeit verschafften ihm einen ausgebreiteten Handel, und hoben ihn nicht nur zu einem wohlhabenden, sondern auch zu einem reichen und bedeutenden Bürger der Stadt.

Sein unternehmender Geist leitete ihn auf den Gedanken, mit einer Fracht von Pomeranzen nach Petersburg, der Residenzstadt des Kaisers von Rußland, zu reisen. Es war Winter. Die Seefahrt im Finnischen Meerbusen konnte zu dieser Jahrszeit gefährlich werden. „Frisch gewagt ist halb gewonnen, sagte er; ich reise mit Gott.“

Er kam glücklich nach Petersburg. Eben damals wollte Fürst Potemkin dem Hofe ein glänzendes Fest geben. Es ist bekannt, daß diesem Fürsten kein Aufwand zu groß war, wenn nur seine Laune befriedigt wurde. Im Winter sind die Pomeranzen zu Petersburg selten. Potemkin wollte alle Bäume seines Gartens, in dem das Fest gefeyert werden sollte, mit Pomeranzen behangen lassen. Man sagte ihm von Heinrichs Ladung, und Potemkin kaufte alle Pomeranzen. Jetzt ladete Heinrich sein Schiff mit Waaren, und segelte nach der königlichen Residenzstadt Neapel.

Er gewann bey'm Pomeranzen- und Russischen Waarenhandel weit mehr, als er gehofft hatte, und er hoffte doch viel.

Nach vollendetem Geschäfte faßte er den Entschluß, einigen Armen in Neapel Almosen zu geben. Langsam und in der heitersten Stimmung durchwandelte er die Gassen. In der Gasse Toledo sah er eine Menge Leute um einen Tisch herum stehen, dessen Eigenthümer Melonen in kleine Stücke zerschnitt, und den Umstehenden feil bot. Die Käufer aßen die gekauften Stücke, und warfen die Schalen auf den Boden. Heinrich sah ein Weilchen zu. Wie weh es seinem Herzen that, als er einen ausgemergelten jungen Mann erblickte, der die hingeworfenen Schalen von der Erde aufhob, und sie gierig benagte. „Sie scheinen mir zu hungern," sprach er, griff in die Tasche, und — wie erschrack Heinrich, als er den Hungrigen genau in's Auge faßte. Es war der junge Wildfang, der ihm am ländlichen Posthause einst die Pomeranzenschalen in's Gesicht geworfen hatte.

Heinrich. Wie kamen Sie doch in diese traurige Lage?

Der Arme. Was geht das Sie an?

Heinrich. Vielleicht könnte ich Ihnen Arbeit verschaffen, bey der Sie Ihren Unterhalt fänden.

Der Arme. Ich habe keine Arbeit gelernt.

Heinrich. Haben Sie keine Schwester?

Der Arme. Ja, und sie gewinnt mit ihrer Hände Arbeit so viel, daß sie sich und die kranke Mutter unterhalten kann; aber mir giebt das hartherzige Ding keinen Heller.

Heinrich. Nehmen Sie diese Münze, und sind

Sie so gefällig, mir die Wohnung Ihrer Schwester zu zeigen.

Der Arme. Herzlich gerne.

Heinrich folgte nun durch Gassen und Gäßchen, bis ihm sein Führer einmal in einem abgelegenen Winkel ein Haus wies, in dem er ihn zu einer dumpfen Kammer begleitete. Da saß Amalie am Krankenbette ihrer lieben Mutter, und nähte. Erschrocken stand sie von ihrem Sitze auf, erröthete, und starrte den Fremdling an. Schnell riß sie Heinrich aus ihrer Verlegenheit, indem er sagte: Ich bin Ihr Schuldner. Auf diese Worte breitete sich das edle, sanfte Wesen wieder in Amaliens Angesichte aus, das Heinrich am Posthause wahrgenommen hatte.

„Ich bitte, fuhr er fort, daß Sie mir Aufschlüsse über Ihren unglücklichen Zustand mittheilen möchten. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Amalie schlug die Augen nieder, seufzte und erwiederte: „Ich bitte um Vergebung, wenn ich Ihnen sagen muß, daß es mir nicht zustehe, Ihnen diese Frage zu beantworten.“ — Aber mir steht es zu, rief die kranke Mutter: hören Sie! Ich war eine reiche Wittwe, verzärtelte meinen Sohn durch thörichte Mutterliebe, sah ihm nicht nur den Müssiggang, sondern auch alle seine tollen Streiche nach, und ließ ihn so lange brausen und sausen, bis er all mein Habe verschwendet hatte. Hier brach Amalie in Thränen aus. „Ach, Mutter, schluchzte sie, ich bitte, schweigen Sie, liebe Mutter, schweigen Sie!“ — Tochter, versetzte die Mutter, einziger Trost in meinen Leiden, laß mich mein Herz ausschütten! Ich liebte dich damals weniger, als deinen Bruder, und, um deiner auf eine

Zeit los zu werden, ließ ich dich in einer klösterlichen Pensions-Anstalt erziehen. Du hast meine Erwartung übertroffen. Jahrelang entsagtest du der ganzen Welt mit Freuden, und jetzt pflegest und unterstützest du deine kranke Mutter mit einer Liebe und Geduld, die ich nicht schildern kann. O, der Segen des vierten Gebothes komme über dich! Ach, mein Herr, wäre sie doch mein einziges Kind! Diesem Bösewichte, ihrem Bruder, hat sie ihre Armuth, o Gott! und mir die Schuld seiner schlechten Erziehung zuzuschreiben.

Der ungerathene Sohn murmelte einige unverständliche Worte, griff nach der Thüre, und schlug sie hinter sich zu.

O mein Herr! dieses Mädchen ist unglücklich, und verdient es nicht zu seyn. Helfen Sie also, wenn Sie helfen können, und bestärken Sie mich in meinem Glauben, daß Gott einer Mutter, die ihren Fehler schon so oft bereute, noch in dieser Welt verziehen habe! —

„Kennen Sie mich nicht mehr?" fragte jetzt Heinrich Amalien. „Sie waren einst meine Wohlthäterin. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mir einst bey einem ländlichen Posthause eine bedeutende Silbermünze schenkten, als mir Ihr Bruder Pomeranzenschalen in's Gesicht warf?" —

Gott! ja, ich erinnere mich.

„Ihr Geschenk war mein Reisegeld; aber auch die Pomeranzenschalen trugen zu meinem Glücke bey." — Hier erzählte er seine Geschichte. Mutter und Tochter waren innigst gerührt, und durchdrungen vom Vertrauen auf Gottes weise Vorsehung. „So viel von dem Geschicke, was mich unter Gottes Leitung in der Welt herum getrieben hat.. Ich bin, Gottlob, ein bemittelter

Mann, und freue mich innig, nun vergelten zu können, was Sie mir damals Gutes gethan. Das Meinige sey auch Ihre."

Und so lud Heinrich die Unglücklichen ein, mit ihm zu ziehen, und fühlte sich erst dann ganz glücklich, als sie seinen Wunsch erfüllten. —

„Nun gehen wir ja mit Gott, sagte er jubelnd, und so kann's nicht fehlen; Freude, Friede und Seligkeit müssen unsre Geleiterinnen seyn!" Und sie waren es auch bis in's bessere Jenseits, wo man erst ganz den Himmel fühlt, der sich dem öffnet, der mit Gott durch's Erdenleben gewandelt ist.

14.

Anbethung Gottes.

Ein Aegyptischer Einsiedler fragte einst den durch seine Frömmigkeit berühmten Makarius den Großen aus Thebais, wie er bethen müsse? — „Lieber Bruder, gab ihm Makarius zur Antwort: man braucht eben nicht viel Worte zu machen; es ist genug, die Hände mit Andacht gen Himmel zu heben, und zu sagen: O mein Gott, dein Wille geschehe! — Und wenn du fühlst, daß du gegen eine heftige Versuchung zu kämpfen hast, so sprich aus dem Innersten deines Herzens: O mein Vater, stehe mir bey! Denn Gott weiß recht gut, was dir fehlet."

15.

Vertrauen auf Gott.

Unweit Königswusterhausen, in der Churmark, lebte vor etwa dreißig Jahren ein altes Mütterchen, arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Liebe zu Gott und zu den Menschen, denen sie nach ihren geringen Kräften half und diente. Als im Jahr 1786 ein großer Schnee fiel, war das kleine, einsam stehende Häuschen, worin sie wohnte, gleichsam verschneit, und der Weg dahin mit Schnee fast zugedeckt. Zum Glück dachte die Frau des Amtmanns im Orte an die Noth dieser alten Frau, die sie kurz vorher durch einige Züge ihrer edlen Gesinnung kennen gelernt hatte, und befahl jetzt ihrem Bedienten, sich durch den Schnee einen Weg dahin zu schaufeln. Als dieser nun nach vieler Mühe bis an's Häuschen gelangt war, rief ihm die alte Frau von dem Bette aus, auf dem sie lag, mit freudig-lächelnder Miene entgegen: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß das Vertrauen auf Gott den Menschen nicht sinken läßt. Schon liege ich seit zwey Tagen von allen Menschen verlassen; aber zu Gott habe ich immer das Vertrauen gehabt, er werde mich nicht verlassen, noch versäumen; und nun sendet er mir Hülfe, da die Noth am größten ist.“ — Sie bath hierauf den Bedienten, daß er ihr ein wenig Wasser holen möchte, um eine Mehlsuppe, zur Fristung ihres Lebens, bereiten zu können. Der Bediente half ihr treulich, und während sie die Suppe mit vielem Appetit verzehrte, erzählte sie ihm eine Geschichte aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, worin sie, bey augenscheinlicher großer Noth, besondere

Hülfe und Segen von Gott erfahren hatte, und endete mit dem Wunsche: „O wenn ich nur mein Vertrauen auf Gott jedem Menschen an's Herz legen könnte! denn es macht so ruhig und zufrieden, wie sonst nichts in der Welt."

16.

Der wiedergefundene Sohn.

(Demüthige Ergebung in den heiligen Willen der Vorsehung.)

Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!

Wer immer noch den Trost dieser himmlischen Wahrheit vermißt, der lese und hoffe! hoffe auf den, der's mit allen seinen Kindern wohl macht, wenn sie sich seinen Führungen mit kindlichem Gehorsam überlassen.

Ein englischer Kaufmann reiste einst nach Tunis, in Afrika; ihn begleitete ein junger Mensch von etwa fünfzehn Jahren, den er als Kind angenommen hatte, und als Sohn behandelte. Während der Kaufmann seine Handlungsgeschäfte besorgte, suchte der Jüngling, dessen gefühlvolles Herz den Anblick unmenschlich behandelter Sklaven — vom schwelgenden Uebermuth in den Staub getreten — nicht ertragen konnte, einen reinern Genuß in den reizenden Umgebungen der Stadt.

Auf diesen einsamen Wanderungen traf er einst unter dem erquickenden Schatten breitbelaubter Bäume einen Greis, der, in tiefen Kummer versenkt, neben einer Quelle saß.

Seine ärmliche Kleidung verrieth den Sklaven. Neben ihm lag auf einem grünbewachsenen Grabhügel ein längst verwelkter Blumenkranz, auf welchem die Blicke des Greises zu weilen schienen. Thränen, wie sie nur das blutende Herz weinen kann, drängten sich schwer aus den halb vertrockneten Augen hervor.

Ein unnennbares Etwas fesselte den gerührten Jüngling an den armen Bekümmerten, und diesem sanften Zuge folgend, näherte er sich ihm, nahm ihn traulich bey der Hand, und zu ihm sich setzend, fragte er mit dem Blicke theilnehmender Liebe um die Ursache seines herben Kummers.

Tief bewegt staunte der Greis den Jüngling an, als wäre ihm eine ferne, selige Erinnerung wiederaufgegangen; dann, mit zitternder Hand die spärlichen Reste des Blumenkranzes an seine Brust drückend, bethete er: „Herr, du hast's gegeben! Herr, du hast's genommen! Vater im Geben und Nehmen! Gelobet sey dein Name!" Und du kannst es wieder geben, allmächtige Liebe! schloß der Jüngling mit dem Tone des kindlichen Vertrauens: Gelobet sey dein Name! — „Amen!" seufzte der Alte zum Himmel, und erzählte:

„Sieh, junger Freund! dieser Grabhügel und die welken Trümmer des Kranzes, den du in meiner Hand erblickst, sind die letzten traurigen Reste meines ehelichen Glückes, meiner Vaterfreuden. Hier ist das Grab meiner Gattin, und dieser Kranz, ach! war die letzte Gabe eines mir entrissenen Sohnes."

„Handlungsgeschäfte führten mich auf die See. Gattin und Kind begleiteten mich; nahe dem Ziel unserer Reise, schleuderte uns ein wüthender Sturm an diese unglückliche Küste, wo unser Schiff von Seeräu-

bern genommen, und wir alle als Sklaven verkauft wurden. Doch trennte der liebe Gott mich nicht von meinen Theuren; ich, meine Gattin und mein noch unmündiger Sohn wurden zugleich von einem Herrn gekauft, und so ertrugen wir mit vereinter Liebe, in stiller Hingabe in die heiligen Führungen Gottes, leichter die unmenschliche Härte, mit der man uns so oft begegnete. Zwey Jahre hatten wir vereint das Sklavenjoch getragen, da nahm der Vater der Mühseligen und Beladenen meiner Gattin die drückende Bürde ab, legte den müden Körper zur Ruhe, und den Geist nahm er in seinen Frieden auf."

„Schwer lag die Hand des Herrn auf mir, und doppelt fühlte ich Sklaven-Elend."

„Ein tröstender Engel stand noch an meinem Lebenswege: mein liebes Kind, der theuren Mutter Bild an frommem Sinn, an zarter Liebe. Schon hatte er sein viertes Lebensjahr angetreten, als auch er mir entrissen ward. — Hier saß ich in der schwülen Mittagshitze, auszuruhen von der Last schwerer Arbeit, und im Gedanken an's Wiedersehen im Vaterhaus, wo der Sklavenkittel mit dem Feyerkleide des himmlischen Sabbaths verwechselt wird, neue Kräfte zu sammeln. Der Knabe hatte mir einen Blumenkranz gewunden, der Mutter Grab zu zieren; noch mehrere Blumen suchend, nahte er sich dem Ufer des Meeres. Ein plötzliches Geschrey, worin ich seine Stimme erkannte, schreckte mich aus meinen Betrachtungen auf. Getrieben von Vaterangst, lief ich dem Ufer zu; ach! in Räuberhänden sah ich mein liebes Kind! Hoch hob ich meine zitternde Arme empor, und rief den Unmenschen zu, mich wenigstens auch mitzunehmen. Mein Bitten, mein

Flehen war vergebens; mit vollen Segeln eilten sie davon, und mein Sohn, mein theurer Sohn" —

Liegt hier am Vaterherzen! rief mit dem Tone innigster Liebe der junge Engländer aus, indem er in die Arme des Greises sank. Stummes Entzücken füllte die ersten Momente des Wiederfindens aus. Wenig bedurft' es nur, das väterliche Herz zu überzeugen, daß es nicht süße Täuschung, sondern Wirklichkeit wäre.

Nieder sank der glückliche Vater auf seine Knie. — „Ewige Liebe! Vater aller Väter! stammelte er unter Freudenthränen: du hast das Verlohrengeglaubte wieder gegeben. Gelobet sey dein Name!" —

Und nun erklärte der Jüngling: daß er aus der ganzen Erzählung, besonders aber aus dem Umstande der gewaltsamen Entführung während des Blumensuchens, dessen er sich immer lebhaft bewußt geblieben wäre, und aus der Stimme der Natur, die sein Herz so gewaltsam an den ehrwürdigen Greis fesselte, in ihm seinen Vater erkannt habe. Die Seeräuber hatten ihn nach Amerika geführt, um ihn hier an irgend einen Sklavenhändler zu verkaufen. Der Jammer des armen Kindes rührte einen englischen Kaufmann. Er kaufte den Knaben, nahm ihn mit sich nach England, gab ihm eine sehr gute Erziehung, und erklärte ihn endlich für seinen Sohn und Erben.

„Und dieser mein großmüthiger Wohlthäter, dem ich Leben, Glück und Vater verdanke, ist hier. O wie wird er sich mit freuen, wie eilen, die Fesseln zu lösen von den theuren Händen meines Vaters; er ist ja so ein edler Menschenfreund, ist ja mein zweyter Vater!"

Ja, dein Vater bin, bleib' ich, Jüngling! antwortete der Kaufmann, der unbemerkt Zeuge dieses

Schauspiels für Engel gewesen war; und du, Eduard, ruft er mit zitternder Stimme, indem er die Arme nach dem Greise ausbreitet: theurer Eduard! kennst du nicht mehr deinen Bruder Albert, der schon so lange, so schmerzlich dich als todt beweinte?

Worte sind zu arm, das Entzücken der Wiedergefundenen zu schildern. Schnell wurde der Greis losgekauft; du bist frey, mein Eduard! jubelte ihm Albert entgegen: frey! und morgen segeln wir nach dem lieben Vaterlande. Alles, was mein ist, gehört auch dein; denn dein ganzes Vermögen liegt in meiner Handlung, und mit brüderlicher Treue verwaltete ich's für dich, oder deine Kinder; immer nährte ich ja noch einen Strahl der Hoffnung, dich oder die Deinigen wieder zu finden.

Süß winkte zwar dem alten Vater das so lange vermißte heimathliche Land, aber trennen konnte er sich nicht von den theuren Resten seiner Gattin; hier, wo er so viele heiße Thränen niedergeweint, so viele Gebethe zum Vater gesendet, den herben Leidenskelch getrunken, hier wollte er die wenigen Tage noch in stillem Frieden dahin leben, bis zur seligen Wiedervereinigung im himmlischen Vaterlande, wo es keine Trennung mehr giebt. Das einsame Thal wurde also angekauft, und der Bau eines kleinen Häuschens beschlossen. Der Jüngling blieb bey seinem Vater, und pflegte seines Alters; Albert aber, nachdem er seine Handlung in England zu Geld gemacht, siedelte sich auch bey ihnen an, und Friede, Liebe und Gottes Segen weilte in ihrer Mitte.

17.

Dankbarkeit gegen Gott.

Vor mehrern Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgsgegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten oben mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind), und nahmen einen alten, der Gegend kundigen Mann zum Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose Straße über die Gletscher der Lämmeralp zu zeigen, bemerkten sie in seinem zum Himmel gerichteten Auge unvermuthet eine Thräne. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — „Gottesvergessen wäre ich, sprach er, wenn ich jemals an dieser Stelle vorbey gehen könnte, ohne mich dankbar seiner mir hier erwiesenen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herrn, hier auf diesem Gletscher (Eisberge) seht ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? es ist ein Firnspalt (ein Graben, wo das Eiswasser einige Klaftern tief unter den Schneebergen hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß derjenige verlohren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunter stürzt? Nun, hier auf diesem Gletscher und in diesem Graben würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm durch ein Wunder wieder aus demselben heraus gezogen."

„Zwey Gefährten und ich jagten hier auf diesen

Bergen einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beyden Eiswänden festhielt, so daß ich noch über dem Eiswasser schwebte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verlohren, als sie mir angstvoll von der Ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, alles zu meiner, obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen."

„Hülfsbegierig liefen nun die Lieben fast so schnell, als die Gemsen, eine Meile weit zu der nächsten Sennhütte zurück, während ich zwischen Furcht und Hoffnung, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an die Eiswände gestützt, über dem Wasser schwebte. Ich sank aber alle Augenblicke tiefer; schon war ich bis an die Knie in den Eisstrom gesunken, war von dem Drucke der Luft beynahe erstickt, und vor Kälte fast erstarrt, und erwartete nichts anders, als den Tod."

„Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen. Auf meine Antwort ließen sie mir einen Strick herunter, den sie, in Ermanglung eines Seiles, in einer benachbarten Hütte aus einer in Riemen geschnittenen Bettdecke zusammen geknüpft hatten. Mit vieler Mühe band ich mir denselben endlich um den Leib. Nun zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beynahe mit den Händen erreichen konnten; aber — plötzlich zerriß der Strick, und ich, mit dem einen Theile des

Strickes um den Leib, glitschte unaufhaltbar eben so tief, als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth aber noch größer, nicht nur, weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bey diesem zweyten Falle den Arm entzwey gebrochen, und also um so viel kraftloser geworden war, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beyzutragen."

„Allein noch entfiel weder meinen Gefährten, noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwey, und verlängerten so den Rettungsstrick. Dann warfen sie mir denselben zum zweytenmal hinunter, und ich, von Gott gestärkt, war auch mit gebrochenem Arme lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Und mit diesem noch schwächern Stricke waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen."

„Und sollte ich denn wohl, meine Herrn, jemals in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbey gehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine dankbare Thräne zum Opfer bringen?"

Gerührt dankten die jungen Schweizer ihrem frommen Landsmanne für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß die Vorsehung glaubigen Muth und dienstfertige, auf Gott vertrauende Entschlossenheit nie verläßt. —

18.

Standhafte Treue im Bekenntnisse der christlichen Religion.

Ignatius, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes, und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte, mit Ketten beschwert, über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. Dezember 107 nach Christi Geburt, auf Befehl des Kaisers Trajan, den Löwen vorgeworfen wurde.

Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen, ehrwürdigen Greis zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter andern befahl Trajan: „thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer; laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!“ Hierauf gab der heilige Ignatius die Antwort: „Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschen.“

In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinden schrieb, liest man folgende rührende Stelle:

„Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meynte sich selbst) hat wollen hervorsuchen zum Märtyrertode. Es ist besser, sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlangt mich, nach Christo Jesu, dem Sohne Gottes; denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin jetzt noch ein Knecht, wenn ich

aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Freyer Jesu Christi."

Auf dem Wege nach Rom kamen ihm von allen Seiten die Glaubigen entgegen, und weinten; er aber bat und beschwor sie, seine Marter nicht zu hindern, und ihm das unschätzbare Glück, für Christus zu leiden und zu sterben, nicht zu mißgönnen.

Als er nun in den Kampfplatz, wo ihn eine große Menge des heidnischen Volkes erwartete, gehen sollte, warf er sich mit allen Glaubigen auf die Knie, und bath den Sohn Gottes für die Kirchen, für die Aufhörung der Verfolgung, und für die gegenseitige Liebe der Christen, und trat dann ganz getrost in den Marterplatz.

Als er die Löwen brüllen hörte, sprach er: „Ich bin das Fruchtkorn Jesu Christi; ich muß durch die Zähne der Bestien zermalmet werden, damit ich zum reinen Brode werde." — Jetzt stürzten die Löwen auf ihn zu, und unter ihren grausamen Anfällen übergab er seinen Geist in die Hände Christi.

19.

Der heilige Bonifacius.

Winfried, der erst späterhin den Namen Bonifacius erhielt, war um's Jahr 680 zu Kirton in England gebohren, und in Benediktiner-Klöstern erzogen und gebildet. Frühzeitig fühlte er in sich den heiligen Beruf, das Christenthum in Deutschland zu

predigen. Schon die fortdauernde Verbindung zwischen den Sachsen in England und den Altsachsen in Deutschland, dann das Beyspiel mehrerer seiner Landsleute, die als Heidenbekehrer nach Deutschland gegangen waren, konnten ihn hierzu ermuntern; aber besonders entflammte ihn hierzu das Vorbild des heiligen Augustinus, der einst die Angelsachsen in England bekehrt hatte.

Mit Erlaubniß seines Abts und von zwey Mönchen begleitet, reiste er 716 von England ab, und begab sich zuerst nach Friesland; da ihm aber hier die Erlaubniß, den Trost des Evangeliums zu verkünden, versagt wurde, so reiste er zwey Jahre später durch Baiern, nach dem nördlichen Thüringen, und verdrängte mit der unwiderstehlichen Gewalt der christlichen Lehre die trostlosen Finsternisse des Heidenthums.

Da ihm aber das Wohl der Gesammtmenschheit am Herzen lag, konnte ihn weder ein Volk, noch ein Land für die ganze Dauer seines Lebens fesseln. Hier, in Thüringen, war dem Reiche Gottes willige Aufnahme geworden; und so wanderte er wieder hin mit unermüdeter Liebe nach Friesland, dann nach Hessen und Baiern, predigte allenthalben das heilige Evangelium mit dem segenreichsten Erfolge, drang mit väterlicher Strenge auf Reinheit der Sitten, auf Recht und Ordnung, und treue Befolgung der göttlichen Gebothe. Zu dem Ende wies er den Bischöfen, mit Bewilligung des römischen Pabstes, eigene Kirchsprengel an, hielt mit immer wachsamem Eifer die Kirchenzucht aufrecht, und gründete mehrere Klöster und Erziehungs-Anstalten, unter welchen das Kloster Fulda das denk-

würdigste ist, weil es viele Jahrhunderte hindurch die berühmteste und wirksamste Schule der deutschen Kirche war.

Im Jahre 745 wurde er zum Erzbischof von Mainz ernannt, und wirkte als die Seele der ganzen deutschen Kirche bis in's Jahr 754 mit apostolischem Geiste und Eifer.

Alt und schwach, aber noch immer regsamen Geistes und voll frommen Strebens, die christliche Lehre auszubreiten, entschloß er sich, in seinem vierundsiebenzigsten Jahre noch einmal nach Friesland zu gehen, und die noch dort sich befindenden Heiden zu bekehren.

Seinen Tod ahndend, sprach er zu seinem geliebtesten Schüler, dem frommen Priester Lullus, der sein Nachfolger in Mainz war: „Ich will und mag von der beschlossenen Reise nicht ablassen. Der Tag meiner Auflösung nahet heran; bald werde ich, der Last des Körpers entledigt, zur ewigen Vergeltung gelangen. Du aber, mein geliebter Sohn, vollende das angefangene Werk des Evangeliums in Thüringen; rufe das Volk, so weit deine Stimme reicht, von Irrwegen zurück; vollende auch das Kloster zu Fulda, und begrabe dort meinen Leichnam.“ Nach diesen und andern evangelischen Aufträgen schiffte er sich mit mehrern Priestern und Mönchen auf dem Rheine ein. So gelangte er zu dem Meerbusen (heutiges Tages der Zudersee genannt), der Holland von Friesland trennt.

Mit seinen Begleitern durchzog er das Land, und predigte das Evangelium. Er unterdrückte das Heidenthum, errichtete christliche Kirchen, und taufte viele Tausende der Erwachsenen und Kinder. Schon war er

im Begriff, diese Neugetauften, nachdem er sie in der heiligmachenden Lehre Jesu Christi unterrichtet hatte, durch die heilige Firmung in dem standhaften Bekenntnisse derselben zu befestigen, als er einen gewaltsamen Tod erlitt.

Er hielt sich im Jahre 755 zwischen Ost- und Westfriesland auf. Dort lebte er am Flusse Burde, der Gränze beyder Landschaften, mit seinem Gefolge unter Zelten, die gleichsam ein Lager bildeten.

Der Tag, an welchem die Firmung der Neugetauften vollzogen werden sollte, war angebrochen (5. Juny 755.); aber statt der Neugetauften, die der heil. Bonifacius erwartete, erschien plötzlich ein Haufe heidnischer Friesen. Der jüngere Theil seiner Gefährten wollte sich zur Wehre setzen; er aber trat mit den ältern Geistlichen und mit Reliquien, die er immer mit sich führte, aus seinem Gezelt hervor, und rief den Seinigen zu: „Lasset ab vom Streit! Leget die Waffen nieder! denn es stehet geschrieben; vergeltet nicht Böses mit Bösem. Der Tag unsrer Auflösung ist da. Seyd stark in dem Herrn! Hoffet auf ihn; er wird unsre Seele erlösen." — Dann wendete er sich zu den Aeltesten, die um ihn standen, und ermahnete sie, sie alle möchten mit ihm in Hoffnung ewiger Belohnung muthig leiden. —

Während er noch also redete, stürzte ein bewaffneter Haufe auf ihn los, erschlug ihn und sein Gefolge, und plünderte sein Lager. *)

* * *

*) Auf diesen Tod des heiligen Bonifacius bezieht sich das Titelkupfer, auf welchem der Heilige eben aus dem Gezelt hervortritt, und die jüngern seiner Freunde vom Streite abmahnt.

So war das Leben, so der Tod eines Mannes, der würdig war, unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt, und mit dem Namen des Apostels von Deutschland bezeichnet zu werden. Er war ein frommer Christ, voll unabläßigen Strebens, Licht, Wahrheit und Gottesfurcht zu verbreiten, und das zeitliche und ewige Wohl von Millionen zu befördern.

Ehret sein Andenken, und haltet heilig, was die gütige Vorsehung euch durch ihn geschenket hat!!

20.

Achtung für Gottes heiliges Gesetz.

Die Machabäische Mutter und ihre sieben Söhne.

Nachdem der alte Eleazar durch sein heroisches Ende in Mitte der Peinigung seiner ganzen Nation das größte Beyspiel der Herzhaftigkeit und Verachtung des Todes hinterlassen hatte, wurden dem syrischen Könige Antiochus Epiphanes, dem grausamsten Verfolger der Juden, sieben Brüder mit ihrer Mutter vorgeführt. Beschämt, daß er die Standhaftigkeit eines neunzigjährigen Greises nicht besiegen konnte, glaubte er über das zarte Gefühl einer Mutter und über das blühende Alter ihrer sieben Söhne zu triumphiren. Allein Mutter und Kinder waren fest entschlossen, eher den schrecklichsten Peinen zu unterliegen, als sich für den schändlichen Götzendienst zu erklären. Der Tyrann ließ ihnen dann Speisen vorsetzen, welche zu genießen ihnen nach dem Gesetze verbothen war, und sparte we-

der Verheissungen, noch Drohungen, um sie zum Essen zu bewegen. Da sie sich aber standhaft dagegen weigerten, so befahl der König, die Mutter und ihre Kinder in seiner Gegenwart mit Ruthen zu hauen. Gelassen ertrugen sie diese Mißhandlung, und der älteste von den Söhnen erklärte fest und muthig: daß er damit nichts über sie vermögen würde, denn sie wären bereit, auch selbst um des Gesetzes willen zu sterben. Dies setzte den Tyrannen in Wuth; er befahl, diesen ersten auf die grausamste Art, im Angesicht der Mutter, langsam zu tode zu quälen. Während die Zubereitung zur Marter geschah, ermunterten sich die Mutter und die Söhne untereinander, standhaft und unverzagt den Tod zu leiden; und selbst die entsetzlichste Todesart erschütterte ihren Muth nicht.

Kaum hatte der erste unter schrecklichen Qualen — die ich hier nicht beschreiben mag, um das Gefühl meiner jungen Leser zu schonen — ausgelitten, als sich auch der zweyte den Händen der Peiniger darstellte, und so auch die übrigen die Reihe hindurch. Jeder von ihnen drückte die Empfindungen seines Herzens auf die ihm eigene Art aus; mit Lebhaftigkeit warfen einige dem Tyrannen das Unrecht vor, das er an ihnen begienge, und foderten ihn vor das gerechte Gericht Gottes; andere unterwarfen sich mit Demuth unter das Schicksal, welches Gott mit Gerechtigkeit und aus weisem Zweck über sie verhängt habe; alle aber erklärten mit freudiger Hoffnung ihre Ueberzeugung von einem bessern Leben, und erwarteten mit Zuversicht, daß ihnen Gott das nach dem Tode ihres Leibes wieder ersetzen werde, was sie aus Gehorsam gegen seine Befehle ihm jetzt aufopferten. — „Ja, meine Kinder, rief die

Mutter, die bey dem Leiden ihrer Söhne noch unerschüttert Zeugin ihrer Standhaftigkeit war, ihnen unter den Qualen zu: „ja, ich bin eure Mutter, und habe euch gebohren, aber das Leben und die Seele habe ich euch nicht gegeben; auch bildete ich eure Glieder nicht. Gebt nun Gott wieder, was er euch gab! Er, der die Welt und alle Menschen schuf, wird euch das, was ihr jetzt um des Gesetzes willen wagt und aufopfert, gewiß wieder geben.“

Antiochus selbst wurde von Bewunderung ergriffen, als er die Standhaftigkeit und den getrosten Muth sah, mit welchem einer dieser Söhne nach dem andern unter den Händen der Peiniger das Leben aufgab. Noch war der jüngste Sohn mit der Mutter übrig. Die Unschuld des Knaben, die Todesangst, die sich bey'm Anblick seiner sterbenden Brüder in seinem blassen Gesichte ausdrückte, und die er vergeblich in dem Busen seiner Mutter zu verbergen suchte, rührte selbst den Tyrannen, daß er noch an diesem den Versuch machen wollte, ob er nicht durch Herablassung und Güte mehr, als durch Strenge ausrichten könnte. Er nahm ihn daher besonders, versicherte ihn seiner vorzüglichen Gnade, und versprach ihm, daß er ihn in den angesehensten und glücklichsten Zustand erheben wollte, wenn er von dem väterlichen Gesetz abtreten würde. Als er mit allen diesen Vorstellungen nichts ausrichtete, bath er die Mutter, sie möchte doch dem Knaben zureden, sein Leben zu erhalten. Die Mutter schien einzuwilligen, schloß den einzigen, ihr noch übrigen Sohn in ihre Arme, drückte ihn an ihre mütterliche Brust, und sprach: „Du mein liebes Kind, das ich mit Schmerz und Muttersorgfalt gebohren und erzogen habe, jetzt erbarme dich

meiner! jetzt zeige, daß du mein Sohn bist! Siehe den Himmel über dir, siehe die Erde, mit allem, was auf ihr ist: das hat der Allmächtige aus Nichts erschaffen; auch der Mensch empfieng das Leben von ihm. Fürchte du daher deine Mörder nicht, sondern stirb! stirb so, wie deine Brüder, willig und getrost, damit Gott, der Gnädige, dich auch mit ihnen wieder lebendig mache, und dich mir wieder gebe." —

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als sich der Knabe zu den Gerichtsdienern wendete, und mit festem Tone sprach: „Worauf wartet ihr? Meynet ihr, ich werde mich dem Willen des Tyrannen unterwerfen? Nein! ich fürchte den Tod so wenig, als meine Brüder, die nach kurzen Qualen zu dem bessern Leben gekommen sind, das Gott uns verheißen hat, der Gott, der gerecht ist, der das Schreyen der Unschuldigen hört, und ihre Seufzer schwer an dir, Tyrann! der du jetzt so stolz auf deine Macht bist, rächen wird!" —

Antiochus knirschte vor Wuth, befahl, den Knaben noch mehr, als die übrigen, zu martern, und beschloß das schreckliche Schauspiel zuletzt mit der Hinrichtung der Mutter.

O du des Andenkens aller guten Menschen würdige Mutter! Welch eine Siegeskrone wird dir der gereicht haben, für dessen heiliges Gesetz du siebenfachen Martertod in deinen Söhnen erduldet hast! —

21.

Zur Zeit des Königs Canut von Dänemark, welcher bey der erlangten großen Macht, in seinem Reiche das

Christenthum und eine größere Kultur zu verbreiten suchte, brachte Schleswig einen Mann hervor, der es verdient, nie vergessen zu werden, so lange noch Eifer für Religion unter die vornehmsten Tugenden gerechnet wird. Dies war Ansver, ein Sohn Aswalds, der zu den angesehensten Männern des Landes gehörte. Obschon ihm, bey seinem großen Reichthume, alle Vergnügungen der Sinne zu Gebothe standen, so wählte er doch freywillig den Beruf eines Verkündigers des Christenthums unter den Heiden. Seine Aeltern suchten ihn von diesem Vorsatze abzubringen, da jener Beruf bey der damals noch herrschenden wilden Denkungsart mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte seiner Ueberzeugung, und begab sich in das Kloster zu Ratzeburg, dessen Mönche größtentheils kundige Religionslehrer waren, und sich, ohne Rücksicht auf irdische Vortheile, eifrigst bemühten, ihre Landsleute mit den heilsamen Wahrheiten des Christenthums bekannt zu machen.

In kurzer Zeit zeichnete sich Ansver vor seinen Ordensbrüdern durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude, manche Seele für die himmlische Lehre Jesu zu gewinnen.

Aber nicht lange, so verschwand die Ruhe, die die Christen einige Zeit genossen hatten, da die wilden slavischen Völker in's Land kamen, und die Christen ganz auszurotten suchten. Sie bestürmten auch das Kloster, ergriffen Ansver und seine Gehülfen, und schleppten sie heraus, um sie zu steinigen. Als Ansver sah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bath er seine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt

hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte diese wenigen Augenblicke, um seine leidenden Brüder zur standhaften Ergebung in Gottes Willen zu ermuntern.

Als keiner mehr übrig war, kniеete er selbst hin, breitete seine Hände gen Himmel, und ließ sich tödten, ohne in seinem Glauben und in seiner Christenhoffnung zu wanken.

22.

Gott prüft — Gott schützt die Unschuld.

Der arme Leinweber.

(Eine wahre Geschichte.)

In einem von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtschaffen, aber arm. Seine Frau, eben so fromm und gutherzig, wie er, half ihm treulich am Handwerk mit Garnspulen, vom frühen Morgen bis an den späten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts, als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber sie waren glücklich, denn sie lebten friedlich zusammen, und hatten ein gutes Gewissen.

Der Himmel hatte ihnen drey hoffnungsvolle Kinder geschenkt, die sie mit Sorgfalt erzogen, und zu allem Guten anleiteten. Wer zu den braven Leuten kam, der freute sich ihres Frohsinns, und ihres liebevollen Umgangs, und mancher nahm gern mit Kartof-

feln in ihrer Mitte vorlieb, um sich zu erbauen an ihrem Reden und Wandeln.

Einstmals, an einem schönen Sommerabend, kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber; er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bath sie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch so spät sie störe; „ich mache eine Fußreise nach Weinsheim, sprach er, und kenne den Weg nicht; wollt ihr wohl so gut seyn, und mich eine Stunde weit begleiten? Hernach kann ich den Weg wohl selber finden; ich will euch reichlich dafür belohnen.“ Flugs sprang der Weber von seinem Stuhl, zog seinen abgetragenen, aber sauber geflickten Rock an, und schritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs sprachen die Beyden von allerhand Sachen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finster geworden war, stand der Unbekannte auf einmal still, zog ein Pfeifchen aus der Tasche, und pfiff so durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr. In dem Augenblicke stürzten acht bis zehn fürchterliche Kerls aus dem nahen Gesträuche hervor, und besprachen sich dann mit dem Fremden, der ihr Hauptmann war, über den Einbruch in einer nahen Mühle, den sie in dieser Nacht vorhatten.

Der Anführer stellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neuangeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtsam sey, welches sich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf seine Kniee, und flehte um Erbarmen, aber der Räuberhauptmann setzte ihm die Pistole auf die Brust, und brüllte: „entweder gehe mit, oder stirb!“ dann faßten ihn

zwey Räuber zwischen sich, und schleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten sie bey der Mühle an; es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber, nebst noch einem Andern, mußten Schildwache stehen. Allein man war diesen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war ihr Maß voll; der Hauptmann, der Leinweber und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fieng die arme Frau zu Hause an, zu sorgen und zu zagen; ihr Mann blieb aus, und da er mit anbrechendem Morgen noch nicht zurückkehrte, wurde ihr unaussprechlich Angst; die Nachbarn giengen aus, ihn zu suchen, aber sie hörten und sahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war trostlos, und noch wußte sie nicht einmal, welche Schreckenspost sie erhalten sollte. Gegen den Abend erst erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich, daß der Leinweber mit dabey gewesen, nebst dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß sitze.

Jetzt ließ sich die Arme nicht mehr halten; sie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief, was sie laufen konnte, nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag. Ihr erster Gang war zum Beamten, dem sie den Hergang der Sache erzählte, so gut sie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bath, ihren armen, unglücklichen Mann zu befreyen. Aber der Beamte, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen; denn die Sache mußte förmlich nach den Gesetzen ausgemacht werden; doch erlaubte er ihr, ihn zu besuchen.

Unbeschreiblich ist der Auftritt, der nun erfolgte.

Die beyden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott, dem Retter der Unschuld; dann suchte der Mann die arme Frau zu beruhigen, und bath sie, sich fest an Gott zu halten, der sie gewiß in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen würde; denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen sollen, anstatt daß er mit den Räubern gegangen wäre, so sey doch auch dem Allwissenden bekannt, daß er nur um seiner Familie willen den Tod gescheut, und aus Liebe zu ihnen schwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der seine Unschuld wisse, werde ihn aus dieser Noth erretten. Dann trennten sich die guten Leute, gestärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmlischen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück; doch besuchte sie ihren Mann oft, und bey jeder Zusammenkunft stärkten sie einander im Glauben und im gemeinschaftlichen Gebethe.

Aber die Obrigkeit war durch viele aufeinander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Gesetze zu schärfen, und nach diesen hatte auch der arme Leinweber das Leben verwirkt, weil er bey der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmste war: der Räuberhauptmann hatte mit seinen Kameraden verabredet, sie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge kosten, was es wolle; demnach waren sie unter einander einverstanden, was jeder bey dem Verhör seinetwegen aussagen sollte. Der Anführer behauptete, der Leinweber sey schon bey mehrern Einbrüchen gewesen, und gab dann die Orte an, und mit dieser Aussage stimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Beamte Alle zusammen verhörte, und der arme Lein=

weber seine Unschuld betheuerte, so wußten die Räuber ihre Behauptung so wahrscheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb; ja sie wagten es, ihm in's Angesicht zu sagen: ob er sich denn nicht vor Gott fürchte, daß er so läugne? — So gieng es von einem Verhör zum andern, und der arme, unschuldige Mann hatte keine Vertheidiger, als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geschlossen, und dem Obergericht übergeben. Dieses verfaßte nun kaltblütig das Urtheil: der Leinweber sollte zuerst gehangen werden, und sodann auch die Uebrigen, nachdem sie die Hinrichtung des Ersten mit angesehen hätten. — Nachdem der Fürst dies Urtheil unterschrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch bestimmt, daß es in drey Tagen vollzogen werden sollte. Das Mitleiden mit dem armen Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein: denn jedermann hielt ihn für unschuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen sollen, war die allgemeine Stimme.

Der Pfarrer seines Ortes besuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigsten Umständen; er suchte ihn durch die Trostgründe der Religion aufzurichten, und bethete mit ihm auf die rührendste Weise, so daß der gute Mann endlich Muth faßte, und sich in die Vaterarme seines Gottes kindlich übergab. —

Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief sie, so wie sie gieng und stand, nach der Residenz, und verlangte mit der Fürstin zu sprechen. Nun traf es sich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geschichte war erzählt worden, von einem armen Hausvater, der unschuldig

sey hingerichtet worden; dies hatte Anlaß gegeben, auch von dem gefangenen Leinweber zu reden: denn die Sache war auch am Hofe bekannt, und der Fürst darüber bedenklich geworden. — Die Frau wurde augenblicklich vorgelassen. Ihr ehrliches und liebenswürdiges Gesicht und ihre Wehmuth sprachen so laut, daß der Fürstin die hellen Thränen über die Wangen liefen, und sie von der Unschuld ihres Mannes überzeugt wurde. Sie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürsten; auch er wurde zu Thränen gerührt, und sagte: „Gute Frau! euer Mann soll leben; ich will sogleich jemand abschicken, der dem Beamten diesen Befehl überbringt.“ — Das war aber auch hohe Zeit; denn es war Abend, und den andern Morgen um neun Uhr sollte der Unglückliche zum Tode geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürstin ließ darauf die Frau erquicken, und dann eilte diese mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort; allein sie war kaum zwey Stunden gelaufen, so konnte sie nicht weiter; sie mußte also einige Stunden ausruhen, so daß sie erst am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurück kam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen sollte, stürzte mit dem Pferde, und hatte einen Fuß verrenkt, so daß er nicht weiter konnte; zum Glück war er nahe bey einer Poststation; er blieb also da, und übergab dem Posthalter den Gnadenbrief, der ihn dann so schnell als möglich durch einen Postillion weiter schickte. Demungeachtet wurde durch diesen unglücklichen Vorfall das Ueberbringen um vieles verspätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben so wenig.

Die Glocke schlug neun, und das arme Sünder-

Glöcklein tönte schauerlich in einzelnen Schlägen. Der Leinweber, von seinem frommen Seelsorger begleitet, trat nun seinen Todesgang an; ihm folgte der Räuber-Hauptmann, nebst den übrigen Gefangenen, von einer Kompagnie bewaffneter Bürger und einer großen Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend begleitet.

Stillergeben bethete er mit dem Pfarrer zum Herrn über Leben und Tod; aufmerksam beobachtete ihn der Räuberhauptmann. Nun war der Zug bey'm Hochgerichte angekommen, und der Leinweber schickte sich geduldig an, die Todesstrafe zu leiden. — In dem Augenblicke kam ein Postillion gesprengt, — hoch in der Luft einen großen Brief haltend, den er dem Beamten überreichte; dieser riß ihn hastig auf, und rief freudig erschrocken: „Gnade! Gnade für den Leinweber!" Nun entstand ein Jubel unter den Tausenden, der kein Ende nehmen wollte. —

Wie vom Donner berührt, starrte der Räuberhauptmann in die Höhe; dann bath er sich vom Richter die Erlaubniß aus, zum Volke reden zu dürfen, und nachdem es ihm gestattet war, trat er auf das Blutgerüst, und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, so daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: „Es ist ein Gott! und dieser Gott ist gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich ihn auch nicht, und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir doch oft in meinem sündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es sey ein Gott, der die Welt regiere; dies wollte ich nun gewiß wissen, und dachte, wenn ich einen durchaus unschuldigen, frommen Menschen zu mei-

ner Gesellschaft brächte, und ihn zwänge, an allen unsern Verbrechen Theil zu nehmen, so könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen giebt, unmöglich zulassen, daß ein solcher unschuldiger Mensch mit uns in gleiche Strafe verfiele; er müßte ihn retten, wie auch jetzt wirklich geschehen ist: denn der Leinweber ist vollkommen unschuldig, und ein frommer, rechtschaffener Mann. Mit ihm habe ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja, wahrlich! es ist ein Gott, und ein gerechter Gott!" — Und nun bath er um die Gnade, wieder in's Gefängniß gebracht zu werden, indem er versicherte, er habe noch wichtige Geständnisse zu machen. Er wollte alsdann seine Strafe gern leiden, die er doppelt und dreyfach verdient habe. Dem Räuber wurde seine Bitte gewährt; er und seine Gefährten wurden wieder zurück geführt, und in Ketten geschlossen.

Unterdessen hatte man den Leinweber erquickt und gestärkt, und so wie man ihn aus dem Kreise brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn in die Stadt; andere sammelten Geld für ihn, so daß er einige hundert Gulden bekam. So wie man ihn die Straße herauf trug, kam seine Frau von ihrer Reise in die Stadt; sie sah das Zusammenlaufen der Leute, hörte das Rufen: Sie bringen den Leinweber! Er hat Gnade erhalten! er ist unschuldig! und zugleich erblickte sie ihn auch von Ferne, wie er mit Freudengeschrey, auf den Schultern getragen, einherzog.

Mit lautem Weinen des Entzückens folgte sie dem Zuge in's Wirthshaus. Das Wiedersehen der beyden Eheleute läßt sich nicht beschreiben. Sie wurden in

einer Kutsche nach Hause gefahren: denn die schweren Leiden hatten sie so angegriffen, daß sie nicht gehen konnten. Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er sich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm; wenn er noch lebt, kann er ein Greis von 70 Jahren seyn.

Die Geschichte trug sich zu im Jahre 1788.

23.

Tugend und Unglück.

Zu Niktin, einem Städtchen in Rußland, war Tzernikow ein Zolleinnehmer, als Katharina II. regierte. Zufrieden bey seinem Amte, das er treu und fleißig verwaltete, lebte er mit seiner Gattin und Tochter so glücklich, als vielleicht die Kaiserin zu Petersburg nicht lebte. Nahyda, so hieß das Mädchen, hieng mit ganzer Seele an ihren Aeltern, und ein Wink von ihnen war schon ein so kräftiges Wort für sie, daß es nicht ohne gute Wirkung blieb. Oft fiel sie ihnen um den Hals, und sagte mit Rührung und Herzlichkeit: „O wie lieb habe ich euch, guter Vater, gute Mutter! ich werde euch immer Freude machen.“

„Wir haben doch den Himmel auf Erden, sagte er manchmal zu seiner Frau: und wie hoffnungsvoll ist das Kind, das uns der Himmel geschenkt hat. Dank sey Gott, dem Geber alles Guten, tausendmal Dank! Aber wie unbeständig ist das Erdenglück!

Einige Jahre vergiengen unserm Tzernikow bey der pünktlichsten Verwaltung seines Amtes, im Genuße

seines frohesten häuslichen Lebens. Er betrug sich mit Leuten, mit denen er zu thun hatte, so edel und bescheiden, daß man ihn weit und breit den Ehrenmann zu Niktin nannte; und doch hatte er einen Feind, der auf seinen Sturz bedacht war. Es war ein Kaufmann von Cherson, der einen Schleichhandel trieb, und fremde Waaren in das Reich schleppte. Seine Absicht zu erreichen, bestach er die Zollbeamten. Durch den Betrug der Zollabgaben gewann er seit einigen Jahren so viel, daß er ein reicher Mann wurde.

Nun kam Tzernikow an das Zollamt zu Niktin. Der Kaufmann versuchte bey'm neuen Zöllner, was ihm bey seinem Vorfahrer nie mißlungen hatte. Tzernikow stutzte. Der Kaufmann both Geld an. „Herr! antwortete Tzernikow: es mag Ihnen Ernst seyn, oder Sie mögen mich auf die Probe stellen, ich werde nie wider meine Pflicht handeln. Wagen Sie es ja nicht mehr, mir etwas anzubiethen, was Ihre Person entehret, und mein Gewissen verletzen würde. Ich habe keinen Sinn für Ungerechtigkeit.“

Der Kaufmann war betroffen. „Sie werden es bereuen,“ sagte er, und griff beschämt nach der Thüre. Von diesem Augenblicke an dachte der Kaufmann auf Rache. Seine Erbitterung stieg mit jedem Tage. Er soll es fühlen, sagte er öfters zu sich in der Stille, was es auf sich habe, einen reichen Kaufmann so von sich zu weisen, wie es der Zöllner zu Niktin that. Unruhig über das Mittel, seine Waaren für die Zukunft heimlich in das Land zu führen, nahm er endlich seine Zuflucht zur Verläumdung eines Schuldlosen. Er überschickte dem Fürsten Potemkin, der bey der Kaiserin viel vermochte, verschiedene Waaren zum Geschenke, schrieb einen Brief

dazu, und warnte ihn vor dem Zöllner Tzernikow zu Niktin, als einem bösen Mann, der von der Kaiserin und dem Fürsten ärgerlich geredet hätte. Da war nun die Schlinge bereitet, in die der Zöllner fallen sollte. Fürst Potemkin überreichte der Kaiserin diesen Brief.

Eines Tages, als Tzernikow mit seiner Frau und Tochter, mitten unter guten Freunden, bey Tische saßen, hörte er vor dem Zollhause ein Geräusch der Waffen. Er wollte von seinem Sitze aufstehen, und zum Fenster gehen. Da trat ein Unteroffizier mit einigen Soldaten zur Thüre hinein, und kündigte ihm an, daß er Befehl habe, ihn auf der Stelle in's Gefängniß zu führen. Die Frau fiel in eine Ohnmacht. Das Mädchen schrie und weinte. Tzernikow, so sehr ihn der erste Anblick bewaffneter Soldaten niederschlug, faßte sich bald, und suchte seine Frau, die sich nach und nach erholte, zu trösten. „Sey ruhig, liebes Weib, sagte er: ich bin unschuldig. Gott weiß es, und die Kaiserin soll es inne werden, daß ich unschuldig bin. Ich werde bald wieder bey dir und meinem Kinde seyn.“ — Nein, antwortete sie, sammelte alle ihre Kräfte, schwang sich vom Bette empor, auf das sie sinnlos hingefallen war: ich will seyn, wo du bist! faßte ihn bey dem Arme, das weinende Mädchen hielt sich am Kleide der Mutter fest, und so wanderte die leidende Unschuld unter Seufzern und Thränen dem Gefängnisse zu.

Lange dachte Tzernikow über die Ursache seiner Gefangenschaft nach. Endlich gerieth er auf den Gedanken, daß der Kaufmann Urheber seyn könnte. Er erinnerte sich der Worte: Sie werden es bereuen!

und zweifelte nun nicht mehr an der traurigen Erfahrung, daß es Menschen gäbe, die keine Menschenherzen haben. Nun wurde es ihm leichter um das Herz. Er beruhigte seine Frau, erzählte ihr den Streich, den ihm die Gewinnsucht eines Kaufmanns bey'm Zollamte spielen wollte, und sehnte sich nach dem Tage, an dem er seinem Richter die Unschuld aufdecken könnte. Aber die Kränkung, die er, seine Frau und sein Kind erlitten hatten, sollte nur der Anfang und noch lange nicht das Ende der Leiden seyn. O Verläumdung, Verläumdung! wie viel Unheil stiftest du in der Welt!

Die entscheidende Stunde schlug. Tzernikow wurde gerufen. Es erschien ein Herr, der ihm sagte: Sie sind auf eine unbestimmte Zeit nach Sibirien verwiesen. — Mit einem edlen Anstande und voll der Geistesruhe antwortete Tzernikow: „Erlauben Sie mir, um die Ursache meiner Verbannung zu fragen; ich will mich verantworten: denn ich weiß mich keines Verbrechens schuldig.“ — Ich bin Ihr Richter nicht, erwiederte der Herr, und der kaiserliche Befehl giebt die Ursache Ihrer Verbannung nicht an. Ich bedauere Ihr Schicksal, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu sagen, als daß Sie morgen reisen müssen. Hier haben Sie eine Abschrift vom Befehle, den die Polizey gesiegelt hat.

Als er zurückkehrte, sagte er seiner Frau, die sich indessen mit dem trostvollen Gedanken an Gottes weise und väterliche Regierung gestärket hatte: „Man hat mir dich und mein Kind nicht genommen.“ — Was Gott thut, das ist wohlgethan! sprach die Frau: Es gehe, wie es will. — So viel Standhaftigkeit traute Tzernikow dem weiblichen Geschlechte nicht zu. „Gut, antwortete er, und drückte ihr treuherzig die Hand: un-

sere Herzen stimmen zusammen; Gottes Wille ist auch der meinige. Ich bin nach Sibirien verwiesen. Die Ursache meiner Verbannung weiß der Herr nicht, der mir dieses Urtheil angekündigt hat; und mir ist es genug, daß ich unschuldig verbannt bin." — Ich bin nirgends unglücklich, sagte die Frau entschlossen, wenn ich nur bey dir bin. Die Gefährtin deines Glückes will auch die Gefährtin deines Unglücks seyn. — Ohne Leiden wäre die Welt nicht halb so schön, und die Menschen nicht halb so gut.

Ungeachtet Nahyda erst acht Jahre alt war, so machte das Gespräch der Aeltern doch tiefen Eindruck auf sie. „Mutter, sagte sie wehmüthig: seyd ihr denn heute wieder traurig?" — Nicht viel, antwortete die Mutter liebreich: Morgen werden wir verreisen, und du sollst bey uns seyn. Sie legte die Hand auf Nahyda's Haupt; das Kind griff nach der Hand, küßte sie, und war mit dieser Antwort zufrieden.

Tzernikow hatte Erlaubniß erhalten, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und dazu benützte er die wenigen Stunden, die ihm noch übrig waren; und weil er von Jedermann geachtet und geliebt wurde, so erhielt er auch ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter des Regierungskreises, zu dem er verbannt war.

Das Fuhrwerk war gepackt. Der Morgen brach an, und Vater, Mutter und Tochter waren reisefertig. Die Einwohner des Städtchens riefen ihm noch einen freundlichen Morgengruß und den herzlichen Wunsch einer glücklichen Reise zu, und begleiteten ihn unter Thränen zum Thore hinaus. Tzernikow dankte mit einer Miene, in welcher Himmelsfriede lag, indessen seine

Frau und sein Kind vor Schluchzen kein Wort mehr reden konnten; und so fuhren sie im Jahre 1791 den Weg, der ihnen von einem rohen Gerichtsdiener zum Orte ihrer Verbannung hingewiesen wurde.

Es war schon kalte Jahreszeit, und je weiter sie sich vom Städtchen Niktin entfernten, desto mehr nahm die Kälte zu, und die Zahl guter Menschen ab. Die Leute, unter die sie auf ihrer Reise geriethen, begegneten ihnen bald mit Mitleiden, bald mit Verachtung. Aber wo Vertrauen auf Gott die Schläge des Schicksals tragen hilft, da erträgt man sie leichter; und wenn ihnen manchmal Anfälle aufstießen, die ihr ganzes Herz erschütterten, so heiterte sie ein Blick auf ihre Tochter wieder auf; so sanft, so duldend, und dabey so munter betrug sich Nahyda auf dieser beschwerlichen Reise.

Nach zehn Wochen kamen sie zu Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, an. Tzernikow überreichte das Empfehlungsschreiben dem Statthalter, der ihn freundlich aufnahm. Theilnehmend tröstete er den Unglücklichen, ließ ihm eine Hütte und eine Strecke Landes, nicht weit von der Hauptstadt, anweisen, und erlaubte ihm, daß er sich seine Lage so erträglich machen dürfe, als es sein Vermögen gestatten würde. Bis der Boden, den er bearbeiten sollte, Früchte tragen konnte, theilte man ihm, seiner Frau und dem Kinde alle Wochen Brod, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, und des Sonntags Fleisch zu. Zwar wurden diese Eßwaaren nur kärglich mitgetheilt; aber Tzernikow hatte sich zu Niktin durch seine sparsame Wirthschaft doch so viel baares Geld errungen, daß seine Frau dem Mangel dadurch vorbeugen konnte, wenn sie in der Stadt

kaufte, was sie zur Bestreitung der Bedürfnisse nöthig fand.

Die neue Hauswirthschaft war geordnet, und nun erhielt er den Befehl, daß er nebst dem Anbau seines Feldes acht Monathe, und zwar in jedem Monathe 12 Hermeline, 6 Zobel und 36 Füchse zur Statthalterschaft liefern sollte. Die ersten 6 Monathe sprach ihn der menschenfreundliche Statthalter von aller Lieferung frey, und erlaubte, im Falle, daß die Hermelin- und Zobelbeute nicht reichlich genug ausfallen würde, daß er sie mit Gelde ersetzen, oder nachholen dürfte, wenn er in einem andern Monathe eine glücklichere Jagd gemacht hätte. Wie werth ist mir der Mann, der auch im Ueberflusse eines leidenden Mitmenschen nicht vergißt, und eine freundliche Hand ausstreckt, ihn wieder zu heben, wenn ihn das Unglück niedergeschlagen hat! Der Name dieses Mannes verdient es, daß ihn die Geschichte aufbewahrt. Er heißt Wathschiky.

Die Aussichten auf eine günstige Jagd waren anfangs trübe; denn der unbekannte Weg und das Schneegestöber vereitelten oft seine Hoffnung, und er mußte manchmal alle seine Kräfte anstrengen, sich so glücklich durch die Schneehügel durchzuarbeiten, daß er in keinen Abgrund fiel. Indessen holte seine Frau zu Hause Wasser aus dem gefrornen Flusse, oder Holz aus dem Walde, kochte, wusch, reinigte die Hütte, oder besorgte andere weibliche Arbeiten, und machte sich den Unterricht und die Ausbildung ihrer Tochter zum Hauptgeschäfte. Wie sich der müde und vor Kälte erstarrte Vater freute, wenn ihm Nahyda einige Schritte außer der Hütte entgegen sprang, und ihm erzählte, was sie den Tag über von der Mutter gelernt hatte!

Tzernikow gewann bald Zutrauen in seiner Gegend. Es kamen Abends öfters Nachbarn zu ihm, die eben so, wie er, aus ihrem Vaterorte verbannt waren, und verkürzten sich ihre traurigen Abendstunden dadurch, daß sie ihm ihre Tagesgeschichten erzählten, und meistentheils Trost von ihm holten.

Unter diesen Nachbarn besuchte ihn auch ein edler junger Mann. Er nannte sich Lupansky. Eine jugendliche Uebereilung zog ihm die Verbannung zu. Lupansky fand die herzlichste Theilnahme bey Tzernikow, und da gute Herzen leicht zusammenstimmen, so schloß er sich bald so enge an diese Familie an, daß sein zartes Herz nirgends mehr, als an ihrer Seite Erleichterung finden konnte. Tzernikow und Lupansky lebten wie Brüder zusammen, giengen miteinander auf die Jagd, und erreichten bald einen so hohen Grad von Jägergeschicklichkeit, daß sie mehr als die bestimmte Zahl der Thiere würden geliefert haben, wenn man ihnen nicht erlaubt hätte, die Ueberzahl zu verkaufen, und das Geld für ihre Bedürfnisse zu verwenden. Der Aufseher begnügte sich, wenn sie ihm statt eines Fuchses zwey Hasen lieferten.

Sobald der Sommer begann, gieng Tzernikow an die Bestellung seines Feldes. Er legte auch einen Garten an, den seine Frau bearbeitete. Den Ueberfluß der Gartengewächse verkaufte sie in der Stadt. Fünf Jahre trieben sie diese Wirthschaft, und halfen dadurch nicht nur jedem Mangel ihres Hauswesens ab, sondern legten auch für Fälle, die sich nicht voraussehen lassen, ein Stückchen Geld zurück.

Der Statthalter Wathschiky wurde nach Petersburg gerufen. Es kam ein anderer Statthalter nach

Tobolsk, der viele Aenderungen vornahm. Unter andern verordnete er auch, daß Tzernikow mit 20 Verbannten nahe an das Städtchen Mangasea wandern, und sich dort mit der Jagd und Fischerey beschäftigen sollte. Ein Donnerschlag für Tzernikow und seine Frau! Sie wurden über 600 deutsche Meilen weiter, in eine Gegend voll Eis und Schnee verwiesen, in der sie keine Rettung ihrer Unschuld hofften. Aber ihr duldender Sinn hielt auch diese Probe aus. Tzernikow zog die Religion zu Hülfe. „Gott ist unser Vater, sagte er, und wird es seyn, wenn auch die ganze Welt sich zu meinem Unglück verschwören sollte.“ Er flößte seiner Frau unter einem rührenden Blicke gegen den Himmel Muth ein; und schnell erhoben sie sich über den Schmerz, den ihnen die Nachricht ihrer Wanderung verursacht hatte. Sie bepackten den Schlitten, der für sie bestimmt war, mit ihren Betten und Kleidern, verkauften in aller Eile ihre übrigen Habseligkeiten, und fuhren mit ihrer Nahyda, unter Bewachung zweyer Soldaten, in die rauhesten Einöden Sibiriens, bey der strengsten Winterkälte fort. An die Schlitten waren Hunde gespannt, die so gut wie unsere Pferde zogen. Dörfer sind selten; aber wo sie waren, mußte ihnen die Gemeinde Speise und Nachtlager verschaffen. Sie erreichten die Wüste Barbiensk, eine ungeheure Einöde. Beynahe 300 deutsche Meilen von Baraba bis Tomsk mußten die Schlitten fortgeschleppt werden, ohne daß sie einen Menschen außer ihren Reisegefährten sahen. Lebensmittel für sich und ihre Hunde nahmen sie aus dem letzten Dorfe mit, das sie verließen.

So oft die Nacht einbrach, sahen sie die Wahr=

scheinlichkeit vor sich, entweder durch die Kälte, oder die wilden Thiere, die umher schwärmten, umzukommen. Sie mußten unter freyem Himmel übernachten, und jede Nacht mußte eine Person, die ein großes Feuer zurecht machte, der Gefahr wegen Wache halten. So schlief man in Gottes Namen, so gut man konnte, auf dem Schlitten, bis zum Anbruche des Morgens. Endlich riß sie der Anblick einer fernen Stadt aus ihrer Aengstlichkeit. Sie kamen zu Jeniseisk an, und Tzernikow wurde mit Frau und Kinde bey einem Kaufmanne freundlich bewirthet. Die guten Leute waren entkräftet, und bedurften einer Erholung. Man erlaubte ihnen vierzehn Tage Ruhe. Nahyda wurde bald mit des Kaufmanns Töchtern bekannt. Was sie that und was sie sagte, vernahmen und sahen sie mit Wohlgefallen. Wie neu gebohren stand sie unter ihnen, als sie ihres Lebens wieder froh wurde, und verbreitete jeden Tag neue Freude unter ihnen. Der brave Kaufmann bewies unsern Unglücklichen Mitleiden und Liebe, und Tzernikow konnte sich nicht enthalten, seiner Frau laut zu sagen, daß es unter jedem Himmelsstriche gute Menschen gebe. Aber wie schnell verflossen die Tage ihrer Erholung! Sie mußten sich von ihrem gutmüthigen Wirthe trennen, und sich wieder auf ihren Schlitten setzen.

Drey Wochen dauerte ihre Reise noch, und binnen dieser Zeit sahen sie nur ein einziges Dorf. Nun entstand ein heftiger Sturmwind. Er jagte den Schnee so gewaltig zusammen, daß sie keinen Augenblick vor dem Sturze in einen Abgrund sicher waren. Nicht einmal die Fuhrleute konnten ihre Bangigkeit mehr verbergen. Sie verlohren unter dem Schneegestöber jede Spur des

Weges, und so wankte die ganze Reisegesellschaft zwischen Leben und Tode, bis sich der Sturm nach acht Tagen wieder legte. Da sahen sie den Fluß Jenisey. Kraftlos entschlossen sich unsre Reisenden, ein Paar Tage unter Gottes freyem Himmel auszuruhen, gruben ein Loch in den Schnee, machten Feuer in die Grube, kochten ihre Speisen, wärmten sich, fütterten ihre Hunde, und nach zwey Tagen fuhren sie wieder fort. Noch fand sich keine Spur von Menschen. Die Lebensmittel reichten kaum mehr etliche Tage zu, und der Gedanke, vom Hunger aufgerieben zu werden, quälte jetzt ihre Seelen. Noch ehe ihr Vorrath ganz aufgezehrt war, merkten die Fuhrleute, daß die müden Hunde ihre Ohren spitzten. „Wir sind von unserm Untergange gerettet!“ schrien sie auf einmal. Sie hielten stille, und die Hunde bellten. Tzernikow hörte ein Gebell von andern Hunden aus der Ferne. Die Freude war unbeschreiblich. Selbst die ausgemergelten Hunde zogen die Schlitten rascher; und nach einer halben Stunde erblickte man das Städtchen Mangasea. In Mangasea verschaffte ihnen die Obrigkeit Quartiere; bis Hütten zu ihrer Wohnung, nahe am Ufer des Jenisey, gebaut waren. Die ganze Gegend ist eine Wüste, und so sumpfig, daß kein Halm Getreide wächst. Die Einwohner müssen Soldatendienste thun, und erhalten ihren Unterhalt vom Kaiser. Mehl und dergleichen Lebensmittel holen sie im Sommer zu Wasser von Jeniseisk, und bezahlen sie mit Fellen von wilden Thieren. Sie halten sich Pferde, Kühe und Schweine. Rings umher sind Berge und Wälder. Der Winter ist streng, und der Sommer dauert selten länger, als ein Paar Monathe. In dieser Gegend sollte Tzer=

nikow seine bleibende Stätte haben, er, der es verdiente, daß es ihm besser, als Tausenden in der Welt gehen sollte. Doch die Zeit, welche Menschen auch an die schrecklichsten Uebel gewöhnen kann, wirkte auch auf ihn. Stillschweigend und betrübt gieng er mit Frau und Tochter, die jetzt schon zwölf Jahre alt war, in die neu gebaute Hütte. „Gutes Muthes! rief er, als sie beysammen waren: Oft kömmt man auf dem Dornenwege seinem Ziele näher, als auf dem Rosenpfade. Es lebt der alte Gott. Wir wollen von ihm nehmen, was uns seine Vaterhand giebt."

Die Mutter gieng mit ihrer Nahyda in das Städtchen, kaufte verschiedenes Geräthe, und ordnete mit ihr das neue Hauswesen. Des andern Tages besuchten ihn seine Gefährten, die ihn auf der Reise kennen lernten, und mit ihm in den Ort verwiesen waren, der ihnen einen so traurigen Anblick gewährte. Tzernikows Freundlichkeit flößte ihnen Zutrauen ein. Einige Tage später erschienen auch zwey Weiber der Verbannten, machten mit Tzernikows Frau Bekanntschaft, sprachen unter ihren weiblichen Arbeiten von den Widerwärtigkeiten, die sie bisher erlitten hatten, und giengen jedesmal getröstet in ihre Hütten zurück. Diese weibliche Vertraulichkeit linderte der Frau viele unangenehme Vorfälle ihres harmvollen Lebens; denn sie wurde fortgesetzt.

Es begann der Sommer, und alle Verbannten wurden vom Befehlshaber, den man Woywode heißt, zum Fischfange aufgefordert. Im Flusse Jenisey ist der große Fisch Osseter zu Hause. Er schwimmt so hoch, daß man ihn mit Wurfspießen tödten kann. Man fängt da auch den Stirledyky und Kosterky, Fische,

die kleiner als der Osseter, aber so, wie der Osseter, eingeliefert werden mußten. Die übrige Ausbeute gehörte den Verbannten; denn der Fische sind hier in den Flüssen so viele, daß sie keinen besondern Werth haben. So kam denn Tzernikow oft schwer beladen mit Fischen nach Hause, die seine Frau bald auf der Stelle zur Speise bereitete, bald aber trocknete oder räucherte, und für den Winter aufbewahrte. Sonst erhielt er, wie die andern Verbannten, alle Wochen die Eßwaaren und einen halben Rubel an Gelde. Im Winter mußten Bären, Wölfe und schwarze Füchse erlegt werden. Auf die Bären= und Wolfsjagd gieng man alle Monathe in geschlossenen Gesellschaften einmal, nahm Lebensmittel auf acht Tage, Hunde, Schlitten, Bretter, Piken und Schaufeln mit, schlug Hütten auf, in denen man die Lebensmittel niederlegen und Nachts ausruhen konnte. Segenswünsche gaben Gattin und Tochter dem Gatten und Vater auf den Weg; aber unter tausend Sorgen sehnten sie sich nach seiner Wiederkunft. Er kam unter Gottes väterlichem Schutze jedesmal gesund und heiter zurück; nur fühlte er nach vier Jahren, die er hier verlebt hatte, daß seine Körperkraft geschwächt wurde. Indessen schien es ihm auch, daß seine Tochter, die jetzt schon groß gewachsen war, von Woche zu Woche mißmuthiger zu werden anfieng. „Liebes Kind, sagte er einst zu ihr, Mißmuth ändert deinen Zustand nicht, und bringt weder mich, noch deine Mutter weiter. Wozu dein stiller Gram?“ — Vater, antwortete sie mit einer Thräne im Auge: auch in unserer Wüsteney höre ich oft von unsers neuen Kaisers Gerechtigkeit sprechen. Ich will nach Petersburg reisen, ihm zu Füßen fallen, und ihn um Gerechtigkeit für

meinen Vater bitten. O lassen Sie mich, lassen Sie mich! — Hier fiel ihr Tzernikow in die Rede; „mein Kind, sprach er, mein Vaterland liegt mir nahe am Herzen, aber du noch mehr. Denke dir eine so mühselige und gefährliche Reise.“ — Vater, fuhr Nahyda fort: ihr und meine Mutter seyd mir Alles. Die Beschwerden der Reise schrecken mich nicht; aber daß ich so lange ein unglückliches Mädchen seyn muß, als mein Vater ein unschuldiger Verbannter ist, das schreckt eine Tochter, die ihren Vater zärtlich liebt; und dieser Gedanke ist es, der mein Herz ohne Unterlaß trübt. Hier brach Nahyda in laute Thränen aus. „Laß sie, guter Mann, laß sie reisen!“ schluchzte die Mutter. Tzernikow schwieg, wurde tiefsinnig, und sprach: „Ja, du sollst nach Petersburg reisen; Tugend soll dein Schutzengel und Religion dein Trostgeist seyn. Binnen wenigen Tagen werden einige Verbannte ihre Strafzeit vollendet haben; man wird sie nach Petersburg zurück führen, und ich will den Woywode bitten, daß er dich in diese Reisegesellschaft aufnimmt.“ Der Vater gieng aus der Hütte, kam nach zwey Stunden wieder, und brachte seiner Tochter die Nachricht, daß der Woywode seiner Bitte zugesagt habe.

Die Mutter stattete ihre Tochter zur Reise aus, und gab ihr verschiedene Lehren auf den Weg mit. Es näherte sich die Stunde der Trennung. Ein Strom von Thränen floß über des Vaters, der Mutter und der Tochter Wangen. Alle drey konnten vor Schluchzen nichts sprechen. Bald umarmte Nahyda den Vater, bald die Mutter. Endlich bestieg sie entschlossen das Fuhrwerk, wandte sich noch ein Paarmal um, sagte ih=

ren lieben Aeltern ein herzerschütterndes Lebewohl, und wandelte mit einem Muthe, der sie alles Gute hoffen ließ, durch das öde Sibirien. Bey'm Kaufmann zu Jeniseisk war sie so viel als zu Hause. Von ihm, seiner Frau und den Töchtern erhielt sie Reisegeld. Nach drey Tagen schied sie von ihnen. Zu Tobolsk vernahm sie, daß sich ihre Reisegesellschaft entschlossen hatte, vier Wochen auszuruhen. „Das mag sie!" dachte Nahyda, und wünschte sich Flügel, um nur eilig genug nach der Residenzstadt kommen zu können, schlief die ganze Nacht nicht ruhig, und verfolgte ihre Reise mit des Tages Anbruche ganz allein. Keine Witterung, sie mochte noch so stürmisch seyn, konnte sie so weit bringen, daß sie einen Rasttag machte. Schon waren die Füße wund, und bald konnte sie ohne heftige Schmerzen nicht mehr auftreten. „Fort! sagte sie dann zu sich: auch deine Aeltern ließen es sich oft sauer werden, wenn es ihre Tochter galt. Du würdest es nicht werth seyn, deines Vaters Nahyda genannt zu werden, wenn du nur einen Augenblick zu seiner Rettung versäumtest;" und so machte sie einen Weg von tausend Meilen, und traf binnen acht Monathen zu Petersburg ein.

Da fühlte sie die Schmerzen ihrer Reise. Sie kehrte bey einem Gastwirthe ein, sank, als sie in die Stube trat, auf den nächsten Stuhl hin, und bath ganz entkräftet um Labung. Als sie sich erholt hatte, erzählte sie dem Wirthe den Zweck ihrer Reise, sagte ihm, daß sie Niemanden in der ganzen Stadt kenne, und bath ihn um guten Rath. Der Wirth rühmte die Fürstin Trubatzkoi, eine Schwester des seligen Feldmarschalls Rumanzof, als eine wohlthätige Frau, die Niemanden ohne Trost von sich zu weisen pflege. Gleich Morgens

raffte Nahyda alle ihre Kräfte zusammen, und hinkte auf ihren wunden Füßen zur Fürstin hin. Sie wurde ohne Schwierigkeit gemeldet. Die Fürstin ließ sie rufen. Unbefangen und vertraulich erzählte Nahyda die Geschichte der Verbannung ihres Vaters, und schloß die Erzählung mit einer Wehmuth, die der Fürstin Thränen in's Auge drängte. Die Fürstin versprach Hülfe. Sie fuhr zum kaiserlichen Rathe Kosodavlef, und nahm das Mädchen mit. Kosodavlef untersuchte den Prozeß des Vaters, und fand nichts weiter, als den Brief des Kaufmanns an den Fürsten Potemkin, und das Verbannungs-Urtheil der Kaiserin. Nahyda wiederholte die Geschichte, die zur Verbannung Anlaß gab, und deckte die Ursache der Verläumdung auf. Es wurde dem Kaiser berichtet, und Alexander befahl, daß Tzernikow auf der Stelle in Freyheit gesetzt werden sollte.

Bey dieser Nachricht war Nahyda vor Freude halb außer sich. Der Kaiser ließ sie rufen. Die Fürstin nahm sie mit sich, und fuhr nach Hofe. Kaum zeigte sie ihr den Kaiser, der auf sie zugieng, eilte sie ihm entgegen, fiel auf ihre Knie, und dankte ihm für die Rettung ihres Vaters. Alexander hieß sie aufstehen. Wie eine Frühlingsblume stand sie voll Offenheit und Unschuld vor ihm. Als er lange recht freundlich mit ihr gesprochen hatte, verbeugte sie sich mit einer so sanften und freudenvollen Miene, daß er zur Fürstin sagte: „Ich zweifle, ob ich jemals mit einer so gutmüthigen Person gesprochen habe. Aus ihrem ganzen Gesichte spricht ein Herz ohne Falsch.“ Er und die Hofherrn, die um ihn herstanden, schenkten ihr bedeutende Goldstücke. Sie durfte sich wieder zur Fürstin in die Kutsche setzen, und mit ihr nach Hause fahren.

Des andern Tages erhielt Nahyda einen kaiserlichen Befehl an das Oberpostamt, sie schleunigst von einer Post zur andern unentgeltlich zu führen. Dem Statthalter zu Tobolsk wurde befohlen, den unschuldigen Tzernikow gleich von seinem Verbannungsorte nach Petersburg zu rufen, und ihn auf Kosten des Kaisers mit 4000 Rubel Reisegeld zu unterstützen.

Schon war der Wagen für Nahyda auf des Kaisers Befehl vor der Thüre. Staunend über die schnelle Wendung der Sache, fiel sie jetzt ihrer großen Wohlthäterin zu Füßen, dankte mit einer Herzensergießung, welche die Fürstin innigst rührte, stieg auf den Wagen, und fuhr unter Freudenthränen zum Thore hinaus. Nach dritthalb Monathen kam Nahyda gesund und wohlbehalten wieder bey ihren Aeltern an. Die Freude der Aeltern über ihre Tochter, über die unerwartete Rettung, und den Dank, der aus ihrem Herzen für die Wohlthat des Kaisers und der Fürstin zum Himmel stieg, kann ich nicht beschreiben.

Der Woywode zu Mangasea öffnete kaum den kaiserlichen Befehl, als er Tzernikow, seine Frau und Tochter schon in sein Haus und zu seinem Tische einlud, und ohne Verzug die Bequemlichkeit der Reise besorgte.

Der Statthalter zu Tobolsk ließ ihn einige Tage nicht von sich, und behandelte ihn mit liebevoller Gastfreundschaft.

Tzernikow kam nach Petersburg. Er wurde zum Kaiser gerufen, dem er den Verlauf der ganzen Geschichte erzählen mußte; und weil alle Zeugnisse, die Alexander einholte, von der Rechtschaffenheit und der Treue sprachen, die Tzernikow zu Niktin bewiesen hatte, so beförderte er ihn zu einem höhern und einträglichern

Posten. Der Verläumder war indessen gestorben. Tzernikow lebt noch, und Nahyda wurde die Gemahlin des Lupansky, der jetzt eine blühende Handlung zu Moskau führt.

24.

Unschuld und Tod.

Graf Ulrich von Schafgotsch, den Freunde und Feinde als einen frommen und rechtschaffenen Mann rühmten, wurde im Jahre 1635 nach Regensburg gerufen. Er war General der kaiserlichen Armee in Schlesien, und sollte sich wegen der Verwaltung seines Amtes verantworten. Gute Freunde riethen ihm, daß er nicht nach Regensburg reisen sollte. „Vor dem Richterstuhle meines Gewissens,“ sagte er, „bin ich unschuldig; es wird mir also leicht werden, mich vor dem Richterstuhle der kaiserlichen Gesetze zu rechtfertigen;“ und so reisete er im Vertrauen auf Gott, im Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit dahin. Kaum war er in Regensburg angekommen, umgab ein Dragonerhauptmann mit 20 Soldaten seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. von ihm den Degen. „Ich habe meinen Degen, sprach er, bisher mit Ehren getragen, ihn vom Kaiser empfangen, und werde ihn nie einem Hauptmann übergeben.“ Bald kam ein Oberster, und der Graf gab ihm ohne Widerrede seinen Degen.

Des andern Tages führte man ihn auf das Rathhaus, und stellte diese drey Fragen an ihn: 1) ob er

mit dem Könige von Schweden *) keinen geheimen Briefwechsel unterhalten habe? 2) Ob er nicht diejenigen Gelder zurückgehalten habe, die zur Versorgung einiger Regimenter in Ungarn bestimmt waren, um die Soldaten zum Aufruhr zu reizen? 3) Ob er nicht seine protestantischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten, um die Katholiken zu vertilgen? — „Den Briefwechsel, antwortete er, hatte ich nie im Sinne, an die Zurückhaltung der Gelder eines Aufruhrs wegen dachte ich nie, und die Aufwieglung meiner protestantischen Unterthanen können alle diejenigen Katholiken widerlegen, die in meinem Hause sind.“

Nun legte man ihm falsche Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, und wollte ihn eines Verbrechens gegen die Person des Kaisers beschuldigen. „Wer diese Briefe geschrieben hat,“ erwiederte er mit aller Gelassenheit, „der mag es verantworten; ich habe sie nicht geschrieben.“ Man drohte ihm mit der Folter. „Es giebt keine Folter, sprach er, die mich zum Bekenntniß einer Unwahrheit zwingen kann; und Wahrheit bekennt der gewissenhafte Mann seinem Richter ohne Zwang.“ Der Graf wurde gefoltert. „Ich fühle Schmerzen,“ sagte er, als die Marter vollendet war; „aber mein Gewissen sagt es mir, daß ich sie nicht verdient habe;“ und das war alles, was er sprach. Man gab dem Kaiser Nachricht vom Gange des Prozesses, und über=

*) Dieser König war Gustav Adolph, der im Jahre 1632 den 7. May nach München kam, und unser Vaterland mit ungeheuren Brandschatzungen belegte.

reichte ihm die Papiere, auf denen alle Worte des Grafen aufgezeichnet waren.

Nach einigen Tagen erschien ein Offizier mit etlichen Abgeordneten in seinem Zimmer, und sagte ihm, daß er auf kaiserlichen Befehl zum Tode verurtheilt sey. Unerschrocken und mit der heitersten Gemüthsruhe erwiederte er: „Ich weiß, daß mein Blut schon lange eingeschenkt war; wohl meinen Feinden, sie werden es bald trinken können!“

Weit umher hatte man an des Grafen Prozeß innigsten Theil genommen, und das unerwartete Todes-Urtheil machte auf Jedermann tiefen Eindruck.

Er verlangte einen Geistlichen. Der Offizier, mit dem er sich indessen rührend unterhalten hatte, fragte ihn, ob er nicht lieber in diesem Zimmer sterben wollte? denn er glaube, daß man ihm diese Gnade nicht abschlagen würde. „Nein, antwortete der edelmüthige Graf: ich habe so gelebt, daß ich durch dieses schmähliche Urtheil nur mein Leben, aber nie meine Ehre verlieren werde. Ein Unschuldiger bedarf keiner Gnade; aber der Gerechtigkeit bedarf er. Es bleibe also bey der Ungnade. Ich will unter Gottes freyem Himmel sterben.“ Gefühlvoll entfernte sich jetzt der Offizier, und nahm mit den Abgeordneten von ihm Abschied.

Er unterredete sich mit dem Geistlichen über verschiedene Dinge, und wurde nie traurig, als wenn er von seinen Kindern redete, die er nun Vater- und Mutterlos, von Feinden umgeben, verlassen sollte. Der Gedanke, daß der Edelste, den je die Erde trug, daß Jesus auch unschuldig gestorben sey, ergriff ihn mächtig, und benahm ihm jede Bangigkeit vor dem nahen Tode. Er beichtete bey offener Thüre, und empfieng das

heilige Abendmahl mit einer Inbrunst, daß alle Anwesenden Thränen der Rührung weinten. Nun entließ er den Geistlichen mit dem herzlichsten Danke, unter den Worten: „Ich sehe meinem Lebensende getröstet entgegen; denn mein Herz hat sich zu demjenigen erhoben, der nach Gerechtigkeit richtet.“ Kaum hatte ihn der Geistliche verlassen, so bath er um Feder, Dinte und Papier. Er schrieb an seine Kinder:

Geliebte Kinder!

Ihr werdet diesen Brief erhalten, wenn ich nicht mehr in dieser Welt bin; denn ich werde morgen sterben. Seyd fromm, seyd gehorsam, seyd fleißig, so lange ihr lebet, und vergesset die guten Lehren nie, die ich euch so oft gegeben habe. Bey'm Anfange und Ende des Tages unterlasset nie, der guten Vorsätze zu denken, die ihr Gott und mir so oft und heilig zugesichert habet. Der Gedanke an denjenigen, der in das Verborgene sieht, wird euch von jeder Verirrung zurück halten, und euer Gewissen wird unbefleckt bleiben.

Dies ist der letzte Wunsch meines Lebens. Dank für die Liebe, die ihr mir so zärtlich erwiesen habet. Versaget mir ja die Achtung auch nach dem Tode nicht, mit der ihr mir in meinem Leben begegnet seyd; denn ich sterbe unschuldig, Noch in dem letzten Augenblicke wird mir euer Bild vorschweben. Lebet wohl! Gott segne euch! Lebet ewig wohl, und erinnert euch recht oft eures unglücklichen Vaters

Ulrich Schafgotsch.

Er schrieb auch verschiedene Briefe an seine guten Freunde, und nahm Abschied von ihnen. Dann theilte er seine Kleidungsstücke unter die Bedienten aus, ließ

sich den Sarg bestellen, und bereitete sich wieder zum Tode.

Es war die letzte Nacht. Er schloß kein Auge; denn er brachte sie mit Gebeth zu.

Morgens forderte ihn ein Offizier zur Richtstätte auf. Tausende von Zuschauern begleiteten ihn. Man führte ihn auf einem Wagen zum Blutgerüste. Es war ein herzzerreissender Anblick. Viele Zuschauer weinten. Er schlug die Augen nieder, bestieg mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit die Bühne, kniete auf das Tuch, das er sich zuvor hatte aufbreiten lassen, und bethete.

Als er aufstand, segnete er seine Kinder, alle seine Freunde und Feinde, seine treuen Bedienten, und zuletzt seine guten Unterthanen; dann wendete er sich zum Obersten, der zu Pferde gegenwärtig war, und fragte: „Sagen Sie mir jetzt vor aller Welt, warum ich sterben soll; denn ich bin unschuldig." — Es ist der Befehl des Kaisers, war die Antwort. Nach einer kurzen Pause fragte er das zweytemal. Es ist der Befehl des Kaisers, antwortete der Oberst wieder. Nun fragte er das drittemal. Der Oberst ließ die Trommel schlagen, daß die Menge des Volkes nicht mehr ganz hören konnte, um was er fragte.

Der Graf ließ sich von seinem Kammerdiener den Oberrock ausziehen, die Haare mit einem weissen Tuche auf das Haupt binden, und sagte: „So will ich mich auf den Stuhl setzen, und meines Gottes, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, geduldig warten." Er setzte sich — und sein Haupt fiel unter dem Schwerte des Henkers.

Die Bedienten nahmen den Leichnam vom Stuhle,

legten ihn mit dem Kopfe in den Sarg, fielen auf ihre Knie, betheten, und trugen den Entseelten in das Zimmer, in dem der Graf zuvor gewohnt hatte. Noch am Tage seines Todes wurde er ohne alles Gepränge auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreyfaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, das er sich in seinem Leben zubereiten ließ.

25.

Leiden und Freuden.

Ludwig, eines Kaufmanns Sohn, kam durch die bösartigen Blattern um ein Auge, und sein Gesicht wurde so entstellt, daß er nach seiner Genesung nicht mehr kennbar war. Seine Mutter behandelte ihn seit dieser Zeit gleichgültig, und der Vater überlebte die verwüstenden Folgen dieser Krankheit nicht lange; denn er starb einige Wochen später, hinterließ sein Hauswesen in voller Unordnung, und seine Handlung in einer Zerrüttung, die den Gläubigern eine traurige Aussicht öffnete.

Die Mutter konnte sich bey der ungeheuern Schuldenlast nicht entschließen, noch länger an einem Orte zu bleiben, in dem sie auf einem großen Fuße gelebt hatte, und jetzt so tief gesunken war. Sie verließ die Stadt, zog mit Ludwig heimlich auf ein entlegenes Dorf, und miethete ein enges, dumpfes Stübchen bey einem Tagelöhner. Nach einigen Tagen entfloh sie, und ließ Ludwig, der sieben Jahre alt war, zurück. Da war nun der hülflose Knabe. Er weinte und jam-

merte, als der Tagelöhner in das Stübchen trat, und ihm die gewisse Nachricht von der Flucht seiner Mutter brachte. „Höre zu weinen auf, sagte der Mann: du wirst mich nicht ärmer machen, als ich bin; so lange ich einen Bissen Brod habe, sollst du ihn mit mir essen.“ Unter diesen Worten kam auch sein mitleidiges Weib. „Da, Weib, sprach er, da schenkt uns Gott von den sechs Kindern, die uns gestorben sind, wieder eines.“ Das Weib hob ihn auf den Arm, und trocknete ihm liebkosend die Thränen ab. Von diesem Augenblicke an liebte er den Mann und das Weib, wie seine Aeltern. Sie waren arme, aber gute Leute, und behandelten ihn mit einer Liebe, mit der ihn seine Mutter nicht behandelt hatte.

Ludwig lernte spinnen. Wie es ihn freute, wenn seine Pflegemutter zu ihm sagte: „Sieh da, dein Gespinnst hat uns wieder sechs Kreuzer eingetragen.“ Im Sommer mußte er des Nachbars Gänse hüten. Dafür erhielt er im Herbste einen Thaler, mit dem er voll Freude nach Hause sprang, und ihn mit einer Miene voll Selbstgefälligkeit der Pflegemutter in die Hand drückte.

Bisher hatte Ludwig noch nichts gelernt, selbst in seines Vaters Hause nichts gelernt; und seine Pflegältern waren zu dürftig, als daß sie das Schulgeld für ihn hätten bezahlen können; aber die guten Leute dachten auch an keine Schule, denn sie konnten weder lesen, noch schreiben. Sie ahneten nicht einmal, daß der Unterricht, der Kindern in der Schule zu Theile wird, von einem so großen Nutzen seyn könnte, als er wirklich ist. Die Pflegemutter sagte ihm zu gewissen Zeiten etwas aus einer Predigt vor, wiederholte Mor-

gens, Mittags und Abends das Vater unser, und glaubte in ihrer frommen Einfalt, daß sie den Buben auf diese Weise so ziemlich mit dem Christenthum ausgestattet hätte. Oft weinte er, wenn er andere Kinder zur Schule gehen sah, indessen seine Lernbegierde keine andere Nahrung fand, als daß er vor langer Weile die Schritte zählte, welche die Gänse auf einer gewissen Strecke Weges machten, und dann rechnete, wie viele Schritte sie machen müßten, wenn sie bis an das Dorf kommen wollten. In dieser peinlichen Stimmung erreichte er das vierzehnte Jahr.

Es war schon wieder Herbst. Nun mußte er mit den Pflegeältern dürres Holz im Walde für den Winter sammeln. Sie kamen müde nach Hause, aßen ihr Abendbrod, und giengen bald zu Bette. Beynahe sinnlos und vom Rauche erstickt, wachte er in der Nacht auf, als ihn Leute von seinem Strohbette wegrissen, und in das nahe Gärtchen trugen. Die Pflegmutter vergaß das Spanlicht, das sie in einen Querbalken der Küche gesteckt hatte, auszulöschen, und der morsche Balken fieng Feuer. Kaum kam Ludwig wieder zu sich, so war die erste Frage um seine Pflegeältern; und ach! sie lagen nicht weit von ihm im Gärtchen — todt. Der Rauch hatte sie erstickt. Lange hatte er seinen Gram nicht ausgeweint. Die Einwohner des Dorfes theilten ihm einige Lumpen zur Bedeckung mit, und ein reicher Bauer nahm ihn zu sich in seinen Dienst. Der Bauer war ein harter Mann. Einst mußte Ludwig an einem Sommerabend noch spät auf den obern Boden steigen, und Heu für den Morgen holen. Es war stockfinster, und schwarze Wolken standen am Himmel. Es donnerte und blitzte. Die Blitze leiteten ihn

irre. Er kam mit dem Bündel Heu zur Treppe, ehe er es vermuthete, stürzte, und fiel die ganze Treppe hinab. Beynahe eine ganze Stunde lag er betäubt auf dem Boden. Er winselte und schrie, aber man hörte ihn vor dem Gekrache des Donners nicht. Zufälliger Weise fand ihn ein Knecht, und trug ihn in die Stube.

Ludwig hatte sich die zwey Füße gebrochen. Man rief den Dorfbader, der so lange an dem Verwundeten stümperte, bis sich Spuren vom Brande entdeckten. Es wurde ein Wundarzt aus der Stadt geholt, der dem Unglücklichen beyde Beine wegnahm. Ludwig hielt das schmerzvolle Gemetzel standhaft aus, und wurde endlich zum Krüppel geheilt. Nun fand sich Ludwig nicht nur für seinen Bauer, sondern für die ganze Welt unnütz. Er, der ein brauchbarer Mensch werden, und schon als Dienstbothe des Guten so viel wirken wollte, als in seinen Kräften stand, war jetzt ohne seine Schuld aus einem Wirkungskreise hinaus geworfen, in den er für sein ganzes Leben nicht mehr sollte eintreten können; und woher Brod? Schreckliche Zukunft für einen Jüngling voll guten Willens, und eines empor strebenden Geistes!

Der Bauer wünschte seiner los zu werden. Diese Stimmung verbitterte Ludwig das Leben mit jedem Tage; aber sie drang ihm auch den Gedanken auf, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen habe, ihm einen Wink zur Wanderschaft zu geben.

Lange sann er nach, bis es ihm einfiel, daß er einst einen Krüppel in einem Kinderwagen gesehen hatte, der sich mit zwey Stöcken, an denen eiserne Spitzen festgemacht waren, auf dem Wege forthalf. Schnell legte er Hand an das Werk. Ein Zimmermann unter-

stützte ihn; der Wagen war fertig, und Ludwig schleppte sich aus dem Dorfe. Er kam nicht weit; indessen waren Aller Augen auf ihn geheftet, und gleich im nächsten Dorfe schlossen sich gute Herzen auf; er wurde mit Speise und Trank, und einer Nachtherberge versehen. Aber Ludwig wußte die Wohlthaten auch zu würdigen. Er bath und dankte mit einer Rührung, die seinen Wohlthätern manche Thräne entlockte, und setzte seine Reise jeden Morgen weiter fort, um ja nicht lange lästig zu werden. Wenn ihm Kinder auf dem Wege begegneten, die zur Schule giengen, liefen sie ihm haufenweise zu, schenkten ihm Morgenbrod, und zogen seinen Wagen so weit, als es ihr Weg gestattete. Da weinte er oft vor Freude, und dankte Gott für die lieben Engel, die er zur Erleichterung seiner mühevollen Reise sandte. Ach! rief er oft: meine Hände sind gesund; möchte ich nur so glücklich werden, daß ich mein Brod mit einer Handarbeit verdienen könnte! Arbeiten, lieber Gott, nicht betteln, arbeiten will ich. Müssiggang und Betteley sind mir beschwerlicher, als mein verstümmelter Körper.

Ein volles Jahr trieb ihn sein Mißgeschick umher. An einem heißen Sommertage schob er sich einmal so lange fort, ohne auf ein Dorf zu treffen, daß ihm bange wurde. Hungrig, durstig und müde, und noch kein Retter! seufzte er: was soll heute aus mir werden! Er strengte sich wieder an, den Wagen fort zu stoßen, und plötzlich sah er in der Ferne ein abgelegenes Haus. Da mußt du zulenken, sagte er: vielleicht schickt dir Gott eine Labung. Ein Kettenhund bellte dem Fremdlinge entgegen. Der Herr des Hauses gieng auf ihn zu. Ludwig bath um einen Trunk Wasser.

„Gleich, mein Freund!“ antwortete der Herr im Tone des Mitleids, brachte Wasser, und fragte um die Ursache seines Unglücks. „Magst du arbeiten?“ O ja, antwortete Ludwig; aber sehen Sie, mein Herr, ich habe keine Füße. „Du bedarfst der Füße nicht, wenn du bey mir arbeiten willst.“ Gleich streckte Ludwig seine Arme nach dem Herrn aus, der ihn aus dem Wagen hob, und in die Stube trug. Frau und Kinder sahen ihn mit Verwunderung an, und nahmen ihn freundlich auf.

Der Hausherr war ein Papiermüller. Ludwig sollte überschriebenes und bedrucktes Papier sondern, und neue Papierbogen in Bücher und Rieße legen. Das that er gerne und fleißig. Seine Geschäftigkeit, verbunden mit der Ordnung, die er beobachtete, übertraf des Herrn Erwartung. Bald erwarb er sich Zutrauen; Zutrauen erzeugte Liebe, und Welt und Menschen erschienen ihm wieder in einem freundlichen Lichte. Er war jetzt siebenzehn Jahre alt, und hielt sich in seiner Lage für den glücklichsten Menschen unter dem Monde. Am guten Herzen fehlte es ihm nie, aber Leerheit am Geiste war für ihn eine unaussprechliche Pein.

Die Kinder des Papiermüllers hatten einen Hauslehrer. Mit was für einer Aufmerksamkeit er zuhörte, wenn sie unterrichtet wurden! Er schämte sich seiner Unwissenheit, und wollte unbemerkt lernen. Einst fügte es sich, daß ein Kind zum Korbe kam, aus dem Ludwig die Papiere, wie es sein Berufsgeschäft forderte, hervorsuchte. „Sieh, sagte das Kind, dort steht das Vater unser gedruckt.“ Das Vater unser? dachte Ludwig: gewünscht! das hat mich meine Pflegemutter

gelehrt. Das erste Wort auf dem Papiere heißt also Vater. Er betrachtete die Buchstaben, und dann alle Worte, wie sie nach einander folgten; aber das Wort Vater fand er nicht mehr. Vielleicht, dachte er, kömmt es auf die einzelnen Zeichen an. Er versuchte allerley Wege, der Sache auf den Grund zu kommen. Endlich war er so glücklich, zu bemerken, daß Vater aus fünf verschiedenen Zeichen bestehe. Entzückt über seine Entdeckung, fand er, daß die fünf Buchstaben auch verschiedene Töne hatten. Bald entdeckte er die letzten zwey Buchstaben in Vater bey den nachfolgenden zwey Wörtern. Nun schien ihm der Knoten gelöset. Er suchte die letzten zwey Buchstaben in jeder Zeile auf, und brachte es bald so weit, daß er einige Sylben und Wörter lesen konnte. Jede Viertelstunde, die ihm zum Ausruhen gegönnt war, benützte er zur Vervollkommnung seiner Entdeckung, und nach einigen Wochen konnte er ohne alle Anleitung lesen. Wahrlich, eine seltene Erscheinung!

Unvermuthet trat einmal sein Herr in das Zimmer, und traf ihn mit einem Tiefblicke bey'm gedruckten Vater unser an. „Willst du ein Gelehrter werden?“ fragte er ihn lächelnd. Herr, antwortere Ludwig mit einer Freude, die aus dem ganzen Angesichte strahlte: ich kann lesen. „Lesen? erwiederte der Herr: das ist eben keine große Kunst.“ Diese Antwort war für ihn ein Donnerschlag. Der Papiermüller bemerkte seine Niedergeschlagenheit, ließ sich das Geheimniß entdecken, und konnte Ludwigs Scharfsinn nicht genug bewundern.

Seit dieser Zeit ließ ihn der Herr durch den Hauslehrer mit seinen Kindern unterrichten. Ganz besonders

entwickelte sich seine Anlage zum Rechnen, die sich schon bey'm Gänsehüten verrathen hatte. Ludwig fühlt sich jetzt selig; denn er lebt die glücklichsten Tage seines Lebens, führt den Briefwechsel, und das ganze Rechnungswesen seines Herrn allein, vertritt die Stelle des Hauslehrers, genießt die häuslichen Freuden mit der liebenswürdigen Familie, und verdankt dem wohlthätigen Papiermüller seine Bildung und Versorgung.

Leser, Leserinnen! Erkennet in den Schicksalen des menschlichen Lebens Gottes Zweck, die Veredlung des Menschen! Ermuntert, tröstet und werdet einst rettende Engel der Unglücklichen!

26.

Seelenstärke in Gefahren.

Auch die schwersten Leiden werden durch Geduld leicht zu tragen. Welch eine große Thorheit ist es daher, wenn manche Menschen wähnen, ihre Leiden seyen unerträglich schwer, und wenn sie darüber in Verzweiflung gerathen, oder wohl gar ihrem Leiden durch den Tod ein Ende machen wollen! —

Ein armer Tagelöhner gieng im Winter 1762 früh Morgens in dem Gehölz des zu London gehörigen Hydeparks umher, und sammelte altes, abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit einer traurigen, unruhigen Miene auf und nieder läuft. Der Tagelöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweykampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbe-

kannte nähert sich mit einem Blicke, der schon voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht nun eine Pistole aus der Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich in's Gras, legt die Mündung der Pistole an's linke Auge, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. — Nun springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte das Vorhaben des Unbekannten entdeckt, und schauderte, den zweyten Versuch abzuwarten. Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels zu schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweyte Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebethene Entwaffnung, greift nach dem Degen, um seinen Erretter nieder zu stoßen; dieser weicht nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. „Stoße nur zu, ruft er: ich fürchte den Tod eben so wenig, als du; aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Kümmerniß, habe ein Weib, deren Glieder von der Gicht gelähmt sind, und fünf nackte, hülflose Kinder, die nach Brod schreyen, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinem Leiden ein Ende zu machen, nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das er mir aufgelegt hat.“ Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeitlang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor, und gab sie dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach, geduldig, wie er, zu werden, und die Last, die ihm auferlegt

war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert, oder abgenommen würde.

27.

Geistesgegenwart; Entschlossenheit; Unerschrockenheit.

James Browne, der Sohn eines reichen Pächters, aus einer Provinz in England, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualienhandel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der zwölfjährige Knabe aber bewies eine in seinem Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich von der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen; sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silbermünzen bey Seite, und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfergeld. Einst, an einem schönen Frühlingsmorgen, gieng er aus; kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu, und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, worin sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Hand voll über einen kleinen Graben, und sagt zum Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gieb dir wenigstens auch die Mühe, es zusammen zu lesen.“ Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen jungen Menschen, der allein und kraftlos war, stieg

ab, und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein während er mit dem Zusammenlesen beschäftigt ist, schwingt sich James Brown mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht im gestreckten Galopp, und entschwindet dessen Augen. —

So wußte dieser junge Engländer durch eine sehr zu rechter Zeit angebrachte Geistesgegenwart sein Leben und seine übrige Baarschaft in Sicherheit zu bringen.

28.

Keuschheit.

Carl Borromäus, Kardinal und Erzbischof zu Mailand, war einer der vortrefflichsten Männer seiner Zeit. Von seiner frühesten Jugend an war er der Frömmigkeit aufrichtig ergeben. Schon im sechzehnten Jahre seines Alters wurde er auf die Universität nach Pavia geschickt, um dort die Rechte zu studieren. In dieser Stadt überließ man sich damals der gränzenlosesten Wollust. Studenten aus verschiedenen Ländern lebten daselbst, und die Verführung drang bis in die Hörsäle. Ohne moralisches Wunder konnte keiner unbefleckt entrinnen; man setzte einem von allen Seiten, zu allen Stunden, an allen Orten zu — und doch erhielt Borromäus seinen Körper und sein Gewissen rein. Sein Bestreben war immer, etwas Gründliches zu lernen, und seine Tugend unversehrt zu erhalten. Er machte auch in seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte. Wenn andere im Schauspielhause, auf dem Tanz- und Fechtboden, oder in liederlichen Häusern

ihre Zeit verschwendeten, arbeitete und bethete er. Freylich sagten Mehrere, er sey ein schwacher Kopf; denn er war kein artiger Schwätzer, und schwieg oft, wenn andere redeten. Nicht anhören konnte er fade Tändeleyen; bey unanständigen, zweydeutigen, unzüchtigen Reden litt er sichtlich. Sein ganzer Körper zitterte bey einer Gefahr, seine Unschuld zu verlieren. Er kannte die Reizbarkeit seines Fleisches, die Schwäche seiner Natur zu gut, als daß er der Gefahr hätte trotzen sollen; sein Sieg bestand in der Flucht.

29.

Weise Sparsamkeit.

Ein wohlhabender Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von etwa 30 Personen zu sich zu Gaste gebethen. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas derselben Jahreszeit noch Seltenes aufzustellen, unter andern gerne mit Forellen bewirthen; weil sie aber das Stück davon mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deshalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: „Einen solchen Aufwand könnten wir zwar bey unsern Umständen allenfalls schon machen; aber ich halte ihn für sündlich, und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie vielen Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden. Ich will einen andern Gebrauch von diesem Gelde machen."

Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Böhl ließ an demselben statt der Fische eine Schüssel, aber zuge-

deckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündlich gehalten habe, und sagte zuletzt, daß statt der 30 Stück Fische eben so viele Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte, einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre, zu schenken. „Ich sehe Sie alle für zu gutherzig an, als daß Sie diesem Gerichte nicht Ihren Beyfall geben sollten.“ Die Gäste fühlten das Schöne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: „Nun, so soll ein Jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehrere Arme erfreuen zu können.“

Merkt's euch, ihr Reichen! Gedenket der Armen, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt! —

30.

Die Besserung.

Vor zwanzig Jahren zeichnete sich in Frankreich ein liederliches Gesindel durch Diebstähle und Räubereyen aus. Die Obrigkeit gab sich alle Mühe, diese gefährlichen Leute auszuspüren. Es gelang ihr. Alle wurden ergriffen, nur Marie, ein Mädchen von 16 Jahren, entwischte. Sie rettete sich mit der Flucht, welche durch die Verwirrung, welche damals unter dem Namen der Revolution in Frankreich herrschte, begünstigt wurde.

Man erfuhr nicht einmal den Weg, den sie zu ihrer Rettung eingeschlagen hatte.

Die Angst, in der Marie ihre Wanderschaft fortsetzte, war unbeschreiblich. Sie beschleunigte ihre Reisse, so gut sie konnte, blickte den Tag über wohl hundertmal gen Himmel, und gelobte Besserung, wenn sie mit heiler Haut davon kommen würde.

Sie entkam. Noch ein Paar Tagereisen, und die Entfernung ist so weit, daß sie sich vor der Gefahr, entdeckt zu werden, sicher glauben kann. Schon wehte sie eine reinere Luft an; es begegneten ihr frohere Menschen, die Sonne schien ihr heller, und ihr Herz schlug ruhiger.

In dieser Stimmung sah sie ein Dorf, das durch die reizende Lage ihre Aufmerksamkeit spannte. In der Mitte des Dorfes stand ein wohlgebautes Haus. Vor der Thüre saß eine junge Frau auf einer steinernen Bank, und hielt ihr kleines Kind auf den Armen. Nahe am Eingange des Hauses spielten zwey holde Kinder im Sande.

Traulich fragte Marie, ob sie nicht die Nacht über eine Herberge finden könnte? Gastfreundlich antwortete die Frau: „Jeder Fremde findet in diesem Hause eine Herberge und ein ländliches Mahl; denn mein Haus ist ein Wirthshaus.“

Sie both Marien einen Sitz auf der Bank an, und sprach mit ihr von verschiedenen Dingen, die Bezug auf die Hauswirthschaft hatten. Die Bescheidenheit, mit der Marie antwortete, und ihre einnehmende Gesichtsbildung gefielen der Frau. Bald drängten sich die zwey Kinder zu Marien hin, und Marie unter-

hielt sich mit den muntern Kleinen so milde und liebevoll, daß ihr die Mutter herzlich gut wurde.

Als sie Morgens wegreisen wollte, äußerte sich die Frau, daß es ihr lieb wäre, wenn sie noch einen Tag bey ihr verweilen möchte. Marie verweilte. Die Frau trug ihr Kost und Lohn an. Marie sagte dem Antrage freudig zu, besorgte mit der Frau die Wirthschaft, und pflegte die Kinder. Still, fleißig, treu, redlich, und mit einer besondern Geschicklichkeit vollzog sie die Geschäfte, die ihr aufgetragen wurden. Sie war nicht nur gegen die Dienstbothen im Hause, sondern gegen jeden Einwohner im Dorfe so gefällig, so sanft, so zuvorkommend, daß es nur eine lobpreisende Stimme für Marien gab; kurz, Marie war ein Beyspiel weiblicher Tugenden.

Dieses Betragen erwarb ihr bald eine sehr gute Versorgung, indem ihr der einzige Sohn eines sehr reichen Pächters aus der Nachbarschaft, ein gebildeter, unverdorbener, edler Jüngling die Hand both, und sie als seine glückliche Gattin in das väterliche Erbe führte.

Friede, Freude und Gottes Segen wohnte in ihrer Mitte. Nach mehreren Jahren trug es sich zu, daß Ernsten, so hieß Mariens Gatte, ein guter Freund besuchte. Es wurde viel von den vergangenen Zeiten der Unordnung und des Schreckens erzählt. Da kam die Rede auf eine Räubergesellschaft, die sich zur Zeit der Revolution ausgezeichnet hatte, aber der Gerechtigkeit in die Hände gefallen war. „Ja, sagte der Freund: noch immer wird einem Mädchen nachgespürt, das die Steckbriefe verfolgt, aber die Häscher nicht aufgefunden haben.“ Diese Worte waren für Marien ein Dolch

durch's Herz. Schnell entfernte sie sich aus dem Zimmer, und suchte sich zu zerstreuen. Vergebens, denn die Vergangenheit quälte sie mit Vorwürfen, die sie nicht unterdrücken konnte. Wachend und träumend stellte sie sich die Schande vor, die ihrer wartete.

Die truglose Marie konnte ihre Leiden nicht verbergen; und zum Glück war ihr Gatte der Mann, dem sie die geheimsten Empfindungen ihres Herzens anvertrauen konnte und durfte. „Um Gotteswillen, rief Ernst einmal auf: laß mich deines Grames Ursache wissen!“ Mit einem Blicke voll Wehmuth antwortete Marie: „Ich genoß unter meinem seligen Vater eine vortreffliche Erziehung. Sein Beyspiel und sein zärtlicher Unterricht leiteten mich auf dem Wege der Tugend, daß ich selten strauchelte, und niemals irre gieng. Es bedurfte nur seiner Aufmunterung, und ich schritt muthig vorwärts. Nach seinem Tode warf mir das Loos einen rohen, harten Stiefvater zu. Er behandelte mich, wie Herrn ohne Gefühl ihre Sklaven behandeln. Ich wollte mein Schicksal verbessern, und suchte mein Heil in der Flucht. Lange irrte ich verlassen in den Wäldern herum, und suchte Beeren zu meinem Unterhalt. Ich verlohr mich in einem tiefen Gebüsche. Da kam mir eine Weibsperson entgegen, grüßte mich freundlich, und versprach mir Brod, wenn ich ihr folgen wollte. Ich folgte ihr, und erhielt, was sie mir versprach. Bald nahm ich es wahr, daß ich unter böse Leute gefallen war; aber man drohte mir mit dem Tode, wenn ich mich von ihnen trennen würde. Ich wußte keinen andern Ausweg, mein Leben zu retten, als daß ich an ihrem schändlichen Handwerke Theil nahm. Gott verzeihe mir! mein Herz hat lange dafür gebüßt, und

wird so lange büßen, als es schlägt. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß uns die Gerechtigkeit verfolgen möchte, um wieder auf den Weg, den ich aus Menschenfurcht verlassen hatte, zurückkehren zu können. Es geschah, und ich entfloh. Aber ich floh nicht sowohl die Häscher, die mich aufsuchten, als die Räuberbande, die mich verführte. — O, daß ich doch als deine Gattin in deinen Augen schuldlos wäre!“ —

„Du bist es, gute Marie, versetzte Ernst mit seiner gewöhnlichen Seelengüte: du bist es; nur in den Augen der Richter wird es dein Jugendfehler nicht seyn. Dafür weiß ich aber Rath. Noch heute wollen wir nach Paris reisen. Du sollst dich vor deinen Richtern stellen, und ich werde den Kaiser für dich um Gnade bitten.“

Ernst begleitete sie zum Gerichte, und Marie erzählte den Fehltritt ihres Lebens. Mit Rührung antwortete der Richter: Sie soll nach den Gesetzen gerichtet werden. „Sey ruhig, sprach Ernst, mit einer Thräne im Auge: Gott wird dich schützen, und die Gnade des Kaisers wird dich mit dem Gesetze aussöhnen.“ Marie schwieg; aber ihr todtenbleiches Angesicht sagte mehr als Worte. Ernst entfernte sich. Man setzte Marien in's Gefängniß. Der Prozeß wurde auf der Stelle eingeleitet, und bald schlug die Stunde der Entscheidung.

Marie wurde in den Gerichtssaal geführt. Eine Menge Volks war herbey geströmt, um das Endurtheil anzuhören. Marie wurde auf bestimmte Jahre zum Gefängnisse verurtheilt. Zitternd vernahm sie dieses Strafurtheil. Schon wankten ihre Knie, als ein Mitglied des Richteramtes in hoher Begeisterung ausrief:

„Heil der Tugend, und Gnade der Verführten, die ihren Wandel so rühmlich gebessert hat!" — Hier las er den Gnadenbrief mit allen Gründen, die den Kaiser zur Gnade bewogen hatten, laut vor. Es ertönte der ganze Gerichtssaal vom Freudengeschrey des Volkes, das Amen, Amen! rief. Entzückt drängte sich Ernst durch das Volk, streckte beyde Arme nach seiner Gattin aus, setzte sich mit ihr in eine Kutsche, und führte sie frohlockend seiner Heimath zu. Erns̈tens und Mariens Namen und Stand wurden auf des Kaisers Befehl im Urtheile verschwiegen, und noch heut zu Tage ist dieser Auftritt in ihrem Wohnorte unbekannt.

* * *

Marie fiel. — Engel können fallen, fielen; drum halte sich keiner sicher! Marie stand wieder auf, und bestätigte mit ihrem Beyspiele, daß sich Menschen bessern können, wenn sie es ernstlich wollen.

Der Unschuld süße Seelenruhe kann
Die Reue dir zwar nicht mehr geben;
Doch, wirst du dich von deinem Falle heben,
So nimmt dich Gott zu seinem Kinde an.

31.

Der gebesserte Räuber.

„Gieb Geld her, oder du bist des Todes!" schrie zitternd ein junger, rüstiger Mensch, der am späten Abend bey'm Mondenscheine aus einem Gebüsche im

Walde auf Herrn Kraftmann hervor stürzte, und ihn bey'm Arme ergriff. — „Halt, Kerl, oder ich schieße dir die Pistole vor den Kopf!" erwiederte Herr Kraftmann, der Stärke, Muth und Geistesgegenwart hatte, faßte ihn bey der Brust, und schleuderte ihn zu Boden. „Gnade und Barmherzigkeit! schrie dieser jammernd: ich bin kein Räuber; nur die äußerste Noth und Verzweiflung hat mich zu diesem Schritte verleitet." — „Nun, wer bist du, Elender?" fragte Herr Kraftmann mit donnernder Stimme. — „Ein unglücklicher dienstloser Bedienter; zu betteln schäme ich mich; zwey Tage habe ich nichts gegessen. Gnade und Verzeihung, gnädiger Herr!"

Herr Kraftman, der sich nun wieder von der ersten Hitze erholt hatte, wünschte, daß dieses Geständniß wahr wäre. Er faßte den jungen Menschen bey'm Arme, befahl ihm, mit durch den Wald zu gehen, redete mit ihm ernst, aber doch gütig, erkundigte sich genau um seine Lebensumstände und um seinen vorigen Lebenswandel, und schloß aus den offenherzigen, reuevollen Antworten, daß der junge Mensch nicht ganz verdorben sey, und noch Hoffnung gebe, daß man ihn vollends bessern könne.

Um ihn auf die Probe zu stellen, gab er ihm am Ende des Waldes, nahe bey dem Städtchen, in welchem Herr Kraftmann wohnte, einen Gulden, daß er sich zu essen und zu trinken kaufen, und eine Nachtherberge sich besorgen könnte. Er versprach über das Geschehene ein strenges Stillschweigen, befahl ihm, am folgenden Tage um zehn Uhr bey ihm zu erscheinen, und nichts wegen des Vergangenen zu fürchten.

Herr Kraftmann, der das edelste Herz von der

Welt hatte, dachte bis in die späteste Nacht über diesen Vorfall nach. Er beschloß, sein Möglichstes zu thun, ihn vom Verderben zu retten, wenn er käme. Die zehnte Stunde rückte heran, und in derselben fand sich der junge Mensch ein. Schamroth und mit tiefgebeugtem Haupte trat er Herrn Kraftmann unter die Augen. Dieser nahm ihn allein in sein Zimmer. Hier stürzte der junge Mensch zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, bath mit vielen Thränen nochmals um Vergebung, und versprach Besserung. Herr K. hob ihn auf. „Junger Mensch!" sagte er mit ernster Stimme: „er hat einen bösen Streich ausführen wollen, der ihm hätte können theuer zu stehen kommen. Noth und Hunger entschuldigt nicht, einen Raub zu begehen. Ich hatte ihn gestern, wie jetzt, in meiner Gewalt, und könnte ihn zur verdienten Strafe ziehen. Aber ich halte mein Wort; ich verzeihe ihm. Seine Reue gefällt mir, wenn sie aufrichtig ist. Bessere er sich, wie er verspricht, und halte er auch sein Wort, wie ich das meinige halten werde, so lange er seinem Versprechen treu bleiben wird. Von jetzt an ist er bey mir als Bedienter aufgenommen. Verrichte er seine Dienste genau; halte er seine Hände streng von dem zurück, was einem andern gehört; sey er redlich und emsig, so wird er an mir einen guten und freygebigen Dienstherrn haben."

Peter, so hieß der junge Mensch, wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Der Ton und die Miene des edlen Mannes verriethen eine gute Absicht; er ergriff seine Hand, und benetzte sie mit Thränen. „Vater und Retter! rief er aus, und das Wort erstarb in seiner gerührten Brust.

Nun gab Herr K. auf jeden Schritt, den Peter

machte, genau acht; die mindeste zweydeutige Handlung, die Verdacht erregen konnte, untersuchte er, ohne daß es Peter merkte, mit aller Sorgfalt; er zog von dessen Dienstherrn genaue Nachrichten über sein ehemaliges Verhalten ein, und erfuhr keine üble Nachrede. Peter trachtete mit vollem Eifer, die Liebe und das Zutrauen seiner Herrschaft durch genaue Erfüllung seiner Pflichten zu verdienen, und es verflossen drey Jahre, ohne daß jemand das Geringste wider ihn vorbringen konnte.

Es war an einem schönen Sommerabende, als Herr K. ganz allein auf seiner Schreibstube war. Peter machte sich darin etwas zu schaffen. Mit Thränen in den Augen, trat er vor den edlen Mann hin, faßte seine Hand, drückte sie an seine Lippen, und sprach tief gerührt: „Gnädiger Herr! heute sind es volle drey Jahre, daß ich den bösen Streich in dem Walde verübte. Habe ich das Andenken an die böse That durch ein dreyjähriges gebessertes Betragen noch nicht ganz aus Ihrem Gedächtnisse vertilgen können, so verzeihen Sie mir. Mein künftiges Betragen soll Ihnen mit dem göttlichen Beystande gewiß beweisen, daß ich ganz gebessert bin.“

„Braver Peter! erwiederte der edle Mann: ich kenne kein größeres Vergnügen, als ihn gebessert zu sehen, und ich glaube nun, daß er es ist. Fahre er so fort, und ich werde nie aufhören, sein Freund zu seyn.“

Peter versprach immerwährende Treue, Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seinen Herrn und dessen Familie, und er hielt auch Wort. Nicht leicht wird man einen Dienstbothen finden, der seiner Herrschaft treuer, redlicher und fleißiger gedient hätte. Er nahm an den

Leiden und Freuden derselben den wärmsten Antheil, und fühlte sie so, als wenn sie ihn selbst beträfen. Herr K. starb nach vielen Jahren. Peter leistete seiner Frau und seinen Kindern eben die eifrigen Dienste, wie seinem Retter. Er wurde in diesem Hause grau, und als ein redlicher Dienstbothe allgemein geachtet und geliebt. Die ganze Geschichte wäre unbekannt geblieben, hätte sie Peter nicht als Greis Kraftmanns erwachsenen Söhnen mit vieler Rührung erzählt, und dabey dankbar die Asche seines Retters gesegnet.

32.

Arbeitsamkeit und Berufstreue.

Fritz und Rupert.

An einem schönen Morgen im May, als die kalten Nächte nun vorbey waren, der Kukuk aus dem Gebüsche heraus rief, und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied sangen, da machten sich die zween Bettelknaben Fritz und Rupert auch von ihrem Stroh auf, und kratzten sich eine Weile hinter den Ohren. Sie hatten in einer Scheuer geschlafen; ein Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich griff Fritz nach seinem Bettelsack, und sagte: „Du, Rupert, wo wollen wir denn heut hinaus?“ „Ei, mir gilt's eins, wo wir hingehen, antwortete Rupert: wir streichen herum, wo wir etwas kriegen.“ „Ja, höre Rupert, fuhr Fritz fort: ich muß dir etwas sagen; mir ist's so recht nicht mit dem Herumstreichen. Sieh, ich will dir erzählen, was ich diese

Nacht geträumt habe. Ich träumte, es wäre Morgens früh; die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war mir so, als wenn wir zween, ich und du, nach einer großen, schönen Stadt hätten gehen sollen, wo es uns recht wohl gehen würde. Nun wußten wir dieses nicht anzugehen; denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war weit; wir sprachen darüber, und ich war recht betrübt; du aber machtest dir nicht viel daraus, und sagtest: ich bleibe lieber am Betteln; ich mag nicht reich und glücklich werden; was soll ich mich da den ganzen Tag müde laufen? ich habe nichts in der Stadt zu thun. — Ich aber hätte gar gerne den Weg gewußt, und wäre gern barfuß nach der Stadt gegangen."

„Als wir noch so davon sprachen, so kam ein schöner, vornehmer Mann, wie ein Herr daher, und redete uns an: „Hört, Jungen, was macht ihr da? schämt ihr euch nicht, daß ihr so müßig geht? Wandert nach der Stadt, da könnt ihr euch Brod erwerben, und wohlhabende Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt." — Ich fieng an zu weinen, und sagte: Ja Herr! ich will gerne gehen, aber siehe, ich habe keine Schuhe, und ich weiß auch den Weg nicht. Der Herr lächelte mich an, und gab mir einen Thaler, und dir einen, und sagte: „Kauft euch Schuhe dafür, und geht immer da hinaus, wo die Sonne aufgeht, so werdet ihr gewiß die Stadt finden."

„Nun gieng der Mann fort; ich lief, und holte mir Schuhe; du thatst das aber nicht, du kauftest dir verschiedene Leckereyen zu essen für das Geld, und dachtest an keine Schuhe; ich aber trat wohlgemuth meine Wanderschaft an, und gieng und gieng, und kam bald

auf einen hohen Berg; da sah ich nun weit vor mir hin eine schöne große Stadt liegen, und indem ich seelenvergnügt in diesen erfreulichen Anblick vertieft war, kam der fremde Mann wieder zu mir; er klopfte mir auf die Schultern, und sagte: „Fritz, du bist ein recht braver Junge. Ich wollte nur sehen, ob du auch das Herz hättest, dich auf den Weg zu machen. Jetzt siehst du, da das hübsche Haus, nebst allem, was du brauchst, will ich dir schenken; dafür sollst du den Leuten, die da den Berg herauf wollen, den Weg nach der Stadt zeigen, und sie erquicken und stärken, wenn sie ermattet sind. Wenn ich dir dann rufe, so kommst du, und ich führe dich dann auf einmal in die Stadt, wo du bey mir wohnen, und unbeschreiblich glücklich seyn sollst; denn ich bin der Herr der Stadt." — Ich aber freute mich so, daß ich erwachte."

Rupert. Hm! da hast du etwas rechts geträumt; was willst du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir sagen; ich gehe einmal nicht mehr betteln; das Ding liegt mir so im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehen.

Rupert. Du bist ein Narr! es war ja nur ein Traum.

Fritz. Nun, laß es einen Traum seyn! ich will nun einmal nicht mehr betteln; ich gehe zu dem Herrn Pfarrer, weißt du, der gestern zu uns sagte, wir sollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh du hin; ich mag nicht.

Fritz nahm seinen Sack, hieng ihn an die Schultern, bath Gott inbrünstig, daß er ihn doch möchte einen guten, brauchbaren Menschen werden lassen, und wanderte nach dem Pfarrhause. — So wie er in die

Thüre trat, kam die Magd heraus, fuhr ihn hart an, und sagte: „Bist du schon wieder da, Bube? Pack dich fort!“ Fritz versetzte traurig: Ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen. „Was wirst du mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen haben? rief die Magd: geh, scher dich!“

Zum Glück hörte der Pfarrer diese Worte in seinem Zimmer; er kam heraus, und fragte, was es gebe? Der Knabe stand da mit Thränen in den Augen: „Herr Pfarrer, ich mag nicht mehr betteln; ich habe diese Nacht etwas geträumt, das hat mir das Betteln leid gemacht.“ — Was hast du denn geträumt? fragte der Pfarrer. Fritz erzählte den gehabten Traum, und der gottesfürchtige Seelsorger gerieth darüber in tiefes Nachdenken. Endlich fieng er an: „Höre, Knabe! das ist ein merkwürdiger Traum. Sey fromm und brav, und lerne fleißig, so kann noch etwas aus dir werden. Vor der Hand will ich dir Brod und Unterricht geben, wenn du folgsam und lernbegierig bist.“

Fritz sprang auf, und weinte für Freude. Der würdige Geistliche ließ ihn reinlich kleiden, gab ihm selbst in den wenigen Nebenstunden, die ihm sein wichtiger Beruf frey ließ, Unterricht in der heiligen Religion, in der deutschen und lateinischen Sprache, und in andern nothwendigen Kenntnissen. Dabey leitete er ihn durch Lehren, noch mehr aber durch sein eigenes schönes Beyspiel, zur Gottesfurcht, zum Fleiß und zur Ordnung an. Fritz entsprach ganz den Erwartungen seines väterlichen Wohlthäters. Mit Auszeichnung vollendete er auf einer hohen Schule seine theologischen Studien, wurde hierauf zum Priester geweiht, und bildete sich unter der Leitung des würdigen Pfarrers,

dessen Hülfsgeistlicher er ward, zum Seelsorger aus, und wurde nach einigen Jahren selbst auf eine Pfarre befördert.

Mit frommer, dankbarer Hingabe an Gottes heilige Fügungen, dachte er jetzt oft an seinen jugendlichen Traum, und fand in dem Andenken an denselben immer neuen Antrieb, unermüdet und treu der lieben Pfarr-Gemeinde den Weg auf den Berg zu zeigen, und ruhig auf seinem Posten abzuwarten, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Einstmals wurde in der Gegend, wo Fritz Pfarrer war, eine Bande Spitzbuben gefangen und festgesetzt. Der Verbrechen, die sie eingestanden, waren so viele und gräuliche, daß ihnen bald der Prozeß gemacht und sie zum Tode verurtheilt wurden. Fritz besuchte sie, um, seinem Amte gemäß, alles zu thun, sie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen, wo sie allein noch Gnade zu hoffen hätten.

Bald fand er unter ihnen einen Mann von seinem Alter, dessen Gesichtszüge ihm auch etwas bekanntes hatten; er fragte ihn also, wo er zu Hause sey, und wer seine Aeltern gewesen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und seine Aeltern seyen ihm nicht bekannt; von Kindheit an hätte er gebettelt; weiter könne er sich nichts besinnen.

„Nun, so erzählt mir denn doch eure Lebensgeschichte!" fuhr der Pfarrer fort. — „Das will ich gerne thun, Herr Pfarrer!" versetzte der Gefangene, und erzählte nun, er habe immer als Kind sein Brod vor den Thüren gesucht; endlich, als er größer geworden, sey er von den Leuten abgewiesen worden. Geh

und arbeite! habe es immer geheißen, aber niemand habe ihm Arbeit geben wollen; auch sey es ihm nie recht Ernst darum gewesen, sondern das müßige Herziehen habe ihm mehr gefallen.

Pfarrer. Aber sagt mir doch, wie ihr zum Rauben und Stehlen gekommen seyd?

Der Gefangene. Daran war eben mein Hang zum Müßiggehen, und die Gesellschaft liederlicher Taugenichtse schuld, die mich bald in die Gräuel ihres wilden Lebens mit hinein zogen, und zum Diebe und Räuber bildeten. Ich stellte mir freylich oft das schreckliche Ende eines solchen lasterhaften Lebens vor, und da fiel mir immer ein Kamerad ein, den ich hatte, als ich noch ein Kind war; der hatte einmal, als wir zusammen in einer Scheuer schliefen, einen Traum, der ihn so unruhig machte, daß er fortgieng zum Herrn Pfarrer desselben Ortes, und das Betteln aufgab. Er hat, wie ich späterhin erfuhr, studiert, und wird nun ein geschickter und glücklicher Mann seyn, während ich mich selbst elend, gränzenlos elend gemacht habe. O hätte ich doch seinem guten Rathe gefolgt, ich würde kein Verbrecher geworden seyn!

Pfarrer. Heißt ihr nicht Rupert?

Der Gefangene. So heiße ich.

Nun fuhr der Pfarrer fort: „Ich bin der Fritz, der bey euch in der Scheuer lag, und den Traum hatte.“ — Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken. „Allmächtiger Gott! rief er: so glücklich hätte ich auch werden können; aber ich Elender bin nun ein Dieb und ein Mörder, denn ich will es Ihnen nur gestehen, auch Mordthaten habe ich begangen. Ach, Herr Pfarrer! ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und seinem

Worte nichts; aber das weiß ich doch, daß ein Gott ist, und daß nach diesem Leben die Frommen selig, und die Gottlosen, wie ich einer bin, verdammt werden; ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe, und daß ich nun sterben muß; aber die Ewigkeit — ach Gott! die schreckliche Ewigkeit! Ist denn kein Rath mehr? Kann ich nicht mehr selig werden?"

Der Pfarrer antwortete: „O ja, Rupert! du kannst wohl noch für die Ewigkeit gerettet werden, aber es wird dir doch schwer werden. Du kannst jetzt nichts besseres thun, als daß du reumüthig vor deinen Richtern alles das noch bekennst, was du bisher verhehlt hast; dann, daß du durch eine reumüthige Beichte und durch lebendigen Glauben an Christus und seine Verdienste dein Gewissen reinigest, und mit demüthiger Ergebenheit in Gottes Willen die Strafe duldest, die deine Verbrechen verdient haben."

In allem leistete der Unglückliche Folge; hieng mit frommem Eifer an dem letzten Unterricht des würdigen Seelsorgers, empfieng von ihm die Segnungen der heiligen Religion, und aufgerichtet durch die Tröstungen und Verheißungen derselben, empfieng er als ein reumüthiger Büßer, aber auch als ein schreckliches Beyspiel, wohin Müßiggang und Ausschweifungen führen können, den Todesstreich.

33.

Menschenliebe.

In einer großen Provinzialstadt Frankreichs war der Pfarrer eines beträchtlichen Kirchspiels auf's eifrigste

mit der Erfüllung seiner Amtspflichten beschäftiget. Seine Gemeinde hatte an ihm einen einsichtsvollen, zärtlichen Vater, und seine tägliche Sorge war, zu unterrichten, so wie die Leidenden aller Art zu trösten und ihrer Noth abzuhelfen. Allein, so weislich er auch seine Almosen vertheilte, so war sein mäßiges Einkommen doch nicht hinreichend, die Bedürfnisse seiner zahlreichen Armen, und noch weniger die Bedürfnisse seines Eifers zu stillen; dennoch brachte er es durch sein Talent, die Herzen der Reichen zu erweichen, und ihre Mildthätigkeit zu erwecken, so weit, daß keines seiner Pfarrkinder ohne Hülfe blieb. Alle Kranken wurden verpflegt, alle Gebrechlichen ernährt und gekleidet, alle Waisen versorgt. So genoß er lange in heiterer Ruhe die beseligenden Früchte seiner Tugend.

Allein der Weise, besonders wenn ein weiches Herz in seinem Busen schlägt, lebt nicht immer kummerfreye Tage. Eine schreckliche Seuche ergriff jetzt die Heerde des sie liebenden Hirten. Täglich wurden ihre Symptome drohender, und ihre Wirkungen verheerender. Keine Familie war ohne Kranke, in jedem Hause lag ein Todter oder Sterbender; aber gleich einem helfenden Engel war der Pfarrer überall; überall erschien er mit Speise, Arzneyen und Pflege. Sein Muth stärkte die Schwachen; er verminderte die Gefahr, indem er sie bekämpfen lehrte. Natürlich konnte er eine solche Menge Kranker, wovon die meisten in gesunden Tagen sich und die Ihrigen blos durch ihre Handarbeiten ernährten, nicht ohne einen sein Vermögen weit übersteigenden Aufwand, mit Wärterinnen und manchen andern Bedürfnissen versorgen. Er verkaufte daher seine besten Mobilien, und schränkte sich in allem

bis auf's Unentbehrlichste ein, und erhielt durch die siegreiche Gewalt, die der Tugend, besonders der einfachen, zärtlichen Tugend, beywohnt, von seinen Mitbürgern ansehnliche Beysteuern.

Wenn aber die Noth anhält, so erkaltet die Mildthätigkeit leider nur allzubald. Sie nahm auch hier täglich ab, und die Epidemie wüthete fort. Schon wußte der würdige Seelsorger sich nicht mehr zu helfen, als er erfuhr, daß ein vornehmer Kapitalist, der sich im Steuerwesen bereichert hatte, in einem nächtlichen Spielgelage eine große Summe gewonnen habe. Er kannte ihn kaum; allein er besann sich nicht lange, und eilte noch den nämlichen Morgen in seine Wohnung.

Er ließ sich anmelden; man versagte ihm den Zutritt; er bath, bettelte, und ward endlich nach langem Widerstande eingelassen. Er fand den Spieler eben im Begriff, sich, von der ängstlichen Nachtwache erschöpft, zu Bette zu legen. In einem schauerlich-rührenden Gemählde schilderte er ihm nun die wüthende Seuche, und das gränzenlose Elend, worin so viele Unglückliche schmachteten, und bath ihn mit thränenvollen Augen um kräftige Hülfe. Der schlafgierige Krösus zog unwillig ein — Viergroschenstück aus seiner Börse, reichte es dem Geistlichen, und schalt, ohne Schonung für des edelmüthigen Priesters graue Haare, für sein erhabenes Amt und den heiligen Beweggrund seiner Bitte, auf die Unbescheidenheit, die ihn zu einer solchen Stunde zu ihm führte.

Der Geistliche bath um die Erlaubniß, weiter zu reden, sprach, ohne sie abzuwarten, noch weit nachdrücklicher, weit beweglicher, als zuvor, und flehte um eine größere Unterstützung für seine Armen, denen vier

Groschen nichts helfen konnten. Der Reiche antwortete ihm durch Spöttereyen, durch Scheltworte, durch Beschimpfungen. Doch den Priester konnte nichts abschrecken; er verbrauchte alle Waffen der Beredsamkeit; er liebkosete, er bath, er beschwor; allein weit entfernt, sich bewegen zu lassen, versetzte ihm der entrüstete Unhold eine — Ohrfeige.

Ruhig, wie sein göttlicher Lehrmeister, sprach jener mit freundlich-lächelnder Miene: „Das war für mich; was geben Sie nun meinen Armen?"

Diese einfach-großen Worte schmolzen endlich des Reichen ehernes Herz. Er fiel dem Manne Gottes zu Füßen, benetzte sie mit Thränen, sprang auf, flog zu seiner Kasse, und übergab ihm nicht nur seinen Gewinnst von der verflossenen Nacht, sondern auch noch ein ganzes Jahr seiner Einkünfte. Ja, er that noch mehr; er hatte den Muth, diese Geschichte zu erzählen, und jetzt ist er ein eben so schätzbar-rechtschaffener Mann, als er es vorhin nicht war.

Diese Begebenheit, die sich vor etwa 40 Jahren zutrug, muß jedem Freunde der Menschheit theuer seyn.

Solche Wunder wirkt die heilige Liebe, die Allen Alles zu werden versteht.

34.

Vincent von Paula.

Vincent von Paula, ein Geistlicher, der im 17ten Jahrhundert in Frankreich lebte, war ein Mann, der, ungeachtet er kein Vermögen besaß, und kein öffentliches

Amt bekleidete, seine höchste Glückseligkeit und Freude im Wohlthun und in Erweisung edler. Menschenliebe suchte, und dem sein Vaterland mehrere Wohlthätigkeits-Anstalten verdankt, die lange Zeit zur Erleichterung der leidenden Menschheit dienten, und zum Theil noch jetzt fortdauern. Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man sonst nur den Glücklichen entgegen eilt; that aber sein Gutes größtentheils im Stillen, nur Gott und den Unglücklichen bekannt, denen er half, ohne Dank oder Ruhm von der Welt zu erwarten.

Einst kam er auf einer der vielen Reisen, die er in dieser wohlthätigen Absicht machte, nach Marseille; sein erstes Geschäft daselbst war, den Ort zu besuchen, der dem Mitleiden und der Erbarmung ein so weites Feld öffnet. Es sind ja auf den Galeeren so viele, die, wenn sie auch größtentheils ihr hartes Schicksal verschuldet haben, immer noch Mitleiden und Erbarmen verdienen. Ein junger Mensch von 26 Jahren, der sich durch seine sanfte und rührende Gesichtsbildung von den übrigen Galeeren-Sklaven gar sehr unterschied, fällt dem Reisenden auf. „Mein Freund, du weinest?" so redete er ihn mit einem Tone an, der das Gepräge des innigsten Mitleids hatte: „Bist du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar leider nur wenig anbiethen, aber dies wenige ist völlig dein." — „Ach mein Herr, ich flehe nicht um Geld, antwortete dieser; ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein Unterhalt, der kostet ja so wenig, liegt mir am Herzen." Hier strömten seine Thränen häufiger. — „Sollt' es denn nicht möglich seyn, dich zu trösten, dein Elend zu erleichtern?" —

O mein Herr, Sie lindern es bereits durch Ihre Theilnahme an meinem Schicksale. Sie sind der erste, der sich um meinen Jammer bekümmert; Gottes Lohn werde Ihnen dafür!“ — „Mein Freund, vielleicht finde ich Mittel, deinen Kummer zu mildern.“ — Das Mitleid, das Sie gegen mich äußern, verdient mein ganzes Zutrauen; hören Sie mich an, Sie sollen alles wissen, mein Herr! Ich bin der Sohn eines Pächters aus H**, eines braven, rechtschaffenen Mannes, der mir lauter gute Lehren und Beyspiele gegeben hat. Aber liederliche Kameraden, die sich wenig um die Ehrlichkeit bekümmerten, verführten mich, so daß ich auf allerhand Abwege gerieth. Einst giengen wir auf die Jagd im Gebiethe eines Herrn, der in unserer Nachbarschaft wohnt, und da die Leute dieses Herrn uns das verwehren wollten, mißhandelten wir sie so sehr, daß einer von ihnen dem Tode nahe war. Die Justiz bemächtigte sich meiner; man warf mich in's Gefängniß, und ich wurde nach dem Verhör zu sechsjähriger Galeeren-Arbeit verurtheilt. Vier Jahre schon erdulde ich diese entehrende Strafe. Ich bin auch an dem Unglücke meiner Familie Schuld; meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und unser weniges Vermögen gieng über meinem Prozesse zu Grunde; aber was meine Verzweiflung auf's höchste treibt, ist, daß ich in diesem Augenblick erfahre, daß mein Weib und meine drey Kinder vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, ihnen Lebensunterhalt zu verschaffen. O wie wollte ich arbeiten, wenn ich bey ihnen wäre! Nun müssen sie Hungers sterben! — Sein Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Du hast gefehlt, sagte ihm Vincent tief gerührt: aber du bist auch wahrlich unglücklich genug. Jetzt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereuest. Laß uns also lieber von deiner gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz. Hast du mir nicht gesagt, du müssest noch zwey Jahre lang diese Strafe aushalten?“ — Ja, mein Herr, noch zwey Jahre, noch zwey Jahrhunderte von Qualen. O, ich werde ihr Ende nicht erleben! Mein armes Weib! meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?

„Sage mir, fragte ihn jetzt Vincent: wenn sich Jemand anbóthe, in deine Stelle zu treten; wenn er deine Ketten sich anschmieden lassen wollte, würde man dir die Freyheit schenken?“ — Auf der Stelle, mein Herr! aber wo ist auf Erden der Mensch, der sich ohne Schuld einem solchen Elende und einer solchen Schande preisgeben wollte? Alle Schätze der Welt — Der Reisende läßt ihn nicht ausreden; er eilt zum Offiziere, dem die Aufsicht über die Galeeren-Sklaven anvertraut ist, und spricht: „Mein Herr, lassen Sie diesen jungen Mann frey, lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen, und mir anlegen; hier sind meine Hände, meine Füße; ich will sie tragen, und die zwey Jahre lang seine Strafe für ihn aushalten.“ — Der Offizier erstaunte, und machte ihm einige Einwendungen; aber der Geistliche antwortete: „Ich weiß alles, mein Herr! Zwar muß ich mich in den Augen der Menschen beschimpfen lassen, aber der im Himmel lebt, bestimmt die wahre Ehre. Sein Urtheil und das Urtheil meines Herzens wird für mich sprechen. Mein Entschluß ist gefaßt. Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen

Kindern nöthig, und zwey Jahre sind bald verflossen." Der Offizier bewilligt ihm seine Bitte. Dem Geistlichen werden die Fesseln angelegt, und der junge Galeeren-Sklave wird frey. Ganz außer sich vor Freude und Rührung, fällt dieser seinem Wohlthäter zu Füßen, küßt sie, und benetzt sie mit seinen Thränen. „Nein, mein Herr, nein! So groß auch mein Verlangen ist, meiner Familie wieder geschenkt zu werden, so soll es doch auf diese Bedingung nicht geschehen." Der Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Ketten abnehmen, und legte sie sich selbst mit Entzücken an. „Geh, mein Freund! ich werde glücklicher seyn, als du; ich versichere dich, diese Ketten werden mir leicht scheinen." — Aber, mein Herr, was kann Sie dazu vermögen? — „Natur und Religion. Noch einmal, eile, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kommst, um ihr Leben zu retten!"

Dieser unnachahmliche Menschenfreund blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, verbarg sich, so viel er konnte, vor den Augen der Neugierigen, die ihn sehen wollten, brachte den Tag mit Erfüllung seiner mühseligen Verrichtungen zu, war der Lehrer des Mitleids, der Selbstverläugnung, der Wohlthätigkeit; der Trost, die Stütze, der Vater der Galeeren-Sklaven, und brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück.

35.

Die Menschenretter.

Im Winter des Jahres 1799 waren fast alle Flüsse mit dickem Eise bedeckt. Auch der Fluß Theya in

Mähren war fest zugefroren. Am 24. Hornung dieses Jahres fieng es plötzlich an aufzuthauen, der tiefe Schnee schmolz, ein starker Regen vermehrte das zusammenlaufende Wasser, und füllte das Bette der Flüsse so hoch an, daß das durch das Thauwetter und den Regen mürbe gemachte Eis gebrochen wurde. Viele Flüsse traten aus ihren Ufern, und überschwemmten die herumliegenden Gegenden. Der Fluß Theya ist sonst unbedeutend, aber bey starkem Platzregen und schnellem Thauwetter läuft von den Bergen eine solche Menge Wasser in denselben, daß er ungewöhnlich hoch anschwillt, die Ufer übersteigt, und große Verheerungen anrichtet. So war es auch in der Nacht vom 23. auf den 24. Hornung. Unvermuthet trat er aus den Ufern, mit entsetzlichem Krachen theilte sich das Eis, und wurde in großen Stücken gegen Bäume und Häuser von dem tobenden Wasser mit fortgerissen.

In dem Mährischen Dorfe Altschallersdorf, nahe an der Stadt Znaym, lag alles in tiefem Schlafe. Auf einmal drang das rauschende Wasser in dasselbe, die Eisschollen stießen an die Thore und Mauern, und weckten die erschrockenen Einwohner. Da war ein Winseln und Jammern im ganzen Dorfe. Das Wasser war in dem tief liegenden Theile des Dorfes bald so hoch, daß es bey den Fenstern der Stuben durchströmte. Da flüchtete sich, wer nur konnte, in die hoch liegenden Häuser, und da man hier nicht sicher zu seyn glaubte, auf die Dächer und auf den Kirchthurm. Das Vieh wurde aus den Ställen mit fortgerissen; da sah man Tische, Schränke, Bettstellen, Wiegen und anderes Hausgeräth zwischen den Eisschollen im Wasser mit fortschwimmen. Häuser stürzten ein, und die Dächer schienen sich mit

dem Eise fortzubewegen. — Den folgenden Tag waren aber auch jene Häuser, wohin sich die Unglücklichen gerettet hatten, vom Einstürzen nicht mehr frey. Das Wasser war auch dorthin gedrungen, tobte und brausete fürchterlich, und schleuderte das Eis mit gräßlichem Krachen gegen die mürben Mauern. Das Weinen und Wehklagen der Unglücklichen ertönte in der Luft, und überstimmte das Rauschen des tobenden Wassers. Mit einem herzdurchbohrenden Angstgeschrey hoben sie die Hände bittend gen Himmel; die Mütter hielten ihre Säuglinge empor, und riefen um Rettung; die Kinder klammerten sich an ihre Väter, und schrien um Hülfe. Manche wollten sich schon auf die Eisschollen herablassen, und auf denselben Rettung suchen; aber die Gefahr war zu groß, und der Untergang wahrscheinlicher, als die Rettung.

Die Fischer der nahen Dörfer versuchten es, ihnen mit Kähnen beyzukommen, aber vergebens; sie gelangten nicht zu den Unglücklichen. Nur drey Kosaken von dem Regimente, das eben als Hülfs = Korps mit andern Russischen Truppen zur Oesterreichischen Armee marschierte, und hier in der Nähe im Quartiere lag, wurden die Retter von 150 Menschen.

Ohne von jemanden aufgefordert zu seyn, bestiegen sie die zwey Kähne, mit denen die Fischer vergebens zwischen dem Eise durchzukommen gesucht hatten, stießen mit Riesenstärke das Eis, welches nahe zu dem Kahne kam, mit Haken weg, und arbeiteten aus allen Kräften, um zu den Unglücklichen zu kommen. Oefters setzte sich der Kahn auf einem Eisschollen fest; aber da sprang einer von ihnen muthig auf den Schollen, schob den Kahn weg, und schwang sich wieder in denselben, um

mit vereinten Kräften den Kahn weiter vorwärts zu bringen. Oft war der Kahn in Gefahr, zwischen zwey Schollen zerdrückt zu werden, aber ihr Muth und ihre Stärke trotzte jeder Gefahr.

Nach langer Arbeit gelangten sie zu den Unglücklichen. Diese wußten sich vor Freude nicht zu fassen, als sie ihre Retter ankommen sahen. Jeder drängte sich, um der Erste im Kahne zu seyn, und eben dadurch hätten sie den Kahn bald umgestürzt. Die braven Kosaken nahmen aber nur so viele Personen auf einmal, als der Kahn leicht fassen konnte, darunter immer zwey oder drey Männer, die ihnen bey ihrer Arbeit helfen konnten, und jene nahmen sie am ersten auf, die an dem gefährlichsten Platze standen. Wenn sie ihren Kahn ausgeladen hatten, fuhren sie freudig zu den andern Unglücklichen wieder zurück. Zum Glücke fieng nach der vierten Fahrt das Eis an, sich zu verlaufen, die Fahrt wurde minder gefährlich und leichter, und in einem halben Tage waren alle 150 Menschen von Todesgefahr gerettet. Hätten sie die Rettung später angefangen, so würden einige unter dem Schutte und im Wasser den Tod gefunden haben; denn bald nach der dritten Fahrt stürzte das Haus ein, aus dem sie die Unglücklichen gerettet hatten. Die Geretteten zeigten diesen edlen Menschenfreunden auf alle mögliche Art ihren Dank. Der Herr des Dorfes wollte ihnen ein ansehnliches Geschenk geben, sie nahmen es aber nicht, und eilten zu ihrem Korps.

Wird wohl das Andenken dieser Braven jemals in der Gemeinde verlöschen? Werden nicht die spätesten Enkel noch ihr Andenken segnen?

36.

Im Oktober des Jahres 1774 wüthete der fürchterlichste Sturmwind, dessen sich die ältesten Leute nicht zu gedenken wußten, und Jedermann stand in banger Erwartung, und bethete für die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Winde überlassen seyn möchte.

Bald erblickte man zu Liebau, einer Handelsstadt und Hafen an der Ostsee, in dem zu Rußland gehörigen Herzogthum Kurland, ein Holländisches Schiff, das in den Hafen einlaufen wollte, aber des Sturmes wegen nicht konnte. Drey lange Tage und Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober einige hundert Schritte vom Ufer, auf dem Grunde sitzen blieb. Der Sturm wüthete immer stärker fort, die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern hinweg, Todesangst und Verzweiflung ergriff das arme Schiffsvolk und die darauf befindlichen Reisenden, da ihnen der heulende Sturm und die brausenden Wasserwogen alle Hoffnung benahmen, sich zu retten. Unter den Zuschauern am Ufer waren vielleicht manche, die ihr Leben gern für ihre leidenden Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt der empörten Elemente ihre Bemühungen vereiteln würde.

Endlich kam der Schiffer und Lootsen = Anführer Tode, und sah es. Seit mehr als dreißig Jahren war es sein ordentliches Geschäft, den Schiffen, die mit Wind und Wellen kämpften, beyzuspringen, und

sie sicher in den Hafen zu führen. Dabey hatte er manche Thräne des Dankes von den Wangen der Geretteten fließen sehen, und manche verirrte Seele war durch die Befreyung aus der Gefahr gerührt und zur Tugend zurückgeführt worden, welches seine größte Freude war.

Kaum hatte dieser die Noth der Menschen auf dem Schiffe gesehen, so eilte er nach Hause, um die nöthigen Anstalten zu ihrer Hülfe zu treffen. Seine Frau fiel ihm um den Hals, bath ihn und flehte, seines Lebens zu schonen, weil es doch unmöglich sey, das zerbrochene Schiff zu erreichen. Die Kinder umfaßten seine Knie, hielten ihn fest, und schrien: „Hörst du nicht, Vater, wie das Meer brauset, wie die Winde fürchterlich heulen? Bleibe bey uns, wir haben sonst keinen Vater!" — „Was kümmert mich das Brausen des Meeres, sagte er, und das Heulen des Windes? Ich höre nichts, als das Jammergeschrey der Unglücklichen, das durch das Toben der Elemente hindurch dringt. Laßt mich! sie strecken schon ihre Hände nach mir aus, und — Kinder, ihr habt noch einen Vater im Himmel, der befiehlt es mir, und wird helfen, daß ich wieder komme. Er hat mich schon so vielmal aus den größten Gefahren gezogen; und sterb' ich, so wird er euch gewiß nicht verlassen."

Mit diesen Worten umarmte er Frau und Kinder, und gieng, von acht braven, ihm untergebenen Schiffern begleitet, zum Strande. Sie sprangen in ein Boot, ruderten muthig den Wellen entgegen, und dem Schiffe zu, aber vergebens. Viermal versuchten sie es aus allen Kräften, und eben so oft wurden sie durch die Gewalt des Windes an's Ufer zurück geworfen.

An Kräften erschöpft, und voll Schweiß, kehrte Tode nach Hause zurück, um sich umzukleiden, als eben seine Frau das Mittagsessen bereitet hatte. Voller Freuden bath sie ihn, sich nun nach seiner sauern Arbeit wieder zu erquicken. — „Jetzt ist's nicht Zeit zu essen, versetzte er: noch habe ich keinen gerettet; erst will ich wieder hin und helfen, dann" — Er kleidete sich um, gieng in die Kammer, fiel auf die Knie, und bethete zu Gott um Muth und Kräfte, und ward erhöret.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, daß er an's Schiff kam, und eilf Menschen glücklich an's Land brachte. Sogleich schickte er seiner Frau einen Bothen. Er gieng hierauf wieder hinaus, begab sich mit seinen acht Gehülfen in das Schiffchen, und ließ ihr sagen: „Eilf Menschen habe ich gerettet; freue dich, und danke Gott unterdessen, bis ich die übrigen nachhole." Da knieten Frau und Kinder nieder, und sangen ein Danklied, während daß er seine letzten Kräfte anstrengte, um wieder an das Schiff zu kommen. Er erreichte es endlich, und schon warfen die Unglücklichen auf dem Schiffe voll Hoffnung dem Boote ein Seil zu, um es näher zu sich zu ziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzte, und den edlen Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begrub. Er selbst saß am Steuerruder, und streckte eben die Hände nach dem Seile aus, um es aufzufangen. Seine letzten Empfindungen waren also wohl der wärmste Dank gegen Gott, und das höchste Entzücken über den glücklichen Erfolg seiner edlen That. So tritt er in die Ewigkeit hinüber, um dort das Wonnegefühl der hohen Würde eines Erretters seiner Brüder nun ganz rein und unvermischt zu genießen.

Seine Frau und Kinder lagen noch auf den Knien, und betheten, als die erschreckliche Nachricht kam, daß sie ihren edlen Mann und Vater verlohren hätten. Ihren Schmerz mit Worten zu schildern, vermag Niemand; aber Gott erbarmte sich ihrer, daß sie bald einsahen, wie wohl es um den Menschen stehen müsse, der in einem solchen Berufe stirbt. Dieser Gedanke hemmte den Lauf ihrer Thränen, und sie bestrebten sich täglich mehr, mit Eifer Gutes zu thun, daß sie der Tod auch einmal darüber antreffen möchte. Viele, die es sahen und hörten, wurden besser, und Gott lenkte es so, daß auch die noch auf den Trümmern des Schiffes zurück Gebliebenen, die den Mann, auf den sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, vor ihren Augen umkommen sahen, gerettet wurden.

Dieses überzeugte sie auf's innigste, daß, wenn auch alle menschliche Hülfe verschwindet, wenn der Blitz uns zu zerschmettern, die Erde unter uns zu sinken droht, und die Meereswogen schon über unserm Haupte zusammen schlagen, Gott dennoch Mittel und Wege weiß, uns zu erhalten, wenn es uns gut ist, länger unter den Lebendigen zu verweilen.

37.

Am Fuße eines steilen Alpengebirges in der Schweiz lebte Walter Reding, ein Greis von 72 Jahren, in der Familie seines Sohnes, dessen ländliche Wohnung in einem anmuthigen und fruchtbaren Alpenthale lag. Heiter und zufrieden verlebte hier der edle Greis unter nützlichen Beschäftigungen mancher Art seine Tage.

Doch, so wie kein Erdenglück ganz rein ist, so war auch die Glückseligkeit dieses ehrwürdigen Alten nicht ganz ungetrübt. Noch in seinen spätern Jahren überfiel ihn eine hartnäckige Augenkrankheit, und dieses Uebel verschlimmerte sich mit dem zunehmenden Alter so sehr, daß er in seinem siebenzigsten Jahre auf beyden Augen gänzlich blind wurde. Aber auch dieses Unglück ertrug der fromme Greis mit christlicher Geduld und Gottergebenem Sinne. Nur darüber hörte man ihn bisweilen klagen, daß seine Blindheit ihn für die ländlichen Arbeiten untüchtig machte, welche er bisher noch mit vieler Munterkeit verrichtet hatte.

„Ihr habt ja, guter Vater," sprach oft der Sohn, um ihn zu beruhigen: „Ihr habt ja bisher redlich und lange genug gearbeitet. Genießet jetzt die Ruhe, die der fleißige Arbeiter am Abende seines Lebens so nothwendig hat." Aber diese und ähnliche Vorstellungen konnten den an Thätigkeit gewöhnten ehrwürdigen Alten nicht ganz zufrieden stellen. Nur dann kehrte seine vorige Zufriedenheit zurück, als er einige andere nützliche Beschäftigungen für sich gefunden hatte. Diese bestanden unter andern im Spinnen der Wolle und des Flachses, im Korb- und Bastdecken-Flechten, und im Schnitzen verschiedener hölzerner Geräthschaften für die Haus- und Landwirthschaft. Bey diesen Arbeiten leisteten ihm die Kinder seines Sohnes freundliche und willige Dienste. Sie holten für ihn die Reiser herbey, aus denen er sein Geflechte machte; sie trugen ihm die Werkzeuge zu, welche er bey seinen Arbeiten nöthig hatte, und halfen ihm, wo und wie sie nur konnten.

Dafür suchte denn auch der wackere Greis seinen lieben Enkeln auf andere Art nützlich zu werden. Bald

erzählte er ihnen eine lehrreiche Geschichte, und besprach sich mit ihnen darüber; bald sang er ihnen ein frohes Jugendlied vor, und übte sie im Nachsingen desselben. Zu einer andern Zeit stellte er mit ihnen Rechenübungen an, und schärfte ihr Gedächtniß durch öftere Wiederholung vorgesagter Denksprüche und Lebensregeln. Nächstdem machte er sie mit der Verfassung ihres Vaterlandes bekannt. Dabey erzählte er ihnen die edlen Thaten ihrer berühmt gewordenen Urväter, und theilte ihnen manche nützliche Erfahrungen mit, welche er einst auf seinen Reisen durch die Schweiz und einige benachbarte Länder, in Diensten eines Adelichen, des Herrn von Bruneck, zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Diese und ähnliche Unterhaltungen zogen die Herzen seiner Enkel mit jedem Tage mehr zu ihm hin. Die muntern Kleinen befanden sich nirgends besser, und waren nirgends lieber, als um und bey ihrem lieben Großvater.

Zu diesem frohen Kinderkreise gesellte sich auch öfter Wilhelmine von Bruneck, die zwölfjährige Tochter des Edelmannes, welchem Walter Reding viele Jahre mit seltener Treue und Redlichkeit gedient hatte. Der edle Vater Wilhelminens wünschte zwar, seinen alten treuen Diener lebenslang bey sich zu behalten, und ihn bis an seinen Tod zu verpflegen, allein weil das Augen-Uebel des Greises immer mehr überhand nahm, so gab endlich der Herr von Bruneck dem Verlangen des alten Reding nach, und ließ ihn zu seinem Sohne bringen, dessen ländliche Wohnung nur eine kleine Stunde weit von dem Landguthe des Herrn von Bruneck entfernt war. Hier besuchte dieser brave Edelmann von Zeit zu Zeit den Greis, und

versorgte ihn mit dem, was er zu seiner Verpflegung im Alter nöthig hatte.

Am öftesten kam er in Begleitung seiner Tochter Wilhelmine zu ihm. Diesem lieben Kinde hatte der Greis einst bey dem gefährlichen Umsturze eines Wagens, mit welchem scheue Pferde durchgegangen waren, das Leben gerettet. Seit diesem Vorfalle hieng Wilhelmine mit vorzüglich dankbarer Liebe an dem Retter ihres Lebens, und suchte ihm bey jeder Gelegenheit ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. So oft sie daher zu ihm kam, brachte sie ihm in ihrem Handkörbchen kleine Geschenke und mancherley Erfrischungen mit.

An einem heißen Sommertage im Jahr 1808 besuchte Wilhelmine ebenfalls den geliebten Greis, und brachte außer einigen saftigen Aprikosen zu seiner Labung auch noch ein Buch mit, in welchem die Lebens-Geschichte edler Schweizer der Vorzeit erzählt war. Aus diesem Buche wollte sie dem alten Vater Reding etwas vorlesen, weil sie wußte, daß der biedere Greis nicht nur selbst gern von guten Menschen seines Vaterlandes erzählte, sondern sich auch die edlen Thaten derselben gern wieder vorlesen oder erzählen ließ.

Wilhelmine führte deswegen den Greis zu seinem Lieblingsplätzchen, welches eine Rasenbank war, die man unter einem großen, schönen Baume, in einiger Entfernung von dem Reding'schen Hause angelegt hatte. Hier setzte sie sich neben ihn, und war eben im Begriff, ihre Vorlesung zu beginnen, als Reding's Sohn bemerkte, daß schwarze Wolken über den Gipfeln der Alpen herauf zogen, und mit Regen droheten. Der sorgsame Landwirth machte daher sogleich Anstalt, das noch auf den Wiesen liegende Heu vor dem Eintritt des

Regens so viel wie möglich in Sicherheit zu bringen, und entfernte sich in dieser Absicht mit seiner ganzen Familie von seiner Wohnung.

Wilhelmine erboth sich, indessen bey dem Greise zu bleiben, und ihm die Zeit durch Vorlesen zu verkürzen. Noch hatte sie kein volles Viertelstündchen gelesen, als sich auf einmal ein starker Donnerschlag hören ließ. Wilhelmine sprang eiligst auf, und begab sich mit dem Greise in dessen Wohnung. Aber kaum waren sie hinein getreten, so war auch das furchtbare Gewitter in seiner ganzen Stärke da. Der Tag verwandelte sich in Nacht, und ein brausender Sturmwind tobte unter heftigen Regengüssen durch das offene Thal. Flammende Blitze durchkreuzten die Luft, und ein unaufhörlicher Donner hallte furchtbar in den Gebirgen umher.

Plötzlich fuhr ein Wetterstrahl unter fürchterlichem Krachen in das Strohdach der ländlichen Wohnung, und auf einmal stand dieselbe in hohen Flammen. — „Ach Walter! Walter! dein Haus!“ mit diesen Worten faßte das bestürzte, aber dennoch entschlossene Mädchen den biedern Greis bey der Hand, und zog ihn aus dem brennenden Hause. Nicht weit von demselben lag eine Felsenhöhle. Hierher brachte Wilhelmine den Geretteten, und sprang dann bestürzt zu der in Flammen stehenden Wohnung zurück. Jetzt waren auch die erschrockenen Aeltern mit ihren Kindern herbey geeilt. Mit Anstrengung aller ihrer Kraft suchten sie das Feuer zu löschen; doch es war zu spät.

In wenig Augenblicken war die kleine Wohnung von der wüthenden Flamme gänzlich verzehrt. Traurig, sehr traurig war die Lage der Reding'schen Familie. Ihre erste Sorge gieng indessen dahin, dem blinden

Vater vor der Hand anderwärts ein Unterkommen zu verschaffen. — Wilhelmine bath, daß man ihr die Versorgung des Greises überlassen möchte. „Laßt mich, ihr guten Leute,“ sprach sie zu der Reding'schen Familie: „laßt mich jetzt für euern alten Vater sorgen! Ich nehme ihn mit auf meines Vaters Landguth; dort soll es ihm an nichts fehlen. Ich will ihn an eurer Stelle pflegen und warten. — Nicht wahr, guter Alter, du gehst mit mir, und vertrauest dich mir an? O ich bitte dich darum.“ — Der Greis konnte den Bitten des edlen Mädchens nicht widerstehen. Nach einigen Einwendungen willigte er endlich in das Verlangen desselben, und machte sich, sobald das Gewitter vorüber war, mit seiner jungen Wohlthäterin auf den Weg zu ihres Vaters Landguthe.

Der Weg dahin führte über einige Alpenfelsen, und hatte besonders an einem Orte eine gefahrvolle Stelle, welche für den blinden Greis schwer zu betreten war. Eine Brücke von Baumstämmen führte über eine gefahrvolle Felsenschlucht, in welche sich ein Gebirgsstrom schäumend herab stürzte. Die Brücke selbst lief über einen Wasserkessel, der das strömende Gebirgswasser aufnahm.

Mit klopfendem Herzen und angstvoller Besorgniß für das Leben des Greises näherte sich Wilhelmine dieser gefahrvollen Stelle. Ein einziger Fehltritt konnte hier den Greis ohne Rettung in einen furchtbaren Abgrund hinab stürzen. Wilhelmine schauderte bey dem bloßen Gedanken an diese Gefahr. „Jetzt,“ sprach sie mit bebender Stimme: „jetzt, Walter, halte dich ja recht fest an mich; ich will voran; wir müssen jetzt über die gefährliche Brücke.“ Zutrauensvoll reichte der

blinde Greis seiner so zärtlich besorgten Führerin die Hand, und in wenig Minuten genoß Greis und Kind die Freude, der Gefahr glücklich entgangen zu seyn.

Kaum waren die beyden Wanderer auf sicherm Boden, so sank Wilhelmine auf ihre Knie nieder, und hob die Hände gen Himmel. „Nun, Gott sey Dank, rief sie, daß die Gefahr glücklich überstanden ist!" — „Wohl, edle Seele!" erwiederte der Greis: „Gott wird weiter helfen."

Dieses kindliche Vertrauen ward auch bald mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Kaum war der Greis mit Wilhelminen auf dem Landguthe seines ehemaligen Herrn angelangt, und kaum hatte die edle Tochter ihrem menschenfreundlichen Vater, der nur erst nach Hause gekommen war, das Unglück der Reding'schen Familie erzählt, so both Herr von Bruneck sogleich seine Kräfte auf, der unglücklichen Familie mit Rath und That beyzustehen.

In kurzer Zeit stand wieder ein neues Wohnhaus für sie da. Die benachbarten Dörfer leisteten bey dem Bau desselben thätige Hülfe, und die Reding'sche Familie genoß noch vor dem Eintritt des Winters die Freude, ihren guten Vater und Großvater wieder bey sich zu sehen. Wilhelmine begleitete nebst ihrem edlen Vater den guten Greis, als er in seine neue Wohnung zurückgebracht ward, und fühlte für ihre kindliche Sorgfalt den schönsten Lohn in dem Segen, welchen der fromme Greis für das fromme Mädchen erflehet.

38.

In den abgebrannten Vorstädten Breslau's war eine kranke und bejahrte Wittwe zurück geblieben; der Brand hatte das Hinterhaus, wo sie von aller Welt vergessen lag, verschont, aber sie war nun nahe daran, aus Mangel an Erquickung zu verschmachten. Schon drey Tage hatte die Unglückliche alles entbehrt, und sah ihrem Tode mit Gewißheit entgegen, als sie in ihrer Nähe etwas herum schleichen hörte. Es war ein Baierischer Infanterist, der einen schicklichen Platz suchte, wo einige seiner Landsleute hinter den Ruinen sich postiren könnten, um von da aus mit Musketenfeuer die Belagerten zu beunruhigen. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um sich hörbar zu machen; der Krieger kam herbey, und staunte, sie hier zu finden. Kaum erfuhr er in abgebrochenen Tönen ihre Geschichte, so eilte er auch fort, und kam mit einer stärkenden Suppe zurück, die er und seine Kameraden so eben zur Mittagsmahlzeit sich zubereitet hatten. Mit jener altbaierischen Herzlichkeit, die wieder zu Herzen geht, tröstete er die Arme, und verhieß ihr, alles zu thun, was zur Milderung ihres Schicksals nur möglich wäre.

Die ersten vier Tage wußte er für sie keinen sichern Zufluchtsort, aber jede Stunde, die sein Dienst ihm frey ließ, widmete er der Verlassenen, und theilte nicht nur willig mit ihr seine Nahrungsmittel, sondern verschaffte ihr auch Stärkungen, die dem Geldbeutel eines gemeinen Kriegers hart fielen; ja er ruhte nicht eher, als bis er einen Chirurgus vermocht hatte, den Zustand der Kranken zu untersuchen, und sie mit der nöthigen

Arzney zu versorgen. Späterhin fand er Gelegenheit, sie in einem Dorfe unter zu bringen, das von dem ärgsten Getümmel entfernt war, und wo er das Vergnügen hatte, sie bald gänzlich hergestellt zu sehen.

Fast seine ganze Baarschaft war für diesen edlen Zweck verwendet worden. Die Wittwe — wer möchte es ihr verargen? — konnte bisweilen kaum sich vor der Täuschung verwahren, daß Gott ihr einen Engel gesendet habe. Wenn sie dann die Augen voll heißer Thränen des Dankes auf ihn richtete, sprach er: „Laß es gut seyn! auch meine Mutter ist Wittwe, und verlassen; wer weiß, wie bald sie auch in den Fall kömmt, solcher Rettung zu bedürfen? Dann hoffe ich zu Gott, er werde zu rechter Zeit ihr einen Helfer senden.“

39.

Nach der Schlacht bey Marengo ward ein Oesterreichischer Offizier verwundet nach Allesandria geführt, wo man den Blessirten sieben Klöster eingeräumt oder vielmehr ausgeräumt hatte; denn Tische und Bänke waren sorgfältig weggetragen worden. Die Verwundeten lagen — wenigstens die ersten Tage — in den Zellen, langen Gängen und wohlgepflasterten Höfen, größtentheils auf den bloßen Steinen. Zwar wurden einige Wagen voll Stroh herbey gefahren, aber nur die, welche selbst es holen konnten, bekamen etwas davon; diejenigen hingegen, welche schwere Wunden an den Boden fesselten, mußten der Unterlage entbehren, weil

es an Krankenwärtern fehlte, um ihnen die Streue zu bereiten.

„In dem Bernhardiner-Kloster," so erzählt der obengedachte Offizier selbst, „lagen ohngefähr 1500 Oesterreicher und 40 Franzosen. Ich hatte zwar tiefe, aber eben nicht sehr gefährliche Kopfwunden, und konnte den folgenden Tag noch schon in dem Kloster herum gehen. Im Hofe, nicht weit von der Hauptthüre, sah ich einen Franzosen, der unbeweglich auf dem Rücken lag. Die stechende Mittagssonne (es war im Junius) schien ihm in's Gesicht; seine Suppe, die schon vor zwey Stunden dahin gestellt worden war, stand unberührt neben ihm, und er stöhnte, als ob er heftige Schmerzen fühle. Er hatte einen Säbelhieb im Genicke. Ich fragte ihn, ob er nicht essen wollte? Er suchte seine Augen aufzuschlagen, die Sonne hinderte ihn aber daran, und er antwortete kaum hörbar: „Ach, ich verschmachte; ich habe seit gestern nichts gegessen, da ich mich nicht bewegen kann, und niemand hilft mir." — Ich versuchte, mit dem Löffel ihm etwas Suppe in den Mund zu bringen; es gieng aber nicht, weil ich selbst nur eine Hand brauchen konnte. Meine Wunden am Kopfe hatten mir den linken Arm gelähmt. Nicht weit davon spielten Franzosen Karte, woraus ich schloß, daß sie nicht sehr blessirt seyn mußten. — „Kann mir denn keiner von euch helfen," fragte ich, „eurem armen Landsmanne da, der vor Hunger stirbt, seine Suppe zu geben?" — „Ah ba," sagte einer von ihnen: „wir sind auch blessirt, und der da ist doch verlohren."

„Ich kehrte zu dem armen Menschen zurück, und machte noch einige vergebliche Versuche, ihn zu füttern.

Er konnte aber meinen Bemühungen nicht durch die geringste Bewegung zu Hülfe kommen. Schon stand ich traurig auf, ihn seinem Schicksale zu überlassen, als ein Oesterreichischer Grenadier auf allen Vieren über eine Ecke des Hofes gekrochen kam, und mir, da er sah, daß ich eben weggehen wollte, zu bleiben winkte. Er ruhete alle zwey Schritte aus, und man sah ihm an, daß die Bewegung ihm heftige Schmerzen verursachte. Endlich war er bey mir, faßte, ohne etwas zu sagen, den Franzosen bey der Schulter, und brachte ihn, indem er ihn mit dem Rücken an seine Hüfte lehnte, in eine sitzende Stellung, wodurch es mir möglich wurde, ihm seine Suppe nach und nach einzugeben. Dem Grenadier schien diese Stellung sehr beschwerlich zu seyn; aber er verbiß seinen Schmerz, bis ich fertig war; dann half er mir jenen so legen, daß sein Gesicht der Sonne nicht ausgesetzt blieb, und streckte sich neben ihn hin, weil ihn der Schmerz so sehr erschöpft hatte, daß er nicht gleich nach seinem Platze zurück kriechen konnte."

„Ein herzerhebendes Schauspiel, zu sehen, wie der Leidende dem Leidenden hilft!"

„Wo bist du verwundet, Bruder?" fragte ich ihn; er zeigte mir zwey Schußwunden; eine in der Seite, die andere in dem Schenkel. Ich sah ihn genauer an, und fand, daß er sehr edle Gesichtszüge hatte, und vorzüglich schön gewachsen war. Es fiel mir auf, daß er nicht sprach, und ich fragte ihn um die Ursache. — „Nicks deutsch;" antwortete er. Ich sprach französisch, auch nicht. „Ein wenig italiänisch; ich bin ein Albaneser," sagte er endlich. Als er wieder zurück kroch, begleitete ich ihn bis in seinen Winkel, und fragte ihn,

ob es ihm nicht zuwider wäre, wenn ich auch dort Platz nähme? Er bath mich darum. Wir waren Freunde auf immer.“

„Auf meine Frage, wie er in Oesterreichische Dienste gekommen sey, erzählte er mir seine Geschichte. Sein Vater war ein Kaufmann; er hatte seines Vaters Geschäft betrieben, aber ein unglücklicher Fehltritt im Augenblicke der Leidenschaft begangen (o wie schwer, junge Freunde, büßen wir oft das Vergehen eines Augenblicks!) zwang ihn, mit einem Herzen voll Reue und Selbstbestrafung Aeltern und Vaterland zu fliehen. Lange schweifte der unglückliche Issuf in öden Gegenden umher, bis er endlich halb verhungert zu kaiserlichen Werbern kam, welche ihn zum Soldaten annahmen. — Der arme Issuf schloß seine Erzählung mit den Worten: „ach, hätten mich doch die Franzosen besser getroffen!“ und große Thränen rollten über seine braunen Wangen herab.

„Ich bekam denselben Abend ein heftiges Fieber, und lag mehrere Tage ohne Bewußtseyn. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich Issuf nicht mehr neben mir, und fragte einen Wundarzt, der vor mir stand, wo er sey? Er antwortete mir, der Grenadier, welcher neben mir gelegen hätte, habe ihn vor einigen Tagen im Vorbeygehen angehalten, und durch Zeichen flehentlich gebethen, er möchte sich doch meiner annehmen; er habe mich immer brüderlich gepflegt, und als er ihm sagte, daß mein Zustand gefährlich sey, habe er geweint. Gestern habe man eine Anzahl Verwundeter in neu eingerichtete Spitäler gebracht, und natürlich seyen die dazu gewählt worden, welche den Transport am besten aushalten konnten. Issuf sey in Verzweiflung gerathen, als

man ihm ankündigte, daß er fort müsse. Nachdem er lange vergebens gefleht hatte, man möchte ihn da lassen, riß er endlich — es fehlte mir an Leinwand zum Verbinden — ein Stück von dem Hemde, das er anhatte, und welches sein einziges war, legte es unter meinen Kopf, fragte mich noch, ob ich ihn kenne, und gieng, als ich ihm deutsch und verkehrt antwortete, mit Thränen fort. Der Wundarzt, dessen Gefühl sich durch den häufigen Anblick des menschlichen Elendes verhärtet hatte, schloß seine Erzählung mit den Worten: „Ich begreife halter nicht, wie ein Grenadier so ein altes Weib seyn, und weinen kann!“ — „Das sind Samaritan-Thränen,“ entgegnete ich ihm, „worüber sich die Engel im Himmel freuen, und die sind für die Welt freylich unbegreiflich.“ — Kopfschüttelnd verließ mich der Wundarzt. Das Stück von Issufs Hemde fand ich unter meinem Kopfe, und bewahre es, wie ein Heiligthum. Ich habe bisher durchaus nicht erfahren können, wo der gefühlvolle Albaneser hingekommen ist. Fänd' ich ihn doch wieder!“

40.

Edelsinn und Großmuth.

Die Geschichte Franz Fleury's enthält so viele vortreffliche Beweggründe zur Tugend, und stellt so schöne Beweise auf, wie viele Belohnungen unerschütterliche Redlichkeit, und eine auf ächte Religion gegründete Menschenliebe zur Folge haben, daß sie hier ausführlicher mitgetheilt wird.

Fleury's Aeltern waren Landleute in einer der nördlichen Provinzen Frankreichs, starben aber beyde an einer ansteckenden Krankheit, als ihr kleiner Franz erst vier Jahre alt war. Ein alter Verwandter nahm ihn zu sich; aber auch dieser starb nach einem halben Jahre. Der kleine Junge kannte damals das Elend des Waisenstandes und die Leiden der Armuth noch nicht. Ganz unbekümmert wegen seines künftigen Schicksals folgte er also dem Gerichtsdiener nach, der den Auftrag vom Dorfrichter hatte, ihn, weil kein Waisenhaus da war, auf öffentliche Kosten in Pflege und Kost zu nehmen. Fleury's neuer Pflegevater war ein Mann von roher Gemüthsart und finsterm Aussehen. Kaum war der kleine Waise in sein Haus getreten, bekam er einige Ohrfeigen, weil er sich, vom schnellen Laufen ermüdet, ohne zuvor um Erlaubniß gebethen zu haben, niedergesetzt hatte. Das arme Kind zitterte, da es bisher noch keine solche kränkende Begegnung erlitten hatte. Ein Jahr brachte es bey diesem Unmenschen zu, und in dieser ganzen Zeit vergieng kein Tag, da der arme Junge nicht den Eigensinn und die Härte des Gerichtsdieners erfahren mußte.

Einst mußte er einen Brief nach einem benachbarten Dorfe tragen. Als er unterwegs war, nöthigte ihn ein heftiges Gewitter, unter einem Baume im Walde Schutz zu suchen. In der Dunkelheit, und da er der Gegend ganz unkundig war, gerieth der Kleine vom rechten Wege ab, und nachdem er die ganze Nacht und den folgenden Vormittag vergebens die Heerstraße gesucht hatte, kam er endlich Mittags auf einen Maierhof, wo gerade die Leute unter einer Linde ihr Mittagsmahl einnahmen. Froh, und mit der einnehmendsten

Unschuld und Zutraulichkeit eilte er auf einen der Tischgäste, der zufälliger Weise der Herr des Hauses war, zu, und sagte zu ihm, indem er sein Händchen hin hielt: „Gieb mir auch ein Stückchen Brod, nur ein kleines Stückchen gieb mir; wenn du zu meinem Vater im Himmel kommst, giebt er es dir wieder."

Der Maier, ein guter, redlicher Landmann, hatte Gefühl für diese Sprache der Unschuld, nahm den Verirrten auf, und behielt ihn bey sich.

Sieben Jahre hatte Fleury bey diesem guten Landmanne als Schafhirtenjunge zugebracht, als einst eines Abends, da er seine kleine Heerde in die Hürden treiben wollte, ein Reisender an ihm vorbey ritt. Fleury sieht ihn reiten, und bemerkt, daß demselben etwas Glänzendes entfällt. Schnell läuft er auf die Stelle zu, und findet eine goldene Uhr. Ein alter, lahmer Schäfer, der sich in der Gegend befand, hinkt, da er den Kleinen im Besitze eines Fundes sieht, herbey, und will Antheil an diesem glücklichen Funde haben. Fleury aber behauptete, daß die Uhr dem Fremden zugehöre. Der Schäfer faßt ihn mit der einen Hand am Hirtenkleide, und mit der andern biethet er ihm Geld dar, damit er ihm die Uhr überlasse. „Nein!" sagte Franz zu diesem: „die Uhr gehört weder mir, noch dir; der Fremde muß sie wieder haben."

Unterdessen war der Reiter den beyden Schäfern aus dem Gesichte gekommen. Jetzt reißt sich Fleury vom Schäfer los, treibt eilends seine Schafe in die Hürden, und eilt dem Fremden nach. Er läuft die Nacht hindurch, und kommt mit Tagesanbruch auf die Heerstraße, die ihn nach einigen Stunden in die Stadt führte. Hier sieht er vor einem Wirthshause ein gesat-

teltes Pferd stehen; er vermuthet, daß es dem Eigenthümer der Uhr gehöre, tritt in das Haus hinein, und findet im untersten Zimmer einen schon ziemlich bejahrten Mann, der eben zu Pferde steigen wollte. Es war Herr Perdin, ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen. „Herr!“ sagte Fleury, der vor Anstrengung durch das Laufen nur noch keuchen konnte: „Ihr werdet wohl gestern diese Uhr verlohren haben; ich fand sie, und lief euch so lange nach, bis ich euch jetzt erreicht habe.“ Der Fremde stellte sich, als ob er von nichts wisse, und sagte zum Kleinen, er müsse sich in seiner Person irren. „So muß ich nun den rechten Mann aufsuchen,“ antwortete er hierauf, und wollte eilends hinaus laufen. Diese außerordentliche Redlichkeit setzte den Fremden in Erstaunen. „Wer bist du, mein Sohn?“ fragte er ihn freundlich, und streichelte ihm das Kinn. — „Ich bin ein Schäfer. — „Wer ist dein Vater?“ — „Er ist nun droben bey den Engeln, und meine Mutter auch.“ — „Hast du Verwandte?“ — „Ach ja, Herr!“ — Hier wollte Fleury, nachdem er dem Herrn Perdin die Uhr übergeben hatte, ob er gleich ganz hungrig und erfroren war, zur Thüre hinaus eilen; aber der Fremde hielt ihn. — „Laßt mich!“ sagte Fleury ängstlich: „ich habe in der Eile das arme Vieh verlassen; es ist hungrig; ich hab's noch nie hungern lassen.“ — „Du bist vielleicht noch hungriger, guter Knabe!“ Und nun wollte ihm der Fremde etwas von dem auf dem Tische stehenden Morgenbrode geben. Fleury benützte diesen Augenblick, und lief, ohne Belohnung zu erwarten, mit so schnellen Schritten fort, daß der Fremde, der ihm eine Strecke nachfolgte, ihn gar bald aus dem Gesichte verlohr. Gegen Mittag war Fleury wieder bey seiner

Schafhürde, die er aber leer fand. In voller Angst eilt der gute Junge nach Hause. „Herr!“ rief er, indem er den Maier erblickte: „straft mich, ich war untreu; aber es ist nicht meine Schuld; unser Schulmeister hat es zu verantworten, der hat uns Kindern oft in der Schule gesagt: fromme Menschen müßten das Gefundene nicht behalten. Ich kann nichts dafür, daß der Herr so geschwind ritt.“

„Das kannst du auch nicht, guter Knabe!“ Mit diesen Worten trat Herr Perdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube, und weil er sah, daß der Maier einen Stock in der Hand hatte, so gieng er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „Schlagt mich, guter Vater, nicht den Knaben; denn ich habe ihn verführt.“ Er erzählte hierauf dem Bauer die ganze Sache, und hielt so lange mit Bitten an, bis er ihm den jungen Schäfer überließ. Nachdem er diesen hatte ausruhen lassen, und den Bauer beschenkt hatte, nahm er den Knaben mit sich auf's Pferd, und brachte ihn in sein Haus. Hier ließ er den gefundenen Waisen sogleich kleiden, und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bey welchem der brave Jüngling in kurzer Zeit in guten Sitten sowohl, als in den Kenntnissen eines Kaufmanns bewundernswürdige Fortschritte machte.

Gleich von der ersten Stunde an gewöhnte er sich an die genaueste Ordnung in seinen Geschäften. Er stand täglich, im Winter und Sommer, um fünf Uhr auf; nachdem er sich gewaschen hatte, verrichtete er sein Gebeth, und las ein Stück aus der heiligen Schrift, oder aus der Moral des la Placette. Hierauf machte er abwechslungsweise einen französischen oder deutschen Aufsatz, den er sich von seinem Lehrer verbessern ließ.

und dann gieng er in's Komptoir, wo er in müßigen Augenblicken in einer der besten französischen, deutschen oder englischen Schriften las. Des Abends, nach geschlossenem Komptoir, übte er sich auf dem Klaviere, rechnete einige Exempel, und beschäftigte sich auf's neue mit Lesung nützlicher Bücher. Diese edlen Beschäftigungen bewahrten ihn vor so manchen Fallstricken, in welche die unerfahrene, leichtsinnige Jugend leider so leicht geräth, insbesondere vor Verschwendung, Unkeuschheit und böser Gesellschaft; sie verschafften ihm nach und nach eine edle Charakterstärke, und erwarben ihm die Liebe seines Herrn.

Einst war dieser nach Bordeaux gereiset. Unterdessen verlangte ein unbekannter Bedienter eine Portion von einem sehr heilsamen Pulver wider den Staar, das Herr Perdin als ein Arkanum besaß, und Jedermann, der es verlangte, umsonst überließ. Nach einigen Tagen brachte eben dieser Bediente ein versiegeltes Papier, worin 200 Louisd'or für Herrn Perdin und 50 für Fleury befindlich waren. Fleury legte zwey von seinen eigenen Goldstücken in eine Lotterie, und gewann noch vor Ankunft seines Herrn das größte Loos mit 2000 Louisd'or. Kurz nach diesem glücklichen Tage kam Herr Perdin nach Hause, und fand nach seiner Ankunft 2248 Louisd'or auf seinem Tische liegen, welche ihm sein treuer Fleury sämmtlich überlieferte. Diese schöne Handlung und die während seiner Abwesenheit ungemein redlich geführte Verwaltung der Geschäfte gewannen dem Fleury das ganze Herz seines Prinzipals. Er flog in die Arme seines Lieblings, drückte ihn an seine Brust, schob ihm die Summe zurück, und schenkte ihm — denn er war sehr reich — noch eine gleiche

Summe dazu; zugleich sorgte er dafür, daß Fleury sein Kapital mit gutem Vortheil in eine Bank niederlegen konnte.

Statt bey diesem unvermutheten Glücke stolz oder nachläßig zu werden, setzte der fromme Jüngling seine bisherige Lebensart unausgesetzt fort, sorgte mit gleicher Gewissenhaftigkeit für das Interesse seines Herrn und für die immer größere Vervollkommnung seiner eigenen Geschicklichkeit. Dies hatte die Folge, daß ihm sein Prinzipal das uneingeschränkteste Vertrauen schenkte, und ihm nun sein sämmtliches ansehnliches Vermögen unter die Hände gab, ohne sich je merken zu lassen, daß er Rechenschaft von ihm forderte. Dies wußte ein junger Kaufmann, mit welchem Fleury zuweilen Geschäfte abzumachen hatte. Weil dieser junge Mensch seiner Liederlichkeit wegen bankerot geworden war, so hoffte er, den Liebling des Herrn Perdin durch allerley Künste zu seinem Vortheile einnehmen zu können. Dieser, schon als Knabe ein Muster der Redlichkeit, ließ sich durch nichts in der Welt zur Untreue verleiten, und wies seinem Verführer mit der ernsten Miene der beleidigten Rechtschaffenheit und im männlichen Tone des zürnenden Muthigen die Thüre. Einst war Fleury des Abends ganz allein auf seinem Zimmer, und beschäftigte sich mit Lesen, als dieser junge Kaufmann schnell in's Zimmer trat, ihm eine Pistole auf die Brust setzte, und von ihm verlangte, daß er einen Wechsel von 5000 Louisd'or mit Perdins Namen unterschreiben sollte. „Schieß zu, Unglücklicher!" schrie Fleury: „ich fürchte den Tod nicht, wenn ich das Leben mit Schande erkaufen soll." Die Miene, mit der Fleury bey diesen Worten den Meuchelmörder anblickte,

hatte Heldenkraft; sie war ganz der Muth eines edlen Herzens, und traf den Bösewicht — denn jeder Lasterhafte wird feig, wenn er die Tugend zur Gegnerin hat — so glücklich, daß der Mörder das Gewehr fallen ließ, das nun auf der Erde losgieng, und dem guten Fleury einen Streifschuß am Beine beybrachte.

Kaum war der Schuß geschehen, als Herr Perdin, der indeß nach Hause kam und den Knall gehört hatte, in's Zimmer trat. Er erstaunte, wie er einen Fremden erblickte, der sich sogleich vor ihm niederwarf, und seine Kniee umfaßte. Fleury, den Perdins plötzliche Erscheinung ebenfalls sehr überraschte, hoffte dadurch, daß er dem Herrn Perdin sagte, der Fremde habe ein Paar Pistolen verkaufen wollen, und die eine wäre, weil sie geladen gewesen, unvermuthet losgegangen, zum Besten seines Beleidigers zu wirken; und beynahe hätte Fleury's gutes Herz den Mörder vor dieser Schande gerettet, wenn nicht Herr Perdin denselben genau angesehen, und das Verbrechen auf seinem Gesichte gelesen hätte. Nun erzählte Fleury die ganze Sache, fiel aber zugleich seinem Prinzipal zu Füßen, und bath ihn, dem Unglücklichen zu verzeihen. Herr Perdin zog seine Schreibtafel aus der Tasche, und zog einen Wechsel von 1000 Thalern heraus, den er dem Unglücklichen gab, ohne ein Wort dabey sprechen zu können, und Fleury faßte seinen Mörder mit der einen Hand bey'm Arme, mit der andern zeigte er zum Himmel. „Gehe hin, Unglücklicher, sagte er, und versuche, ob du dich mit dem dort oben auch versöhnen kannst.“

Diese vortreffliche Handlung Fleury's war zu groß, als daß Perdins Herz sie blos mit Wohlthä-

tigkeit belohnen zu können glaubte. Gern hätte er die ganze Stadt herbey gerufen, um jedem Menschen zu sagen, wie glücklich er durch den Besitz des frommen Fleury sey. Allein er durfte jenen Elenden nicht unglücklich machen, und begnügte sich damit, seinen Liebling in seinem Testamente zum künftigen Besitzer aller seiner Reichthümer einzusetzen. Noch jetzt verschwieg er ihm dies ihm zugedachte Glück; sein Geburtstag, der in einigen Monathen einfiel, sollte dem trefflichen Jünglinge diese Freude schenken, und zugleich das Fest glänzender machen.

In der Zwischenzeit wollte nun Perdin, der, obgleich schon in einem Alter von 70 Jahren, es doch noch immer für seine Pflicht hielt, durch beständige Thätigkeit nützlich zu seyn, eine Reise nach Lissabon machen, gieng auch wirklich dahin ab, und nahm in der freudigsten Hoffnung, daß er zeitig genug wieder zu Hause seyn würde, von seinem Lieblinge Abschied. Fleury, der es kaum erwarten konnte, seinen gütigen Herrn wieder zu sehen, eilte am Tage, da Perdin wieder einzutreffen gehofft hatte, nach dem Hafen bey Wadyk. Allein er mußte diesmal traurig wieder nach Hause gehen, und diesen Gang hatte er unter wechselseitigen süßen Erwartungen und traurigen Ahnungen schon 14 Tage nacheinander gethan. Noch immer begleitete ihn die Hoffnung zum Hafen, als eines Tages einer der Matrosen seines Prinzipals mit der traurigsten Miene in's Komptoir kam, und ihm meldete, daß das Schiff auf seiner Rückreise untergegangen sey, und daß er blos nebst dem Küchenjungen sich auf einem Brette gerettet habe. Fleury's Schmerz war unbeschreiblich, und zog ihm eine gefährliche Krankheit zu.

Unterdessen kam das Gerücht von diesem Unglücke auch Perdins einzigem Bruder, der ein Kaufmann war, zu Ohren. Dieser lief sogleich nach seines Bruders Hause, öffnete, ohne daß der kranke Fleury etwas gewahr wurde, mit Gewalt das Schreibepult des Verunglückten, nahm dessen Schriften heraus, und ließ hierauf alles versiegeln. Unter den Schriften befand sich auch das Testament, nach welchem Fleury Universal-Erbe war. Dieses verbrannte er, und seine Tücke erfand zugleich das Mittel, die dabey gebrauchten Zeugen zu seinem Vortheile zu bestechen. Hierauf setzte er sich in Besitz der sämmtlichen Güter seines Bruders, und der kranke Fleury mußte seine Stelle aufgeben. Dieser miethete sich nun ein kleines Zimmer in einer einsamen Straße, mit dem Vorsatze, nach seiner Genesung diesen für ihn jetzt so traurigen Aufenthaltsort zu verlassen.

Einst saß er einsam und traurig auf seinem Zimmer, so ganz mit dem Bilde seines ihm unvergeßlichen Wohlthäters beschäftigt, als er unvermuthet in seinen Betrachtungen durch den Empfang eines Briefes gestört wurde, an dessen Aufschrift er sogleich erkannte, daß er von seinem Herrn und Freunde Perdin kam. Fleury, vor Freude ganz entzückt, erbrach ihn schnell, las, küßte ihn, las ihn auf's neue, und drückte ihn an seine Brust. Perdin war, wie er aus diesem Briefe fand, zwar noch am Leben, befand sich aber freylich in einer Lage, die nicht viel besser war, als der Tod. Er schmachtete zu Algier in der Sklaverey; und nur eine Summe von 6000 Reichsthalern konnte ihn seinem treuen Fleury wieder schenken. In fliegender Eile rannte dieser Redliche durch die Straßen, um sein nie-

dergelegtes Kapital, das ihm eigenthümlich zugehörte, zu holen. Und in Zeit einer Stunde hatte er schon dafür gesorgt, daß es sammt den Zinsen seinem unglücklichen Wohlthäter zugeschickt werden konnte. Kaum hatte Fleury nach seiner Zuhausekunft angefangen, sich den entzückenden Auftritt, den ihm der neue Besitz seines Pflegevaters schenken würde, in seiner Einbildungskraft auszumalen, als zwey Gerichtsdiener in sein Zimmer traten, und ihn in's Stadtgefängniß mit sich führten, wo er in Ketten gelegt wurde. Der obgedachte Bruder seines Prinzipals, ein Mann, der eben so geizig, als hinterlistig und grausam war, hatte ihn nämlich angeklagt, daß er heimlich noch Kapitalien seines Bruders in Händen habe. Der Matrose, der die Nachricht von Perdins Tode ausgesprengt hatte, war bestochen worden, und da dieser über die Richtigkeit seiner Aussage einen Eid ablegte, so wurde Fleury von dem Gericht für schuldig gehalten. Schon lag er zwischen den schrecklichen Folter-Instrumenten, die eine genaue Angabe der noch in seinen Händen sich befindenden Kapitalien erpressen sollten, als sein Freund und Wohlthäter Perdin in's Gefängniß trat. Bald umarmte Perdin Fleury's Kniee, und sank dann unmächtig auf seinen Liebling hin, bald schlangen sich Fleury's Arme um seinen wieder gefundenen Beschützer, und sein ganzes Herz flog aus seinem schmachtenden Blicke in Perdins thränendes Auge hinüber.

Nach zwey Jahren starb der fromme Greis. Fleury, der nun Herr von drey Tonnen Goldes war, schenkte den dritten Theil dieser Summe sogleich dem Bruder seines Herrn, der auf Lebenszeit zum Zuchthause verdammt worden war; denn von der verdienten Todes-

Strafe war er auf Fleury's und Perdins anhaltende Fürbitte befreyet worden; eine fernere große Summe ließ der gütige Erbe den Hausarmen baar auszahlen, und ein anderes Kapital legte er nieder, damit die Zinsen davon jährlich an Nothleidende vertheilt würden. Endlich gab er noch 50,000 Thaler zur Erbauung eines Waisenhauses her.

Schon als Knabe und Jüngling war Fleury bey Jedermann beliebt, denn Redlichkeit und Demuth haben ihre Belohnung unmittelbar zur Seite; jetzt aber schätzten ihn alle Einwohner in und um Dünkirchen, und nie wurde sein Name genannt, ohne gesegnet zu werden. Er starb, ohne die schreckenvolle Seite des Todes zu empfinden, an einem Schlagflusse, im neunzigsten Jahre seines Alters; eine ausgezeichnete schöne Reihe von Jahren, die ihm seine rechtschaffene und geordnete Lebensart geschenkt hatte. Das Gerücht, oder vielmehr die Wehklage der Armen trug die Nachricht von dem Tode dieses großen Menschenfreundes von Wohnung zu Wohnung, und wo man einen Menschen erblickte, da sah man ihn die Hände ringen und den vortrefflichen Fleury beweinen; wirklich sind wohl selten aufrichtigere Thränen geflossen, als jene, die diesen Menschenfreund betrauerten.

Bey seinem Tode befanden sich in dem von ihm gestifteten Waisenhause bereits 31 Knaben und 20 Mädchen; sie giengen, sämmtlich schwarz gekleidet, vor der Leiche ihres Vaters — so nannten sie den frommen Fleury — her, und streueten Blumen auf den Weg.

41.

Edelmuth und Edelmuth.

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren starb ein Offizier auf der Insel Jamaika. Der Mann war ein Hochspieler. Bittere Erfahrungen machten ihn nicht klug. Die Spielsucht brachte ihn um sein Vermögen, und er hinterließ nach seinem Tode eine Frau mit vier Kindern in größter Armuth. Mißmuthig blickte sie in die Zukunft. Zum Glücke hatte sie reiche Aeltern in England; aber Jamaika war zu weit von England entfernt, als daß ihr so bald geholfen werden konnte. Indessen beschloß sie, Kingston zu verlassen und nach London zu reisen. Sie schrieb ihren Aeltern, erwartete mit Sehnsucht Reisegeld, und behalf sich in der Zwischenzeit so kümmerlich mit ihren Kindern, als sie konnte.

Es war ein lieblicher Morgen. Ihr wurde ängstlich in der Stadt. Sie verließ ihre schwermüthige Wohnung, spazierte in das Feld, und versuchte, ihr unruhiges Herz durch den Anblick der schönen Natur umzustimmen. Außer der Stadt saß ein Neger am Wege, der seine Geschwüre verband, und sie um ein Almosen bath. Sie gieng vorbey, als wenn sie die Bitte des Unglücklichen nicht gehört hätte. Der Neger war ein ehrwürdiger Greis, und aus seinem Auge sprach ein weiches Herz. Der gute Mann mag viel leiden, dachte sie auf dem Wege: alt, arm und voll Wunden! Sie blieb bedenklich stehen; aber sie hatte nichts, was sie ihm hätte geben können, als ein Stückchen Morgenbrod, das sie bey'm Spaziergange essen wollte. Viel-

leicht ist dem Manne mit einem Bissen geholfen! Sie brach es entzwey, und kehrte um: „Hier, armer Mann! ich kann euch sonst nichts geben; denn ich bin eine dürftige Wittwe mit vier Kindern.“ Der Neger dankte herzlich, und sie gieng ihren Weg. Die Wittwe fand sich ruhiger.

Nach einigen Tagen wiederholte sie ihren Spaziergang; aber da saß eben der Neger wieder am Wege. Sie wollte ausweichen. Der Neger wurde sie gewahr. Er rief ihr leise nach. Sie hörte ihn nicht. Er rief so laut, daß sie seine Stimme vernehmen konnte. Sie hörte die Stimme, und wandte sich um. Jetzt sah sie, daß der Mann aufstehen und ihr entgegen kommen wollte, aber daß er es seiner wunden Glieder wegen nicht konnte. Sie gieng also zu ihm, und wollte hören, was er ihr zu sagen hätte. Und was hatte ihr der arme Mann zu sagen?

„Frau! Sie theilten mir jüngst von Ihrem Brode mit, und hungerten vielleicht selbst. Der Bissen war köstlich für meinen Magen; aber er war es nicht für mein Herz: denn ich dachte über Ihren Zustand und die vier kleinen Kinder nach. Schnell mischte sich Wehmuth mit der Freude. Ich fühlte es, daß ich die Gabe nicht hätte annehmen sollen, die ich ohne Trübsinn nicht verzehren konnte. Seit dieser Zeit kam ich jeden Tag bey'm frühen Morgen auf diesen Platz, weil ich glaubte, daß ich Sie wieder sehen könnte; und nun bin ich endlich so glücklich — er sah sich um — nein, kein Zuschauer belauscht mich, und die stolzen Reichen, die mich so oft mit Härte abweisen, können mir diesmal keinen Vorwurf machen. Gute Frau! nehmen Sie diesen Beutel. Sie werden acht und zwanzig Doppel-

Louisd'or darin finden. Dieses Geld ist mein ganzer Reichthum. Es wird mir doch nicht am Nothwendigen mangeln. Meine Gebrechlichkeit weckt die Vorübergehenden zur Theilnahme. Im Nothfalle kann ich um Almosen bitten. Ihre Schüchternheit und Ihr düsterer Blick sagt es mir, daß Sie das nicht können."

Die Frau war überrascht, staunte über das Geschenk eines armen Negers, dessen Elend sie beseufzte, und noch mehr über die Gutherzigkeit eines schwachen Greises, der seinen täglichen Unterhalt erbetteln mußte. Sie nahm das Geld nicht. „Wie seyd ihr zu dieser Summe Geldes gekommen?" fragte sie. — „Theils durch Arbeit, und theils durch das thätige Mitleid guter Leute. Stören Sie mir meine Freude nicht, und nehmen Sie das Geld!" — „Die Freunde meines verstorbenen Mannes, antwortete sie, haben mir gestern Unterstützung versprochen, bis ich Briefe von London erhalten werde. Blickt in die Zukunft, edler Mann! Eure Beulen und Wunden könnten euch in eine Lage versetzen, in der ihr außer Stande wäret, euer Brod zu erbetteln. Wie kummervoll würdet ihr euch behelfen müssen!"

„O, Frau! dann wird mich das große Wesen nicht verlassen, das Alles, was lebt und schwebt, so liebevoll erhält."

„Aber wie war es möglich, daß der Herr, dem ihr gedienet habt, für einen Mann von dieser Denkungsart nicht menschlicher sorgen konnte?"

„Ich alter, kranker Mann konnte nicht mehr arbeiten. Vier und fünfzig Jahre gewann ich ihm sein Brod in einer Zuckerpflanzung. Durch übertriebene Anstrengung zerstörte ich meine Gesundheit. Ich fieng

zu kränkeln an, und mein Körper wurde siech. Der Herr war reich, und hätte mir leicht ein Gnadenbrod mittheilen können; aber er fand es vortheilhafter für sich, wenn er mir die Freyheit schenkte, und jagte mich fort. Indessen habe ich noch nie große Noth gelitten. Im Herzen, Frau! oder nirgends ist die Quelle der Zufriedenheit. Es komme also, was da wolle. Ich denke sogar, daß der Abend meines Lebens heiterer als der Morgen seyn werde. Mein Vertrauen auf Gott steht fest, wie ein Fels, und ich fürchte für die Zukunft nichts. Doch, ich will Ihnen mit meiner Erzählung nicht mehr lästig seyn. Nehmen Sie, ich bitte, nehmen Sie!"

Nun kämpfte Edelmuth mit Edelmuth. Endlich versicherte ihn die Frau, daß sie seine großmüthige Handlung nicht verkenne, und Zuflucht bey seiner Freygebigkeit suchen werde, wenn sie ihre reichen Aeltern in England nicht unterstützen würden, drückte dem Neger traulich die Hand, und sagte mit Thränen der Rührung: „O Gott, was für gute Menschen hast du in unserer Welt!"

42.

Die edelmüthige Wohlthat.

Ein junger Mensch, den der Geschichtschreiber Robert nennt, fuhr im Hafen zu Marseille, einer großen Handelsstadt in Frankreich, an einem Sonntage mit einem Kahne auf und ab, um Leute, die am Ufer

standen, zu einer Spazierfahrt zu reizen. Es kam ein Herr, welcher in den Kahn stieg. Robert begann sein Fuhrwerk.

Unbekannter. Wer sind Sie?

Robert. Ich bin kein Seemann, wie Sie aus meiner Kleidung sehen. Ich schiffe aber auch nur an Sonn- und Feyertagen hier, weil ich mir sonst nicht so viel verdienen kann, als ich verdienen muß, wenn sich das harte Schicksal ändern soll.

Unbek. Wenn sich das harte Schicksal ändern soll? Fahren Sie zu, und erzählen Sie mir etwas vom harten Schicksale.

Robert. Ach, mein lieber Vater ist ein Gefangener.

Unbek. Ein Gefangener?

Robert. Ja, leider, und ich möchte ihn gerne loskaufen.

Unbek. Warum ein Gefangener?

Robert. Er trat mit einem Manne, der nach Smyrna in die Türkei handelte, in Gesellschaft, setzte sich in's Schiff, das mit Waaren beladen war, und gerieth auf seiner Reise den Seeräubern in die Hände. Jetzt ist er zu Tetuan, im Königreich Fez, Sklave, und soll 2000 Thaler für seine Freyheit bezahlen. — Gott! wie sollten meine Mutter, meine zwey Schwestern und ich 2000 Thaler aufbringen! Wir arbeiten uns beynahe zu Tode, und leben nur von Wasser und Brod, aber 2000 Thaler! Ich habe deswegen diesen Kahn gemiethet, um an den Sonn- und Festtagen, die mir zur Ruhe gegönnt sind, mit meiner Schiffahrt ein Stück Geld zu erringen, daß wir eher zu unserm Zwecke kommen, aber Herr, 2000 Thaler! — Ich wollte an

meines Vaters Stelle treten. Schon war meine Reise beschlossen; aber meine Mutter hielt mich zurück, meynte, daß ich seine Befreyung auch um diesen Preis nicht bewirken könnte, und schalt meinen Entschluß ein gefährliches Wagestück.

Unbek. Können Sie mir den Mann nennen, dessen Sklave Ihr Vater ist?

Robert. Das kann ich nicht; aber so viel weiß ich, daß mein Vater noch lebt, und daß sein Herr die Aufsicht über die königlichen Gärten hat.

Unbek. Wie heißt Ihr Vater?

Robert. Er heißt Robert, und ist zu Marseille zu Hause.

Unbek. Robert, aus Marseille, Sklave bey dem Aufseher der königlichen Gärten in Tetuan. (Er schreibt mit dem Bleystifte in seine Schreibtafel.)

Robert (unter Thränen). O des schrecklichen Schicksals, mit dem ein Mann kämpft, der mir ein so lieber Vater ist!

Unbek. Beruhigen Sie sich, und vertrauen Sie auf Gott. Bewahren Sie aber auch Ihr gutes Herz und Ihren edlen Sinn. Vielleicht! — Jetzt fahren Sie an das Ufer.

Der Unbekannte steckte ihm einen Geldbeutel in die Tasche, und sprang eilig aus dem Kahne.

Robert, eben so gerührt als überrascht, blickte mit seinen nassen Augen gen Himmel, und sah den Unbekannten nicht mehr, als er ihm danken wollte. Im Beutel waren sechszehn Pistolen (eine Goldmünze, die nach unserm Geldwerthe 8 fl. 50 kr. gilt), und zehn Thaler Silbergeld.

Es vergiengen einige Monathe; die Mutter mit

dem Sohne und ihren Töchtern saßen Mittags bey ihrer Brodsuppe, und welch ein Anblick! Vater Robert trat wohlgemuthet in die Stube. Frau und Kinder sahen ihn wie eine Erscheinung vom Himmel an, konnten kein Wort sprechen, und saßen wie versteinert da. Robert schloß sie wechselsweise in seine Arme, und rief: „Dank dir, Mutter! Dank euch, Kinder, für die Freyheit, die ihr eurem Vater so theuer erkauft habet!“ Nun erzählte er die Geschichte seiner Gefangenschaft. „Aber,“ fragte er endlich: „saget mir doch, wer war der edelmüthige Theilnehmer meiner Leiden, der euch das Lösegeld vorgeschossen, und noch überdies die Kosten meiner Reise und der neuen Kleider, die ich am Leibe habe, bestritten hat?“ — „Ich vermuthe, daß er hier in der Stube ist,“ antwortete die Mutter, und warf einen zärtlichen Blick auf ihren Sohn: „Robert hat ohne Zweifel gute Leute um Unterstützung angesprochen, welche die Summe Geldes voll gemacht haben, die wir ungeachtet unserer Arbeitsamkeit und des kümmerlichen Unterhaltes nicht ersparen konnten.“ — „Ei doch,“ erwiederte der Vater: „und du verbargst die kindliche Liebe gegen mich vor deiner Mutter?“

„Vater,“ antwortete der Sohn: „ich bin euer Befreyer nicht. Gewiß ist es der Unbekannte, der mir auf dem Kahne einen Beutel mit Geld in die Tasche steckte. Sie wissen das, Mutter, denn ich habe Ihnen die Münzen gezeigt, und die Fragen wiederholt, die er meines Vaters wegen an mich gestellt und in seiner Schreibtafel aufgezeichnet hat. Aber er soll Zeuge unserer Freudenthränen seyn, der Schutzengel meines Vaters. Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich ihn entdeckt habe.“

Der junge Robert durchforschte alle Gassen und Plätze der Stadt, aber er fand ihn nicht. Erst nach zwey Jahren traf er ihn von ungefähr auf einem Spaziergange, nahe am Hafen an. Rasch gieng Robert vorwärts, und betrachtete ihn eine Weile, ohne daß es der Unbekannte bemerkte. Er konnte die Fülle der Freude nicht länger mehr in seinem Herzen verschließen, lief mit offenen Armen auf ihn zu, und rief: „Dank Ihnen, edelmüthiger Menschenfreund!“

Unbek. (erschrocken). Guter Junge, ich kenne Sie nicht, und bin hier ein Fremdling. Sie werden sich an meiner Person irren.

Robert. Ich mich irren? Irren an der Person meines Wohlthäters, der mir vor zwey Jahren hier im Hafen einen vollen Geldbeutel geschenkt hat? Irren an dem Befreyer meines Vaters, der ihn von der Sklaverey in Tetuan losgekauft, und eine unglückliche Familie dadurch von ihrer Armuth und ihren Kümmernissen gerettet hat? O kommen Sie doch, ich bitte, kommen Sie mit mir in die glückliche Wohnung meiner Aeltern, empfangen Sie die wärmsten Beweise ihrer Dankbarkeit persönlich, und trocknen Sie ihre Thränen, die sie so oft weinen, weil sie ihren Wohlthäter nicht kennen!

Unbek. Ich bitte, schweigen Sie, und beschämen Sie mich doch nicht vor aller Welt;

Robert war vor Freude halb außer sich, und schwieg nicht. Es versammelte sich eine Menge Leute, die dieser Auftritt herbey gelockt hatte. Der Unbekannte wand sich plötzlich aus Roberts Armen, und verschwand so schnell unter dem Haufen des Volkes, daß man keine Spur mehr von ihm auffinden konnte.

Der Edle war — Montesquieu, der als gelehrter Schriftsteller in ganz Europa berühmt ist. Nach seinem Tode entdeckte ein Zufall seinen Namen.

43.

Der Biedermann.

In den stürmischen Zeiten der Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner Gattin und seinen Kindern entrissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt nach Paris in den Palast von Luxemburg, wo damals die Guillotine oder Köpfmaschine aufgestellt war, gebracht zu werden. Einst um Mitternacht rief man ihn auf einen Platz, auf dem er eine leider nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Angstvoll stellte sich Adam in einen Winkel, und dachte an den schrecklichen Augenblick, in dem seine Gattin und seine Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden.

Er fühlte plötzlich einen sanften Schlag auf die Schulter, sah sich um, und ein kleiner dicker Mann bath ihn um seinen Namen. — „Ich heiße Adam." — „Richtig!" antwortete der Mann: „so habe ich mich nicht geirrt. Ich suchte dich eben. Du bist ein Thor, daß du dich in die Reihe derjenigen stellest, die bald in die andere Welt wandern müssen. Geh nach Hause und schlaf aus!" — „Ich kenne dich nicht," erwiederte Adam: „aber dein Scherz ist eben so unzeitig

als grausam; laß mich!“ — „Nein, nein!“ rief der kleine Mann mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit: „wisse, mich, nicht dich wollen unsere Bürger schlachten lassen; auch ich heiße Adam, wie du dich nennest; und ein Schurke müßte ich seyn, nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beyden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte.“

Der unglückliche junge Mann hatte auf die letzten Worte des Unbekannten beynahe gar nicht mehr gemerkt, denn der Kummer bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Mittlerweile erschien der Kommissär, mit der Todten-Liste in der Hand. Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen.

Jetzt erscholl der Name: Adam! — „Was für einer?“ fragte der kleine Mann: „es giebt deren zwey hier.“ — Adam, der Schiffskapitän!“ antwortete der Kommissär. — „Siehst du nun, wer gemeint ist?“ sagte dieser, indem er seinen Namens-Verwandten bey'm Rocke zurück zog: „Bürger Kommissär! ich bin dieser Adam. Befiehl diesem andern Adam, sich nach Hause in's Bett zu begeben. Der alberne Mensch hätte beynahe den unbesonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle umbringen zu lassen.“

Die Empfindungen, die das Herz des Geretteten durchdrangen, lassen sich nicht ausdrücken. Ganz betäubt vor Freude und Schmerz, umarmte Adam den edlen Schiffskapitän, der zwölf Stunden nachher enthauptet wurde.

44.

Die Freundschaft.

Roger, ein Franzos, und Antonio, ein Spanier, geriethen in die Sklaverey zu Algier. Sie kannten sich nicht eher, als bis sie mit einander zu einem Straßenbaue bestimmt wurden, der durch einen Felsenberg zu der Seeküste führte. Lange verschlossen sie ihre trüben Gedanken in ihrer Seele, bis sie fanden, daß ihre Herzen gleich gestimmt waren; und nun erst wurde ihr Umgang vertraulich. Sie äußerten ihre Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, trösteten sich in ihrem Unglücke und weinten oft über ihre Drangsale, wenn kein unbarmherziger Aufseher zugegen war.

Es war ein heiterer Tag, und man sah weit in die See hinaus, als Antonio ein Schiff in der Ferne erblickte. „Robert!" sagte er leise: „sieh dort, sieh ein Schiff!"

Roger. Ach ja!

Anton. Wollen wir uns nicht von diesem Felsen in's Meer stürzen, und nach dem Schiffe schwimmen, wenn es näher an die Küste käme?

Roger. Guter Antonio, ich kann nicht schwimmen.

Anton. Aber ich kann es. Du hältst dich an meinem Gürtel fest, und meine Kräfte reichen zu, uns beyde zu retten.

Roger. Ein verzweifeltes Wagestück!

Anton. Kein Wagestück, wenn Freundschaft die Kräfte in Thätigkeit setzt, die in ihr liegen.

Roger drückte ihn an sein Herz und weinte.

Anton. Muth, Roger, keine Thränen! Die Zeit ist kurz; entschließ dich!

Roger. Ich bin weniger unglücklich, wenn du glücklich werden kannst. Ich bleibe Sklave. Lebe wohl, und vergiß deines Freundes nicht, wenn du einst glücklich bist.

Anton. Nein, Roger, nein! Ich kann ohne dich nicht glücklich werden. Entweder will ich mit dir leben, oder sterben. Unter diesen Worten umklammerte er mit beyden Armen seinen Freund Roger, und stürzte sich mit ihm in die Meeresfluthen.

Kaum nahmen die Aufseher den Sturz der beyden Sklaven wahr, setzten sie sich in ein Boot, und verfolgten sie.

Die Seeleute auf dem Schiffe sahen das Boot, und vermutheten ein widriges Ereigniß. Als sie aber die Schwimmenden bemerkten, ließen sie auf der Stelle auch ein Boot auslaufen, und eilten ihnen entgegen. Auf einmal verschwanden die Schwimmenden. Roger glaubte, daß er seinen Freund hindern könnte, den Verfolgern zu entfliehen; er wollte sich also den Wellen preis geben, um wenigstens seinen Freund zu retten, zog seine Hand vom Gürtel zurück, an dem er sich bisher festgehalten hatte, und sank unter. Blitzschnell folgte ihm Antonio unter den Wellen nach, erreichte seinen Arm, und riß ihn wieder zur Oberfläche des Wassers herauf. Durch diese Anstrengung wurde er so sehr entkräftet, daß er beynahe nicht mehr weiter schwimmen konnte. Aber seine Retter waren nicht mehr ferne. Sie riefen ihm Muth zu. Die Hoffnung der nahen Erlösung belebte ihn, und das Wagestück gelang. Antonio griff nach dem Seile, das ihm seine Retter

zuwarfen, und wurde mit seinem Freunde, den er mit dem linken Arme umschlang, in das Boot, und vom Boote in das Schiff geschleppt; und die Aufseher konnten sie nicht mehr einholen.

Da lagen sie ohnmächtig vor den Füßen ihrer Retter. Antonio wurde bald wieder zum Bewußtseyn gebracht, aber Roger rang mit dem Tode. Kaum sah Antonio mit starrem Blicke um sich, so entdeckte er Rogers Todeskampf. „Laßt mich!“ stammelte er mit gebrochener Stimme: „und helft meinem Freunde!“ Aber man half Beyden.

Die Bemühungen des geschickten Schiffs-Arztes blieben nicht fruchtlos, und Rogers schwacher Lebensfunke wurde mächtig angefacht. Nach einigen Wochen kam Antonio in seiner Heimath zu Kadix, und Roger zu Bordeaux an. Ihre Herzen hatten den Bund der Freundschaft bis in den Tod geknüpft. Ein lebenslanger Briefwechsel unterhielt die zarten Gefühle, in die sich meistentheils die süße Erinnerung überstandener Leiden mischte.

* * *

Freundschaft, erquickende Blume auf dem Dornenwege des Lebens! Bist du nicht belohnender, als Gold, beglückender, als Rang und Stand, und seliger als jeder Genuß des menschlichen Lebens?

45.

Gutherzigkeit.

Ein Donischer Kosak hatte vor der Schlacht von Eylau einen Beutel mit Dukaten erbeutet. In der Schlacht aber verlor er in einem nächtlichen Gefechte bey einem Maierhofe, der abgesondert von einem Dorfe lag, sein Pferd. Mitten im Getümmel rettete er seinen Beutel mit Geld, schlich sich in den anstoßenden Garten des Maierhofes, und vergrub darin den Beutel unter einen Baum. Seine Wunde am Fuße, die ihn sehr schmerzte, fesselte ihn an den nassen Boden. Der Maierhof brannte lichterloh, und erhellte die ganze Gegend, so daß der Kosak die Bewohner des Hofes jammernd nach dem Gartenhäuschen flüchten sah. Die Franzosen waren von den Russen zurück geworfen worden, die Gebäude waren zusammen gestürzt, und nichts hörte man mehr, als das Jammern der Familie im Gartenhäuschen und der Blessirten auf dem Felde.

Es wurde Tag. Der Kosak hinkte nach dem Gartenhäuschen, und erblickte darin einen alten Mann, einige Weiber und acht Kinder, die um Brod bathen. Der Kosak verstand einiges davon, fühlte das Unglück der Familie, und was that er?

Als er sich seine Wunde so gut wie möglich hatte verbinden lassen, nahm er den alten Mann bey der Hand, und nöthigte ihn freundlich, ihm zu folgen. Er führte ihn an den Baum, grub mit seinem Säbel den Beutel wieder aus, und indem er ihn dem Alten einhändigte, sagte er zu ihm: „Wod Batuschka!“

(da, Väterchen!) „tebe Dengi!“ (da hast du Geld!) Er wischte sich die Thränen aus den Augen, und sagte: „Proschtschait drug Brusak!“ (Lebt wohl, Freund Preuße!) und entfernte sich.

In dem Beutel waren 500 Dukaten; eine Summe, wodurch das Unglück und das Elend der armen Familie sehr gemildert wurde.

46.

Der kleine Leyermann.

Nikolaus, eines Bergmanns Sohn, aus Schlakenwald in Böhmen, wußte schon gut mit der Leyer zu spielen, als er erst acht Jahre alt war. In seinem zwölften Jahre war er als der geschickteste Leyermann in der ganzen Gegend bekannt. Da war kein Kirchweihfest, keine Hochzeit, kein Faschingsschmaus, wo er nicht gerufen wurde, um die Gäste mit dem lieblichen Spiele seiner Leyer zu unterhalten, und kaum hatte er einen Bergmanns-Walzer zu spielen angefangen, so waren alle Füße in Bewegung.

Diese Geschicklichkeit trug unserm Nikolaus auch manches baare Geld ein, und obwohl er nur armen Leuten im Dorfe bey ihren Festen spielte (die Vermöglichern mietheten sich gewöhnlich eine ganze Gesellschaft Bergwerks-Musikanten), so erhielt er doch manchmal von einem reichern geladenen Gaste eine ansehnliche Gabe, und er gieng nie leer, wenn gleich auch oft nur mit einigen Groschen in der Tasche, nach Hause.

Er konnte sich von diesem selbst verdienten Gelde eine hübsche Kleidung anschaffen, und noch ein Sümmchen ersparen. Unnütz hat er nie einen Kreuzer verschwendet.

Die verständigen Leute im Dorfe hatten ihr Wohlgefallen an dem Jungen, und wünschten den Aeltern zu dem geschickten und sparsamen Sohne Glück. Andere aber, besonders faule und ungeschickte Jungen, sahen mit neidischen Augen auf ihn, wenn er so hübsch angezogen am Sonntage in die Kirche gieng; aber wenn sie dachten, daß er sich diese Kleidung selbst verdient hatte, so mußten sie ihm doch einen Vorzug vor ihnen einräumen, und sich selbst gestehen, daß Nikolaus besser als sie sey.

Nikolaus konnte auch durch sein Betragen kaum Neid erregen: er war so anspruchslos und bescheiden, so gutmüthig, so wohlwollend und gefällig gegen jeden, daß ihm niemand abgeneigt seyn konnte. Dabey war er immer voll guter Laune, munter und aufgeräumt, und wo er in Gesellschaft mit seines Gleichen war, da ging es immer froh und lustig, doch in Ehren zu.

Einst wurde er zu einer Hochzeit nach einem zwey Stunden entlegenen Dorfe gerufen. Er nahm seine Leyer auf den Rücken, und trat den Weg in Gesellschaft des großen Haushundes an. Diesen nahm er gewöhnlich bey solchen Gelegenheiten mit sich; um den Weg nicht allein zu machen, und einigen Zeitvertreib zu haben; er mußte oft bey der Nacht nach Hause zurückkehren, und da konnte er sich auf seinen treuen Hund in jedem Falle verlassen, wenn es jemand wagen sollte, ihn räuberisch anzufallen; auch wollte er dem Hunde, der gewöhnlich mager genährt wurde, einen fetten

Schmaus von den Ueberbleibseln des reichlichern Mahles verschaffen.

Wenn Nikolaus die Leyer auf den Rücken nahm, so war der Hund schon hinter ihm, und gab durch Sprünge und Liebkosungen seine Freude zu erkennen.

Man empfieng den kleinen Leyermann im Hochzeitshause mit vielem Vergnügen; man bewirthete ihn herrlich, und er wußte die Gäste während des Mahles mit lieblichen Musikstücken auf seiner Leyer, welche er oft mit einem angenehmen Gesange begleitete, angenehm zu unterhalten.

Nach Tische gieng es an's Tanzen. Nikolaus hatte eben die Tage vorher neue Walzer gelernt, die er heute das erstemal spielte. Jedermann hatte sein Vergnügen daran, und wußte den kleinen Künstler dafür zu belohnen. Obwohl die Hochzeitsgäste in die Klasse der ärmeren Dorfbewohner gehörten, so hatte Nikolaus doch einen größern Gewinn gehabt, als er gehofft hatte. Bis zur Mitternacht dauerte der Tanz, dann trennte sich die Gesellschaft, und jeder begab sich zur Ruhe.

Nikolaus wollte den Anbruch des Tages zu seiner Rückkehr nach Hause erwarten, und von seinem Spiel auf der Leyer müde, etwas ausruhen. Er bath um eine Herberge in dem hochzeitlichen Hause, und man breitete ihm ein Bund frisches Stroh in der Scheuer aus, auf welches er sich mit seinem treuen Hunde legte. Kaum hatte er da ein halbes Stündchen geschlafen, so wurde er durch eine wehmüthige und jammernde Stimme aufgeweckt. Der Hund fieng zu knurren an; Nikolaus hieß ihn schweigen, stand ganz leise auf, und guckte durch die Spalten der höl-

zernen Wand, um zu sehen, woher diese Stimme käme. Er bemerkte ein steinaltes Mütterchen, auf einen Stock gestützt, und ärmlich gekleidet, die vor der Hausthür stand.

„Mein Sohn!" sagte sie, indem sie leise an der Thür pochte: „mach doch deiner alten, hungrigen Großmutter auf! Mich hat es sehr geschmerzt, daß du, mein Enkel, der leibliche Sohn meines seligen Steffen, mich nicht an deinem hochzeitlichen Mahle Theil nehmen ließest; du hast dich meiner geschämt, weil ich arm bin. Ich komme deswegen bey der Nacht zu dir, wo mich niemand sieht, und bitte dich, gieb mir nur ein Wenig von den Ueberbleibseln deines Hochzeitmahles. Ich habe heute nichts, als eine Rinde Brod gegessen, die ich mir im Wasser erweicht habe. Du weißt, daß ich sehr arm bin, daß ich gar nichts besitze; ich habe alles meinem Steffen gegeben, der es dir bey seinem Tode hinterlassen hat. Mach doch auf!"

Niemand im Hause bewegte sich. Die Alte fieng stärker zu pochen an. „Oeffne mir deine Thür!" sagte sie: „ich kann nicht glauben, daß du ruhig schlafen kannst, während deine alte Großmutter vor deiner Thür bettelt. Hast du vergessen, daß dein seliger Vater auf seinem Todbette mich dir anbefohlen hat? Ehrest du so deines Vaters letzten Willen? Muß ich hier vor Hunger verschmachten? Ich bitte dich ja nur um ein Wenig vom Hochzeitstische. Wie kannst du Glück und Segen in deinem Ehestande haben, wenn du dich am ersten Tage desselben so schwer gegen deinen Vater und deine Großmutter versündigest? Fürchte Gottes Strafe, der so streng befiehlt, die Aeltern zu ehren!"

Nikolaus hörte alles dieses mit an. Thränen des Mitleids traten ihm in die Augen; er gerieth in gerechten Unwillen über den Hartherzigen, und er wußte sich kaum zu fassen, als der undankbare Sohn seine Thüre halb öffnete, auf die Thürschwelle ein Stückchen Brod und Fleisch legte, und mit rauhen Worten zu der Alten sagte: „Da habt ihr etwas, und packt euch jetzt fort. Schickt sich das wohl für ein Weib von eurem Alter, bey der Nacht so herum zu kriechen, und die Leute zu belästigen, wenn sie schon ruhig schlafen? Wenn ihr es so fortmacht, so werde ich euch gar nichts mehr geben.“ Bey diesen Worten schlug er die Thüre zu, und murmelte noch Einiges zwischen den Zähnen.

Die alte Mutter setzte sich auf die Thürschwelle, nahm das Brod und Fleisch in die Hand, und fieng bitterlich zu weinen an. Da brach dem guten Nikolaus das Herz; häufige Thränen rollten ihm über die Wangen. „Der Unmensch!“ sagte er: „heute hat er vollauf mit den Seinigen gelebt, und jetzt vergönnt er keinen warmen Bissen seiner alten, armen Großmutter. Gottes Strafe muß über ihn kommen. Wenn dieses seine Nachbarn erfahren — kein Mensch wird ihn mehr mit guten Augen ansehen.“

Die alte Mutter stand auf, und gieng fort. Nikolaus wollte auch nicht länger in dem Hause dieses gefühllosen Mannes bleiben, er folgte der Alten in einer kleinen Entfernung; sie war zu sehr in traurige Gedanken vertieft, als daß sie ihn hätte bemerken sollen. Sie kam bey ihrer armseligen Hütte an; nur ein hölzerner Riegel schloß die Thüre; sie öffnete sie, zündete eine kleine Lampe an, setzte sich in den Winkel neben dem Ofen, und fieng zu weinen und zu schluchzen an.

„Guter Gott!“ sagte sie: „jetzt ist es um mich geschehen; ich habe niemanden auf der Welt mehr, der sich meiner annimmt. Was soll ich nun anfangen? Arbeiten kann ich nicht mehr; ich werde jetzt bey Fremden ein Stück Brod erbetteln müssen. Warum hast du mich, guter Gott, so lange leben lassen, um alle die Noth und Verachtung zu erfahren! Wo ist noch ein guter Mensch zu finden, der Mitleiden mit mir alten, schwachen Weibe hätte?“

„Hier findet ihr ihn, gute Mutter!“ sagte Nikolaus, indem er hastig in die Stube trat, und die Thränen von dem Auge sich abtrocknete.

Die Mutter hob ihr zitterndes Haupt empor; Furcht und Schrecken befiel sie, als sie den jungen Fremden mit dem Hunde vor sich stehen sah; doch Nikolaus reichte ihr wohlwollend die Hand, sprach ihr Muth zu, und sagte: „Gute Mutter, euer Enkel hat euch hart mitgespielt, ich habe alles gehört; nehmet mich an Kindesstatt an, ich will Kindespflicht besser erfüllen. Meine Aeltern haben meiner Hülfe nicht nöthig; sie erwerben sich so viel, als sie brauchen. Ich will euch gern und willig unterstützen. Hier habt ihr den Verdienst des heutigen Tages.“ Mit diesen Worten schüttete er all sein Geld in ihren Schooß. „Das wird hinreichen, um euch für etliche Wochen Brod zu kaufen. Ich werde auch hinfüro so viel für euch thun, als ich nur immer kann. Vertrauet auf Gott; er ernährt alle die Seinigen.“

„Guter Gott!“ rief die Alte aus: „ist es ein Engel, den du mir jetzt in meiner größten Betrübniß sendest? Sage mir, gutes Kind: hat dich der liebe Gott hieher geleitet?“

Nikolaus sagte ihr alles, was sie von ihm zu wissen verlangte, und versprach ihr treuherzig, daß er seinen Verdienst mit ihr theilen wolle, und er hielt auch Wort. Von Woche zu Woche besuchte er sie, und nie kam er mit seiner Leyer von einem Feste zurück, ohne daß er bey ihr zusprach, und ihr aufgehobene gute Bissen, die er sich vom Maule abdarbte, brachte, und etliche Groschen von seinem verdienten Gelde bey ihr zurück ließ. Die gute Alte nannte ihn ihren tröstenden Engel, und bath Gott, es dem guten Knaben zu vergelten, was er an ihr Armen gethan hatte.

Der liebe Gott erhörte ihr herzliches Gebeth. Glück und Segen folgte unserm braven Nikolaus auf jedem Schritte, und das schöne Bewußtseyn, sich einer armen Verlassenen angenommen zu haben, begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

47.

Sorge für das geistliche Wohl des Nebenmenschen.

Als der heilige Apostel Johannes, den der Herr lieb hatte, nach dem Tode des römischen Kaisers Domitianus, von der Insel Pathmos nach Ephesus zurückgekehrt war, besuchte er, auf dringendes Verlangen der Christen, auch die benachbarten heidnischen Gegenden, legte hier eine neue Gemeine an, stellte dort einen neuen Bischof auf, und nahm junge Christen, die ihm der heilige Geist angewiesen hatte, in die Zahl der Kirchendiener auf.

Einst kam er in eine Stadt ohnweit Ephesus, in der Absicht, zwischen entzweyten Brüdern die liebe Eintracht wieder herzustellen. Da erblickte er einen Jüngling, Namens Theophilus, der bey einem gesunden Körperbau und einer einnehmenden Gesichtsbildung außerordentliches Feuer und große Anlagen blicken ließ. Der Apostel des Herrn ergriff diese Gelegenheit, Ihm eine Seele zuzuführen, wendete seine Augen von dem Jünglinge, der noch nicht getauft war, sogleich auf den Bischof des Ortes, und sprach mit Ernst und Liebe: „Diesen Jüngling empfehle ich dir und deiner Treue, empfehle ihn dir mit allem Nachdrucke; die ganze Gemeine hier und Christus seyen meine Zeugen!“ — Der Bischof, durchdrungen von der Empfehlung des hochbejahrten Apostels, nahm den Jüngling unter seine Aufsicht, versprach, alles Mögliche zu thun, um ihn zum Lieblinge Gottes zu bilden, und als der Jüngling in sein Haus gekommen war, erzog er ihn wie seinen Sohn, hielt ihn genau in den Schranken der Pflicht, und pflegte sein auf das liebreichste, so daß er in kurzer Zeit getauft werden konnte. Der Jüngling ließ sich auch so eifrig und wacker finden, daß der Bischof glaubte, seine Aufsicht über ihn mildern zu dürfen, und ihm sogar das höchste Bewahrungsmittel, nämlich die Versiegelung des Herrn (im heiligen Abendmahle), angedeihen ließ. Noch konnte aber dieser bey seinem lebhaften Temperamente die freyere Luft nicht ertragen; er ward nach und nach vertraut mit andern Jünglingen, die der Müßiggang bereits zu aller Ausgelassenheit abgerichtet, und zu allen jugendlichen Ausschweifungen verführt hatte. Anfangs lockten sie ihn zu kostbaren, niedlichen Gastereyen; bald darauf, da sie sich seines

Zutrauens schon mehr bemeistert hatten, reizten sie ihn zum nächtlichen Umherschweifen. Endlich, um am zeitlichen Vermögen, diesem Werkzeuge zu allen sinnlichen Vergnügungen, keinen Mangel mehr zu haben, errichteten sie mit ihm eine Diebsgesellschaft, und ihre Lasterthaten wurden alle Tage fürchterlicher.

Der bedauernswürdige Jüngling gewöhnte sich nach und nach an alle diese Ausbrüche unbändiger Leidenschaften. Wie ein muthiges, zaumloses Pferd, sich selbst überlassen, und voll Vertrauen auf sich und seine Kräfte, angefeuert durch das Beyspiel, trotzend auf seine Gesundheit und alle seine schönen, herrlichen Naturgaben, ward er gar bald weggerissen vom rechten Wege, verhärtete sich je länger je mehr gegen die Stimme seines Gewissens, und stürzte sich immer tiefer in den Abgrund des schändlichsten Lasterlebens. Und weil er die Gnade Gottes ohne das schon für verlohren hielt, so sah er es für eine Beschimpfung seines Namens an, nur geringere Sünden zu begehen, schloß hierauf ein engeres Bündniß mit seinen Gesellen, sammelte eine große Menge Straßenräuber, stellte sich als Haupt und Anführer, gleichsam triumphirend, an ihre Spitze, und verübte große, schreckliche Verbrechen.

Inzwischen ergab sich wieder eine Gelegenheit, daß der heilige Johannes nochmals in diese Gegend kommen mußte. Nachdem er nun mit seinen dortigen Gemeinde-Arbeiten zu Ende war, sagte er zum Vorsteher der Kirche: „Wohlan, Bischof! gieb uns das anvertraute Gut zurück, das ich und Christus, unter dem Zeugnisse der Gemeine, dir anvertraut haben.“ — Der Bischof stutzte anfangs, indem er meinte, als wollte man etwa eine ihm anvertraute Geldsumme von ihm

fordern, da er doch für das, was er nicht hatte, keine Rede und Antwort geben konnte, und eben so wenig dem ehrwürdigen Apostel eine ungerechte Forderung zutrauen durfte. Ehe er sich noch aus dieser Betäubung ganz erholt hatte, war Johannes schon mit einer deutlichen Forderung da: „Den Jüngling und die Seele des Bruders will ich wieder haben!" — Da gieng's dem alten Bischof zu Herzen; beschämt schlug er die Augen nieder, seufzte tief, weinte, und konnte nur das Wort sagen: „Er ist gestorben." — „Wie ist er gestorben?" fragte Johannes. — „Er ist Gott abgestorben," antwortete jener: „ist ein Bösewicht, ein Straßenräuber geworden, hat dort den Berg neben der Kirche, die er so oft besuchte, mit einer ruchlosen Bande eingenommen." — Da zerriß der Apostel sein Kleid, und rief unter herzdurchdringenden Wehklagen aus: „Da habe ich an dir einen schönen Hüter für die Seele deines Bruders aufgestellt; nun geschwind ein Pferd und einen Wegweiser!" Mit diesen Worten riß er sich, so wie er war, von der Gemeine weg, bestieg ein Pferd, und eilte davon. Als Johannes am Orte, den die Straßenräuberbande besetzt hatte, ankam, wurde er sogleich von ihrer Vorwache gefangen genommen. Statt sich zur Flucht zu bereiten, oder entweichen zu wollen, schrie er laut: „Eben deswegen bin ich hieher gekommen, daß ihr mich gefangen nehmen solltet; führet mich nur geschwind zu eurem Anführer!" — Auch die verwildertsten Gemüther verwunderten sich über diese Seelengröße eines Greises, und führten ihn sogleich zu ihrem Anführer, der den Gefangenen, wie gewöhnlich, bewaffnet und in seiner vollkommenen Rüstung erwartete. Sobald Jo-

hannes näher kam, daß ihn der Anführer erkennen konnte, so nahm er, der Anführer, vor Schaam die Flucht, denn er konnte den Anblick des Apostels nicht ertragen. Johannes, so alt und entkräftet er immer war, vergaß seines Alters und seiner Schwäche, raffte alle noch übrigen Kräfte zusammen, lief dem Flüchtlinge nach, und schrie ihm im Laufen mit aller Anstrengung der Stimme nach: „Was, mein Sohn, du fliehest deinen Vater? deinen alten, kraftlosen, unbewaffneten Vater? Habe Mitleid mit meiner Anstrengung, und flieh mich nicht, mein Sohn! Fürchte mich nicht! Noch ist Hoffnung zu deiner Seligkeit. Ich will Christo für dich Rechenschaft geben. Und ist's nöthig, so will ich gerne für dich sterben, wie der Herr für uns Alle starb. Mein Leben will ich für dein Leben geben. Steh still! glaub' es mir: Christus schickt mich zu dir." — Wie der fliehende Jüngling das Wort hörte: „Steh still! Jesus Christus sendet mich zu dir!" so konnte er seinem Herzen nicht mehr länger widerstehen, stand still — stand da, wie eingewurzelt, sah fest gegen die Erde, warf ergrimmt über sich selbst, die Waffen weg, weinte bitterlich, fiel voll Schrecken und Zittern dem ehrwürdigen Greise, der indeß vollends zu ihm hingekommen war, um den Hals, das Antlitz mit Thränen benetzt, und wurde, indem dieser ebenfalls bitterlich weinte, auf's neue mit Thränen getauft. Als Johannes des Jünglings Herzensreue sah, versprach er ihm mit einem Eide: er wolle von Jesus, dem Sünder-Heilande, Vergebung für ihn erbitten, fiel nieder, dankte Gott, und nachdem er ihn zu der Gemeine, aus der er ausgetreten war, zurück geführt hatte, hörte er nicht auf, für ihn zu bethen, mit ihm

zu fasten, und ihn durch Lehre zu bilden, bis er wieder ein würdiges Glied der christlichen Kirche geworden war.

48.

Cuspin Bleyfuß, der menschenfreundliche Samaritan.

In einem abgelegenen Winkel der Stadt K** liegt ein kleines Häuschen, mit drey Zimmern und einem Gärtchen. Es ist zur Aufnahme armer Reisender bestimmt, die auf dem Wege erkranken. Ein menschenfreundlicher Bürger, der als Handwerksbursche die weite Welt durchgereiset war, und einst, als er auf dem Wege von einer Krankheit befallen wurde, von den barmherzigen Brüdern in dem Städtchen Feldsberg liebreich in ihrem Krankenhause gepflegt worden war, bestimmte in seinem Testamente 1000 Gulden zum Ankauf eines Hauses, in welchem kranke Reisende ihre Unterkunft finden, und wieder 2000 Gulden, von deren Interesse die nöthige Pflege denselben verschafft werden sollte. Er setzte hinzu, daß er hoffe, sein Beyspiel werde auch andere wohlhabende Einwohner der Stadt aneifern, etwas für diese wohlthätige Anstalt zu thun, und er hatte sich nicht geirrt; es giengen mehrere milde Gaben ein, so daß man jeden armen Reisenden in Krankheitsfällen in das Armenspital aufnehmen konnte.

An der Vorderseite des Hauses ist die Geschichte des barmherzigen Samaritan abgemahlt, und daneben

ein Opferstock angebracht, in welchen die Vorübergehenden nicht selten ihre Gaben hinein legen.

Ein Stübchen ist für jene bestimmt, welche mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind; das zweyte für andere Kranke; in dem dritten wohnt eine arme Familie, welcher für freye Wohnung und Benützung des Gärtchens die Aufsicht über das ganze Haus und die Pflege der Kranken anvertraut ist. Die Krankenzimmer sind zwar oft Monathe lang leer; aber es geschah auch schon zur Winterszeit, daß zwey, drey Kranke in denselben verpflegt wurden.

In den letzten Jahren war Euspin Bleyfuß Wärter im Armenspitale. Er war ein Eingebohrner der Stadt, der Sohn des Nachtwächters. Er hatte achtzehn Jahre dem Monarchen und Vaterlande treu und tapfer als Soldat gedient, manche ehrenvolle Wunde im Kampfe gegen die Feinde erhalten, und war, als er wegen seinen vernarbten Wunden zu den beschwerlichen Kriegsdiensten nicht mehr Kräfte hatte, in den Feld-Spitälern als Krankenwärter verwendet worden. Zuletzt erhielt er den Invaliden-Gehalt, und die Erlaubniß, ihn in seiner Vaterstadt zu verzehren.

Dort nahm man ihn gern auf, und suchte ihm, da er nebenbey als ein gutmüthiger und ehrlicher Mann von jeher bekannt war, alle Unterstützung zu verschaffen, daß er sich seinen Lebensunterhalt leichter erwerben konnte. Da er die Krankenpflege verstand, so gab man ihm den Platz des Wärters im Armen-Spitale, nebst der freyen Wohnung und Beheizung, und man hoffte, er würde sich durch Bearbeitung des Gartens und durch Korbflechten, das er von Jugend auf getrieben hatte,

so viel verdienen, daß er mit seinem Invaliden-Gehalte nothdürftig leben könnte.

Bleyfuß war sehr zufrieden, dieses Plätzchen erhalten zu haben. Er wollte sich's nun recht gut seyn lassen. Weil die Einwohner sehr wünschten, neben ihm auch eine reinliche, arbeitsame und gutmüthige Frau im Spitale zu haben, so heurathete er eine fromme, fleißige Dienstmagd, die sich während ihrer fünfzehnjährigen Dienstzeit bey 100 Gulden erspart hatte, und in Kleidung und Wäsche hinlänglich ausgestattet war. — Beyde hatten Gott vor Augen, und lebten fromm und friedlich; sie arbeiteten nach Kräften, ernährten sich redlich, und erzogen die Kinder, womit Gott ihre Ehe segnete, in aller Gottesfurcht.

Die Kranken, die man in's Armen-Spital brachte, hatten auch Ursache, mit der Aufnahme zufrieden zu seyn. Sie wurden brüderlich empfangen, und eben so menschenfreundlich verpflegt. „Was wir an diesen Armen thun," sagte Bleyfuß oft zu seinem guten Weibe: „das sieht der liebe Gott so an, als wenn wir es ihm selbst erwiesen. Er wird es, wenn nicht an uns, doch gewiß an unsern Kindern vergelten."

Martha, so hieß die gute Frau, bezeigte sich auch allen hülflosen Kranken als eine treue Mutter. Vielen verschaffte sie durch sorgsame Pflege die Gesundheit wieder; sie darbte sich oft die Suppe vom Munde ab, und reichte sie den Kranken. Viele aber starben, aller angewandten Mühe der guten Leute ungeachtet, unter ihren Augen; aber diese stärkten sie durch ihr Gebeth am Todbette, und trösteten sie durch Gottes Wort in der letzten Stunde; denn beyde waren eben so religiös, als menschenfreundlich. Mit so vielen Beschwer-

den ihr Krankenwärter-Geschäft auch verbunden war, so ließen sie sich doch die Mühe nie verdrießen, und der Arzt, der ohne alle Bezahlung, aus warmer Menschenliebe die Kranken behandelte, gab ihnen hierüber das beste Zeugniß. „Sorgfältigere und gutherzigere Leute hätte man für das Armen-Spital nicht wählen können,“ sagte er oft, „als Bleyfuß und seine Frau; die Kranken werden brüderlich behandelt, und sie verehren in ihren Wärtern einen Vater und eine Mutter.“

Ihr gutes Herz wurde aber harten Prüfungen unterworfen. Man brachte bisweilen Bettler, die vom Ungeziefer fast aufgefressen wurden, Leute mit eckelhaften Geschwüren und dem Aussatze, oder andere mit ansteckenden Krankheiten in's Spital. Alle diese mußten sie abwarten, reinigen, und dabey oft ihre Gesundheit in Gefahr setzen. Und was hatten sie für all diese Mühe und Sorge? Freye Wohnung und Beheizung, und die elenden Lumpen, die der Arme hinterließ, der im Hause starb. Selten erhielten sie etwas von Werth. Nur das schöne Bewußtseyn, in ihrer Armuth wohlthätig an Aermern seyn zu können, war ihr Lohn.

Bey der Wartung eines Handwerksburschen, der im Faulfieber einen bösartigen Ausschlag bekam, wurde die gute Martha selbst angesteckt. Sie lag fünf Wochen auf dem Krankenbette; man zweifelte schon an ihrer Genesung. Nur der unermüdeten Sorgfalt des menschenfreundlichen Arztes und der liebreichen Pflege ihres Mannes gelang es, daß sie noch gerettet wurde. Drey Monathe brauchte sie, bis sie sich ganz erhol hatte.

Man brachte einen Bettler in's Armen-Spital, der wegen einer Wunde am Fuße und eines Fieber-Anfalles, den man für ein Wundfieber hielt, seinen Weg nicht fortsetzen konnte. Er war noch keinen Tag im Kranken-Zimmer, als die Wuth ausbrach. Er war von einem wüthenden Hunde gebissen worden, welches man vorher nicht wußte. Der kleine Rochus, der fünfjährige Sohn der guten Leute, war allein im Krankenzimmer, als der Bettler den schrecklichen Anfall der Wuth bekam; das arme Kind erschrack darüber so sehr, daß es in Zuckungen verfiel, und nur schwer davon geheilt werden konnte.

Diese traurigen Erfahrungen machten der guten Martha das Spital, in welchem ihnen so viel Unglück zugestoßen war, zu einem wahren Jammerhause; sie suchte ihren Mann zu bereden, die Wärterstelle aufzugeben. „Erhält uns Gott Gesundheit und Kräfte,“ sagte sie, „so werden wir auch auf eine andere Art so viel verdienen, daß wir Miethzins und Holz bezahlen können.“ — Bleyfuß hätte schon bald in das Begehren seiner Frau eingewilligt; aber das Bewußtseyn, daß ihn alle diese Leiden unverschuldet betroffen haben, und die Erinnerung an alle die Liebesdienste, die sie den armen Kranken erwiesen hatten, erfüllte seine Seele wieder mit heiterer Ruhe. „Gute Martha!“ sagte er, indem er seine Frau traulich bey der Hand faßte: „der liebe Gott hat uns mit vielen Leiden heimgesucht; er weiß es, warum er's so geschehen läßt. Sey gutes Muthes! vertraue auf ihn, er wird uns auf andere Art alles vergelten; er verläßt nie seine Getreuen.“

Diese Worte des Trostes beruhigten die fromme

Martha; voll kindlicher Ergebung in Gottes Willen, übte sie mit neuem Eifer und Sorgfalt ihren schönen Beruf.

So stand es im Jahre 1809, als die Feinde in ihr Vaterland eindrangen. Die Militär-Spitäler wurden bey Annäherung der Feinde eilig tiefer in's Land geschafft, die Kranken und Blessirten auf Wagen, von denen oft Hunderte hinter einander fuhren, schleunig weiter geführt. Mehrere solche Kranken-Transporte giengen durch die Stadt K**, und Bleyfuß war allemal bey der Hand, um einem oder dem andern Kranken eine Suppe, oder einen Labetrunk zu reichen. Auch die übrigen Einwohner der Stadt waren sehr geschäftig in Liebesdiensten.

Ein Zug Wagen, mit Kranken und Blessirten beladen, nahm in der Hälfte May dieses Jahres bey der Nacht den Weg durch diese Stadt. Der letzte Wagen hatte einen Kranken mitten in der Stadt zurück gelassen. Der Unglückliche mußte vermuthlich abgestiegen, erschöpft zu Boden gesunken, und in der Eile, mit der die Wagen wieder fortgeschafft wurden, vergessen worden seyn. Bleyfuß fand ihn mitten auf der Straße im Staube ohnmächtig liegen. Voll Menschengefühl lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn nach Hause in's Krankenzimmer. Es war ein junger Mann von kaum 20 Jahren; aus dem feinern Tuche bey der Montour schloß Bleyfuß, daß er Unteroffizier oder Kadet seyn müsse. Martha rief eiligst den Arzt; dieser verordnete Arzneyen, und der Kranke kam zum Bewußtseyn; aber er war sehr abgemattet, und so schwach, daß er kaum sprechen konnte. „Gute Leute,“ stammelte er:

„pfleget meiner; ich und meine Aeltern werden es euch lebenslänglich danken.“

Der Arzt sagte dem Bleyfuß, daß dieser junge Mann mit der Ruhr behaftet, und sehr krank sey; doch könne gute Pflege in dieser Krankheit Wunder thun. Dieses war für ihn und seine Frau hinlänglich, um sie zur äußersten Sorgfalt anzuspornen. Tag und Nacht wachte eines oder das andere bey seinem Bette; alle Anordnungen des Arztes wurden genau vollzogen, und sie hatten das Vergnügen, zu sehen, daß sich der Kranke von Tag zu Tag besserte, und zu genesen anfieng.

Indessen waren die Feinde schon in diese Stadt eingedrungen. Wurde es bekannt, daß ein Soldat im Armen-Spitale liege, so war er kriegsgefangen. Dies wußte Bleyfuß nur zu gut, und suchte den Stand dieses Unglücklichen zu verheimlichen. Er bath den Arzt und alle, die davon wußten, um Beystand und Stillschweigen. Die Montour wurde tief verborgen, der Knebelbart, der ohnehin nur sparsam hervorstach, abgeschoren. Kurz zuvor war ein Tuchmachergeselle im Krankenzimmer gestorben. Dessen hinterlassene Kleidungsstücke paßten ziemlich für den Soldaten; selbst dessen Person-Beschreibung, wie sie in dem Reisepasse enthalten war, konnte man auf den jungen Soldaten anwenden. Er mußte jetzt statt Krieger Tuchmacher-Geselle seyn, und sich auf diese Art vor den Nachstellungen der Feinde sichern. So hatte Bleyfuß alles veranstaltet, und die List gelang.

Der junge Mann (er war Kadet, und der Sohn eines reichen Fabrikanten in Böhmen) gelangte von Tag zu Tag mehr zu Kräften, und wünschte das Ar-

men-Spital ehestens zu verlassen, besonders da er immer fürchtete, verrathen zu werden, indem auch feindliche Kranke in demselben untergebracht wurden, die Bleyfuß mit gleicher Liebe pflegte. „Sie sind auch unsere Brüder," sagte er: „auch unsere Leute wünschen in Feindesland eine gute Behandlung." — Der brave Bleyfuß theilte mit dem Kadeten seinen letzten Bissen Brod; es war die ersten Tage nach dem Einmarsche der Feinde große Noth in der Stadt. Alle Häuser wurden geplündert, und die meisten Einwohner waren entflohen. Bleyfuß erhielt Fleisch und Brod aus den feindlichen Magazinen, weil er ihre Kranken versorgte, und da konnte er auch seinem Kadeten etwas mittheilen, daß noch immer genug für seine Frau und Kinder übrig blieb. Dankbar drückte oft der junge Mann seinem Wohlthäter die Hand, und mit Thränen im Auge versicherte er ihn, daß er nie vergessen werde, was er ihm in der größten Noth gethan.

Der Kadet war nun ganz hergestellt, und wünschte fortzukommen, entweder, um sein Regiment aufzusuchen, oder indessen zu seinem Vater zu gehen, und von da Nachricht von seinem Korps zu erhalten. Zur Reise war aber Geld nöthig, und da hatte er keinen Heller.

Bleyfuß hätte ihm gern etwas vorgestreckt, aber er hatte selbst nichts. Aller Verdienst stockte jetzt. Da war guter Rath theuer. Der Kadet bath ihn so schön, so dringend, daß es dem guten Bleyfuß noch nie so schwer ankam, ohne Geld zu seyn, als eben jetzt. Da der Kadet nicht abließ, ihn bey allem, was ihm theuer ist, zu beschwören, daß er ihm aus der Noth helfen möchte; da er ihm die heiligsten Versicherungen gab, alles mit vielem Danke zurück zu bezahlen, und da er

immer in seinem ganzen Betragen so gut und ehrlich geschienen hatte, so mußte Bleyfuß dem Triebe seines guten Herzens folgen. Er gieng zu einem bemittelten Bürger, der ihm schon öfters im Nothfalle Geld vorgestreckt hatte, und borgte von ihm 20 Gulden. Diese gab er dem Kadeten, und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Der Kadet, in der Kleidung des Tuchmacher-Gesellen, auch mit dessen Reisepasse versehen, verließ das Haus seines Wohlthäters mit innigstem Dankgefühle, und versprach unter den heiligsten Versicherungen, nicht nur die Schuld, sobald die Zeit und Umstände es gestatteten, treulich abzuzahlen, sondern auch jede erwiesene Wohlthat dankbar zu vergelten. So reisete er ab, und der Segen der guten Leute begleitete ihn.

Es ward Friede, die Feinde zogen ab, der Postenlauf wurde frey, und Bleyfuß harrte Monathe und Vierteljahre lang auf einen Brief, oder eine Nachricht von dem Kadeten, aber vergebens. „Ist es möglich," sagte er oft zu seiner Frau, wenn sie von dem jungen Menschen sprachen, „daß er uns vergessen, uns hintergangen hätte? Die Soldaten sind leichtsinnig, aber ich kann kaum glauben, daß der junge Mann undankbar ist. Wir haben ihn mit Liebe gepfleget, unsere besten Bissen mit ihm getheilt, ihm mitten durch die Feinde durchgeholfen, und noch Geld zu seinem Fortkommen geborgt, und er sollte das alles vergessen haben, und uns hintergehen? Nein, das kann er nicht; er hatte ein zu ehrliches Gesicht."

„Sey es, wie es wolle!" erwiederte Martha: „es lebt noch ein Gott über uns, der es gesehen hat, wie gut wir es mit ihm meynten; er wird nicht zuge-

ben, daß wir durch unser gutes Herz in so großen Schaden und Verlust kommen; und ersetzt er uns auch nicht, was wir verlieren, so können wir doch immer, und selbst auf dem Todbette mit gutem Bewußtseyn daran denken, daß wir durch unsere Mühe einem Menschen das Leben gerettet haben. Was Religion und Menschenliebe von uns forderten, das haben wir gethan." — „Da hast du recht, gute Martha!" entgegnete Bleyfuß: „Sind wir auch diesesmal hintergangen worden, so soll doch kein anderer Unglücklicher diese Schuld tragen. Der, der den Trunk Wasser, aus Liebe dem Durstenden gereicht, einst vergelten will, ist reich genug, uns Ersatz für die verlohrenen 20 Gulden zu geben."

So beruhigten sich beyde. Ein ganzes Jahr war nun verflossen, und der Bürger, welcher die Summe vorgestreckt hatte, machte schon Anforderung, daß Bleyfuß sie nach Möglichkeit, wenn auch in kleinen Fristen, zurück zahlen möchte; denn zu dieser Zeit war die Baarschaft eines Jeden erschöpft. Bleyfuß dachte hin und her, wie er Geld auftreiben könnte, um einen Theil der Schuld abzutragen, aber nirgends fand er einen Ausweg. Das war für den ehrlichen Mann ein großer Kummer.

In diesen Gedanken vertieft, das Haupt gesenkt, saß er eines Abends vor der Hausthür. Seine gute Martha und die lieben Kinder waren ihm zur Seite. Ein Reisewagen kam durch die Gasse gerollt, und hielt vor dem Hause still. Dieses war eine seltene Erscheinung in dem abgelegenen Winkel der Stadt.

„Ist hier das Armen-Spital?" rief der Kutscher: „wohnt hier Cuspin Bleyfuß?"

„Ja, ich bin es selbst," antwortete Bleyfuß hastig: „was steht zu Diensten? Ist vielleicht jemanden auf der Straße ein Unglück begegnet, und meine Hülfe nöthig?"

„Nein, das gar nicht," fiel ihm der Herr im Wagen in's Wort: „ich komme vielmehr, euch, guten Leute, Hülfe und Dank zu bringen. Seyd mir herzlich gegrüßt, gute, brave Pfleger der Kranken!" sprach er, indem er aus dem Wagen stieg, und beyden die Hand reichte: „Seht hier vor euch den Vater des Kadeten, den ihr während der Kriegs-Unruhen so liebreich gepfleget, und seinem bekümmerten Vater erhalten habt. Er selbst kann nicht, so sehr er es gewünscht hat, kommen, euch seinen Dank werkthätig abzustatten, und die alten Schulden zu bezahlen; er mußte mit seinem Regimente nach Gallizien, und kann nicht Urlaub bekommen. Doch ein Mehreres wollen wir in eurer Stube plaudern. Kutscher, packe ab!"

Alle giengen in das Zimmer hinein; Martha both dem fremden Herrn freundlich einen Stuhl, die Kinder stellten sich um ihn herum, und sahen ihn mit neugierigen Augen an.

Der Kutscher brachte eine schwere Kiste, die er kaum tragen konnte, hinein, stellte sie mitten in die Stube, und öffnete sie. Da waren etliche Stücke Leinwand, Tuch, Halstücher, Sacktücher, Zeug auf Westen, Strümpfe von verschiedener Größe, Schuhe, Zwirn, Baumwolle und dergleichen darin.

„Mein Sohn," fuhr der Fremde fort, „war glücklich, durch euer Geld unterstützt, wiewohl nicht ohne viele Gefahr und mancherley Beschwernisse bis zu mir gelangt. Ich hielt ihn schon für verlohren; denn

selbst sein Regiment konnte mir keine Kunde von ihm geben. Wer kann sich die überraschende Freude vorstellen, da ich ihn bey der Thür herein treten sah! Sohn! Vater! war alles, was wir beyde bey der ersten und herzlichsten Umarmung sprechen konnten. Ein Strom von Freudenthränen machte dem gerührten Herzen Luft."

„Mein Sohn blieb einige Zeit bey mir, um sich von seiner Krankheit und den Beschwerlichkeiten der Reise ganz zu erholen. Gottlob! kein Feind hat unsere Fluren betreten. Mein Sohn verfügte sich dann zu seinem Regimente, kämpfte tapfer für Monarchen und Vaterland, rettete mit einigen Tapfern im Gefechte bey Znaim seinen Major aus der Gefangenschaft, und ist jetzt Lieutenant."

„Er ist ein herzensguter Junge. Täglich, so lange er bey mir war, hat er von euch mit vieler Rührung gesprochen, und seither keinen Brief geschrieben, in dem er von euch nicht eine Meldung that. „Diese guten Leute," sagte er oft, „sind meine Lebensretter; ohne ihre menschenfreundliche Sorge hätten Sie Ihren Sohn nicht mehr." Er hoffte, selbst euch persönlich zu überraschen; deswegen wird er euch auch nicht geschrieben haben. Da ihm aber das Regiment keinen Urlaub geben konnte, so übertrug er es mir, euch seinen Dank abzustatten. Ich wollte es persönlich thun, da ich eine Reise nach Wien schon lange vorhatte, die ich aber wichtiger Geschäfte wegen immer verschieben mußte. Heute erst kann ich das Vergnügen haben, die Wohlthäter meines Sohnes zu umarmen. Hier in der Kiste ist eine kleine Ausstattung für euch und eure Kinder; mit derselben möchte ich die Kleidung gern bezahlen,

die ihr meinem Sohne auf die Reise mitgegeben habt, und hier sind für die vorgestreckten zwanzig Gulden fünfhundert. Behaltet mich und meinen Sohn in liebevollem Andenken, und seyd versichert, daß ich eurer stets mit dankbarer Rührung denken werde."

Mit diesen Worten umarmte er unter Thränen der Rührung nochmal Bleyfuß, reichte Martha die Hand, stieg eilig in seinen Wagen, und fuhr davon, ehe noch Bleyfuß und die gute Martha nach Herzenslust danken konnten. So fielen sie dann auf ihre Kniee nieder, und dankten Gott, daß er ihren Glauben an gute Menschen und an seine allweise Vorsehung wieder so unvermuthet und so fest stärkte. Sie erneuerten vor Gott das Versprechen, lebenslänglich der leidenden Menschheit ihre Kräfte zu weihen. In diesem edlen Bestreben ermuntert sie alljährig noch die Dankbarkeit des jungen Offiziers, der jederzeit an dem Jahrestage, an welchem Bleyfuß ihn, wie der barmherzige Samaritan, in seine Herberge trug, ein Geschenk an ihn, oder an dessen Gattin und Kinder schickt.

49.

Barmherzigkeit.

Im Jahre 1570 entstand eine große Korntheurung und Mangel in dem Mayländischen Staate. Die Leute auf dem platten Lande und in den Berggegenden strömten, vom Hunger beynahe aufgerieben, in die Hauptstadt, und flehten an den Kirchen und Hausthüren um Brod.

Allein der Hunger war auch in die Stadt selbst eingedrungen, und viele Leute konnten sogar um baar Geld kein Brod mehr bekommen. Dieses so weit verbreitete Elend jammerte den vortrefflichen Kardinal und Erzbischof Karl Boromäus im Innersten des Herzens, und er that alles, was er konnte, um dasselbe zu mindern.

Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß in den Hospitälern und Lazarethen, diesen allgemeinen Herbergen der Armuth, die Hungersnoth nicht überhand nehme; hierauf ließ er in großen ehernen Häfen Speise kochen, und zu einer bestimmten Stunde unter das reihenweis vor seinem Palaste stehende Volk austheilen, und ernährte so einige Monathe lang täglich 3000 Menschen auf seine Kosten.

Aber noch hörte die Noth nicht auf, und da er durch solchen Aufwand schon selbst sich in viele Schulden gesteckt hatte, so wendete er sich jetzt an die reichsten Bürger, und wurde bey ihnen der Sachwalter der Armen. Das Wort in eines solchen Mannes Mund ist unwiderstehlich, und es fanden sich edle Menschen, die ihm heimlich große Summen Geldes in den Palast schickten, welche er zur Unterstützung der Dürftigen anwenden konnte. Kaum war die Hauptstadt hinreichend versehen, so gieng er auf die Dörfer, um der Armuth der Landleute zu Hülfe zu kommen, die nicht nur der gegenwärtige Mangel, sondern auch die Aussicht in die Zukunft drückte. Der strenge Winter hatte nämlich so viel Schnee angehäuft, daß er mehr als mannshoch lag, und es war zu besorgen, daß die Saat zu Grunde gehen, der geschmolzene Schnee im Frühlinge die Flüsse anschwellen, die Dörfer überschwemmen, und den Rost

der Feldfrüchte wegspühlen dürfte. Allein, was man besorgte, erfolgte nicht. Die Vorsehung lenkte es so, daß eine langsam eintretende Wärme den Schnee nur allmählig auflöste, und die Flüsse unschädlich anschwellte, so daß die folgende Erndte so ergiebig war, daß sie die Dürftigkeit des vergangenen Jahres reichlich wieder einbrachte. Die Mayländer hielten sich überzeugt, daß dies eine Wirkung der Gebethe ihres frommen und würdigen Erzbischofs sey.

50.

Der Wohlthäter in der Hütte des Armen.

Graf Leopold von Berchthold in Mähren hatte sein ganzes Leben auf die alleruneigennützigste und prunkloseste Art in der edelsten Beschäftigung, Menschenwohl zu befördern und Menschenelend zu verringern, gewidmet. Leider wurde er auch im Jahre 1809 das Opfer seiner großen, menschenfreundlichen Bemühungen.

Dieser edle Mann, als er mit seinem Regimente zu Brünn, der Hauptstadt in der Oesterreichischen Markgrafschaft Mähren, im Standquartiere lag, erfuhr, daß der Blitz in einem benachbarten Wäldchen einen armen Tagelöhner erschlagen haben sollte, setzte sich zu Pferde, und erreichte den Platz, als man eben im Begriff war, den Verunglückten in sein Dorf zu bringen. Sein Puls schlug noch. Der Graf eilte in die Stadt zurück, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Regiments-Feldscheerer wieder. Man gab dem Kranken

ein Brechmittel. Er kam wieder zu sich. Der Wundarzt mußte ihn täglich besuchen, und der Wohlthäter that ein Gleiches. Er stahl sich immer nach Tische von der Gesellschaft weg, und ritt nach dem Dorfe. Einer seiner Freunde beschlich ihn einmal, als er dem Kranken eine Brühe reichte, wozu er dem Weibe des Mannes täglich das Geld gab. Ein andermal fand man ihn vor dessen Bette sitzend, da er ihm die Fliegen abwehrte, indessen das Weib die Küche besorgte. Der Patient wurde hergestellt; allein seine Kleider waren halb vom Blitze verzehrt. Der Graf beschied ihn auf die Mittagszeit in das Speisehaus der Herrn Offiziere. „Wie wäre es, meine Herrn," sagte er zu ihnen, als der Genesende herein trat, „wenn wir heute nicht spielten, und dafür diesem armen Manne statt seines verbrannten Rockes einen neuen kauften?" Der Graf eröffnete die Sammlung; die Uebrigen folgten seinem Beyspiele, und der Arme wurde gekleidet.

* * *

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

51.

Ein Dienst ist des andern werth.

Eugen, der Sohn des Pächters von Grünau, ein Knabe von 12 Jahren, hatte von seinem Vater die Erlaubniß erhalten, nach Frankenstein zu reiten, wo man eben mit der Weinlese beschäftigt war. Der

Dort lag wohl eine Meile weit entfernt, aber das Pferd, das Eugen gewöhnlich ritt, war ein gutmüthiges Thier, das seinen Reiter wohl kannte; der Knabe saß auch fest im Sattel, und war bey jeder Gelegenheit so besonnen, daß man ihm eine weitere Reise ohne Besorgniß hätte gestatten können.

Eugen schlug gewöhnlich den Seitenweg ein; es war da weniger Staub, und ein angenehmerer Pfad; er hatte den Wagen seltener auszuweichen, und sein Pferd war an einen sichern Schritt gewöhnt.

Wie er da seinen Weg frohen Muthes fortsetzte, kam er zu einem armen Knaben, der am Rande eines Wiesengrabens saß, und bitterlich weinte. „Ach guter Gott!“ jammerte er: „was wird meine arme Großmutter sagen, wenn sie mich nicht zurück kommen sieht! Wie sehnlich wird sie mich erwarten! Nicht ein Brodrindchen hat sie im Hause! Wenn doch der liebe Gott mir einen mitleidigen Menschen sendete, der ihr meinen Brodsack nach Hause trüge, und ihr sagte, daß ich nicht so weit gehen kann, um ihr selbst das Brod zu bringen, weil ich mir einen großen Dorn in den Fuß eingetreten habe.“ — So jammerte der Knabe, hielt beyde Hände vor das Gesicht, und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Eugen war gerührt; er sprang vom Pferde, gieng auf den armen Knaben zu, und fragte ihn mit theilnehmendem Herzen, wie ihm dieses Unglück geschehen sey, wer er wäre, wohin er wolle?

Der arme Knabe sagte, daß er älternlos sey, und nur eine alte blinde Großmutter habe, bey der er in einer abgelegenen Hütte im Walde, eine halbe Stunde von hier entfernt, wohne. Zweymal in der Woche

gehe er nach der Schule in das nächstgelegene Dorf, wo gute Leute ihm Brod, auch manchmal ein Stückchen Fleisch, oder ein Paar Hände voll Mehl gäben, welches er seiner Großmutter nach Hause bringe, und wovon sie beyde lebten. Heute, sagte er seyen die Gaben, dem Himmel sey es gedankt, sehr reichlich eingegangen, und wie er, mit denselben belastet, queer über die Wiese gegen den Wald hin gehen wollte, habe er sich einen Dorn in die Fußsohle getreten, der ihn so sehr schmerze, daß er von der Stelle nicht weiter fort könne. Ein fortwährendes Schluchzen unterbrach diese Worte, und er war mehr um seine alte blinde Großmutter, als um sich selbst besorgt.

Der gute Eugen suchte ihn zu trösten; er band sein Pferd an einen Pfahl, setzte sich voll Mitleid zu dem armen Knaben hin, nahm seinen Fuß, so schmutzig er auch war, auf seinen Schoos, zog ihm mit leichter Hand den Dorn heraus, trocknete das Blut mit seinem Schnupftuche ab, und verband die Wunde mit demselben.

„Gott wird es Ihnen lohnen," sprach der arme Knabe: „ich kann Ihnen diesen Dienst nie vergelten; nun werde ich doch, so sauer es mir auch ankommen wird, zu meiner armen Großmutter gelangen." Er stand auf, und versuchte fortzugehen; aber kaum war er einige Schritte gegangen, so mußte er stehen bleiben. Er hob mit schmerzlicher Miene den kranken Fuß in die Höhe; dieser war schon so angeschwollen, daß der arme Knabe selbst wenig Hoffnung hatte, den Weg von einer halben Stunde zurücklegen zu können; und doch wünschte er nichts sehnlicher, als das Brod so

bald als möglich seiner armen, hungrigen Großmutter zu überbringen.

Eugen sah seine Noth, und wurde wieder sein menschenfreundlicher Helfer. Er half ihm auf sein Pferd, und führte ihn, obwohl es außer seinem Wege war, bis in den Wald zur Wohnung seiner Großmutter, indem er selbst langsam neben dem Pferde gieng, und dasselbe am Zaume leitete.

Während des Weges konnte der arme Knabe nicht genug Worte finden, um dem guten Eugen für diesen seinen Liebesdienst zu danken. „Sie sind so schön gekleidet, haben vermuthlich reiche Aeltern," sagte er, „und sind so gut, so liebevoll. Was muß ich manchmal von andern Kindern erdulden, wenn ich so, mit meinem Brodsacke beladen, durch das Dorf gehe; da nennen mich einige den Bettelbuben, andere werfen mir Koth und Steine nach, oder hetzen Hunde nach mir; ich aber leide alles mit Geduld, und denke mir: ich bin zwar arm, aber doch ein ehrlicher Junge; der liebe Gott hat mich in Dürftigkeit gebohren werden lassen, er weiß, warum? Vielleicht wäre ich eben so böse, wie diese Buben, wenn es mir so wohl, wie ihnen ergienge; und zudem trage ich ja nur die Gaben guter Leute für meine arme Großmutter zusammen; ich bin kein müßiger Bettler, der aus Faulheit Andern Geschenke ablockt. Wie oft verberge ich mich irgendwo hinter einen Zaun, wenn mich Jemand, den ich um eine Gabe für meine blinde Großmutter anspreche, mit harten Worten abweiset, und bitte den lieben Gott, daß er mich bald groß werden lasse, und mir Kraft und Stärke gebe, mir so viel zu verdienen, daß ich meine liebe Großmutter ernähren kann. O lieber, guter

junger Herr!“ rief er aus: „wie viel besser sind Sie, als alle diese Hartherzigen, die mir die wohlthätigen Gaben Anderer noch verbittern; der liebe Gott vergelte es Ihnen, was Sie an mir Armen thun!“

Während dieses Gespräches langten sie bey der Hütte der guten Alten an. Sie saß auf einer Bank vor der Thür der Hütte, im Schatten einer alten Eiche, und war emsig mit Spinnen beschäftiget. Von Jugend auf mit dem Spinnrade bekannt, konnte sie bey dieser Arbeit selbst das Augenlicht entbehren. Ein alter Hund lag ihr zur Seite, und lief freudig dem armen Knaben entgegen, um ihn zu bewillkommen.

„Bist du es, mein Sohn?“ sagte die Blinde, der das Traben des Pferdes in dieser einsamen Waldgegend ganz ungewöhnlich war. — „Ja, gute Mutter!“ sagte der Knabe: „ich komme heute wohl spät zurück, aber es ist nicht meine Schuld. Ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten, und wenn mich der gute junge Herr, der mit mir ist, nicht auf seinem Pferde bis hieher geführt hätte, so säße ich vielleicht noch am Graben der Wiese, und wüßte mir nicht zu helfen.“

„Gott segne den lieben, guten Herrn!“ sagte die Alte: „wenn ich ihn nur sehen könnte! Führe ihn her zu mir, daß ich ihm herzlich danken kann.“

Indessen hatte Eugen dem armen Knaben vom Pferde herabsteigen geholfen; er nahm ihn unter dem Arm, und führte ihn zu der guten Alten hin. Da legte diese ihre magere Knochenhand auf Eugens blondes Haupt, und bath den lieben Gott, daß er ihm den Dienst, den er ihrem armen Enkel erwiesen hatte, tausendfach vergelten möchte. Eugen schwieg ehrerbiethig, und bath endlich das blinde Mütterchen, über eine solche

Kleinigkeit nicht viele Worte zu machen. Er nahm herzlichen Abschied, und drückte noch bey'm Fortgehen seine ganze Baarschaft dem Knaben wohlwollend in die Hand, indem er versprach, ihn immer zu besuchen, wenn ihn der Weg vorbey führen sollte.

Eugen hielt Wort; er kam immer, wie ein helfender Engel, in diese ärmliche Stube, wo er neue Wohlthaten zurück ließ. Er war aber nie vergnügter in die Weinlese gekommen, als an dem Tage, wo er diese zwey Armen das erstemal gesehen hatte, und jeder Besuch bey ihnen brachte ihm immer neues Vergnügen. So belohnt sich jede gute Handlung durch frohes Bewußtseyn, und dieses ist ein neuer Antrieb, hinfür stets so gut zu handeln.

Eugen wählte in der Folge den Soldatenstand. Er trat in eine Militär-Akademie, um sich zu einem braven Offiziere auszubilden. Von dieser Zeit an konnte er die armen Leute nicht mehr besuchen, aber mit seinen Gedanken war er oft bey ihnen. Besonders wünschte er zu wissen, was aus dem armen Knaben geworden sey, zu dem er noch immer eine besondere Zuneigung hatte.

Ein unvermutheter Zufall führte diese beyden guten Menschen nach mehreren Jahren wieder zusammen. In dem großen Kampfe für die Befreyung Europens gegen die Uebermacht Frankreichs hatte sich der arme Knabe (er war schon zum rüstigen Burschen heran gewachsen) auch unter die Jäger gestellt, und das gute Glück wollte, daß er Eugen, der damals schon Lieutenant bey den leichten Reitern war, auf den Vorposten traf, ihn erkannte, und sich als den armen Betteljungen, dem er den Dorn aus dem Fuße gezogen hatte,

ihm zu erkennen gab. Eugens Freude war unbeschreiblich, seinen alten Freund, wie er ihn nannte, mitten im Kriegsgetümmel zu sehen. Er erfuhr von ihm, daß die arme blinde Großmutter kurz zuvor, als er in den Soldatenstand getreten, gestorben sey, und daß er nun keine höhern Pflichten kenne, als dem Vaterlande in einer so allgemeinen Sache zu dienen.

Während sie so wie vertraute Freunde von ihrer Jugendgeschichte sprachen, fiengen die Gewehre zu knallen an; der Lieutenant ritt zu seinem Posten; aber schon war ein Schwarm Feinde da, die mächtig auf ihn und die Seinigen einhieben. Bald war er von seiner Truppe getrennt, umrungen, und nun stand ihm bey aller seiner muthigen Gegenwehr nur der Tod oder Gefangenschaft bevor.

Da stürzte der brave Jäger mit seinen Kameraden, die er zur Befreyung seines Wohlthäters angefeuert hatte, aus dem Gebüsche, wo sie lauerten, hervor. Mit gefälltem Bajonet giengen sie auf die Feinde los, zerstreuten sie, und der Lieutenant war gerettet; nur zwey leichte Wunden hatte er am Arme erhalten.

Indessen war mehr Mannschaft zur Unterstützung herbey gekommen, und die Feinde, welche die Aufhebung der Vorposten zur Absicht hatten, wurden gänzlich in die Flucht geschlagen.

Der Lieutenant dankte dem wackern Jäger öffentlich für seine Rettung; dieser aber nahm ihn wohlwollend bey der Hand, drückte sie an seine Brust, und sagte: „Herr Lieutenant! Ein Dienst ist des andern werth.“

52.

Auch der Geringste kann uns nützen.

An einem kalten Morgen im December gieng ich von der Vorstadt in die Stadt. Es hatte bey der Nacht geregnet, und gleich darauf gefroren; die Wege waren mit Glatteis überzogen; man konnte keinen festen Schritt machen; alle Augenblicke war man in Gefahr, auszugleiten und nieder zu fallen.

Ein achtzigjähriger Greis hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, auf den Weg gemacht, um bey seinen Wohlthätern das Almosen abzuholen, das sie ihm wöchentlich an bestimmten Tagen reichten. Er wollte die Stunde nicht versäumen; denn später würde er sie nicht mehr zu Hause angetroffen haben. Gebückt und auf seinen Stock sich stützend, schlich er mühsam daher, und maß jeden Schritt sorgfältig ab, damit er nur nicht falle. So kam er langsam und mit Zittern vorwärts. Jetzt sollte er über eine kleine Anhöhe hinab kommen. Er sah ein, wie gefährlich ihm dieses werden würde, und blickte mit bittender Miene umher, ob ihm nicht jemand die Liebe erzeigen möchte, ihn hinab zu führen. Aber niemand verstand seine Augensprache, oder vielmehr, es schämte sich Mancher, dem armen, schlecht gekleideten Greise diesen Liebesdienst zu erweisen. Wäre ich näher gewesen, ich würde mir Gotteslohn verdient, und ihn hinab geleitet haben.

Der Alte mußte es also allein wagen, über das Glatteis hinab zu gehen, und er hatte kaum zwey Schritte gemacht, so lag er schon auf dem Rücken da,

und rief ein wehmüthiges: „Ach Gott helfe!" aus. Vergebens bemühte er sich, aufzustehen; er glitschte immer wieder aus, und sank zu Boden: seine Glieder waren zu matt, um sich durch eine schnelle Bewegung aufzuhelfen, und niemand der Vorübergehenden reichte ihm hülfreiche Hand; vielmehr standen einige muthwillige Buben da, die hämisch in die Faust lachten, daß der Alte niedergeplatzt war, und sich nicht wieder auf die Beine helfen konnte. Von ferne sah ich dieses, und beschleunigte meine Schritte, um sein Helfer zu seyn. Aber ich kam zu spät. Zwey Brüder, sie waren die wohlerzogenen Kinder eines Beamten, und als gute Knaben bekannt, kamen auf dem Wege zur Schule zu dem Greise. Mit zuvorkommender Dienstfertigkeit nahm ihn jeder bey einem Arme, und half ihm auf. Der Alte dankte ihnen mit einem herzlichen: „Gott vergelt' es Ihnen!" — Die Knaben sahen ein, daß dem Greise so ein Unfall auf dem Eise wieder begegnen könnte, und bothen sich an, ihn so weit zu begleiten, bis er in ein Haus, oder auf einen sichern Weg käme. „Gute Kinder!" rief da der Alte aus: „Gott wird es Ihnen lohnen, was Sie an mir armen, alten, schwachen Manne thun; ich kann es Ihnen nicht vergelten." Die Knaben aber freuten sich, daß auf diese Weise dem guten Alten geholfen ward. Sie verließen denselben erst, als er bey dem Hause seines nächsten Wohlthäters war, und sie hatten äußerste Zeit, in die Schule zu eilen, denn die Stunde hatte schon geschlagen. Sie drückten dem Greise zwey Groschen, ihre ganze Baarschaft, die sie hatten, wohlwollend in die Hand, und eilten davon, und dankten Gott mit kindlichem Gemüthe, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, den Tag mit einem

guten Werke beginnen zu können. Ich aber folgte ihnen auf dem Fuße nach, faßte beyde bey der Hand, und sagte: „Gute Kinder! ich habe euch schön handeln gesehen; und wenn euch auch niemand bemerkt hätte, so hat es doch der liebe Gott gesehen, der jeden Dienst, den man einem Andern erweiset, so ansieht, als wenn man Ihm denselben gethan hätte. Fahret so fort! Gottes Segen und die Liebe und Achtung aller guten Menschen wird euch auf jedem Schritte begleiten.“

Die guten Knaben waren in der Folge dem ehrwürdigen Greise noch öfters begegnet. Ein herzlicher Gruß, bey welchem der Alte dankend sein graues Haupt entblößte, ein liebevolles Kopfnicken lohnte ihnen noch jedesmal den Dienst, den sie ihm erwiesen hatten; sie waren zu gleicher Gefälligkeit immer bereit, und hatten sie einen Kreuzer in der Tasche, so erhielt ihn der Alte gewiß.

An einem Ferientage wollten die beyden Brüder mit ihrem Pudel nach der Donau gehen, um ihn in das Wasser zu hetzen. Es war ein wunderschöner, weißer, langhaariger Hund, der allerley drollige Künste machte, und im Wasser wie ein Pfeil schwamm. Der Vater hatte ihn den Knaben zur Unterhaltung in den Freystunden gekauft. Wie sie so sorglos mit dem Hunde fortschlenderten, stürzte der Greis mit sichtbarer Anstrengung und dienstfertiger Gefälligkeit aus einem Hause bey halb verschlossener Thür heraus. „Liebe Kinder!“ rief er mit zitternder Stimme: „kommen Sie geschwind herein! erst kurz ist ein wüthender, großer Fleischerhund hier vorüber gelaufen. Man verfolgt ihn, aber dessen ungeachtet kann er noch Schaden anrichten.“ Die Knaben

waren mit einem Sprunge im Hause, und der Pudel hinter ihnen. Die Thür wurde verschlossen. Kaum hatten sie einige Minuten da gewartet, als sie ein Heulen und Jammern auf der Gasse hörten. Mehrere Kinder und auch einige Erwachsene waren von dem wüthenden Hunde gebissen worden, und wurden vorbey geführt, um schnelle Mittel gegen die Wuth bey denselben anzuwenden. Die Gesundheits-Polizey hatte sie in Verwahrung genommen. Alle waren in einiger Entfernung von dem Hause, in welches sich beyde Knaben gerettet hatten, und auf dem Wege, den sie gehen wollten, gebissen worden.

Da erkannten die beyden Knaben den großen Dienst, den ihnen der arme Greis erwiesen hatte, und dankten ihm herzlich dafür. Bald kam die Nachricht, daß der wüthende Hund getödtet sey, und man verfolgte nunmehr die Hunde, die gebissen worden waren, um sie zu erschlagen, weil alle unfehlbar die Wuth bekommen, und eben so verderblich als der Fleischerhund hätten werden können.

Die beyden Knaben verweilten noch einige Zeit, bis der Lärm auf der Gasse vollends vorüber war, in dem Hause, dankten dem Alten nochmals herzlich, banden ihren Pudel an das Schnupftuch, um ihn vor allen Nachstellungen zu sichern, und eilten in ihre Wohnung. Hier erzählten sie dem Vater die Gefahr, in der sie mit dem Hunde gewesen waren, und wie sie der Alte vor derselben gewarnt hatte. Der Vater wünschte dem Greise den Dienst zu lohnen, und befahl den Söhnen, wenn sie ihn irgendwo träfen, zu ihm zu führen. Nach etlichen Tagen brachten sie ihn zu ihrem Vater. Dieser dankte dem Greise mit liebevoller Freundlichkeit für die

Aufmerksamkeit, die er seinen Söhnen erwiesen hatte, machte ihm ein Geschenk an Gelde, und erlaubte ihm, wöchentlich einmal das Mittagsessen bey ihm abzuholen, welches jedesmal mit einer Gabe begleitet werden sollte.

„Lieber, guter Herr!“ sagte da der Alte: „mein Dienst ist nicht eines solchen Lohnes werth; ich habe nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Ihre zwey guten Söhne, der Himmel lasse sie zum Wohle ihrer Nebenmenschen groß wachsen! sind mir bey einem schweren Falle auf dem Glatteise beygestanden, da Groß und Klein vorüber gieng, und mich ohne Hülfe liegen ließ; sie haben mich oft mit einem Almosen unterstützt; der Vater im Himmel vergelt' es ihnen! Sollte ich mich nicht freuen, wenn ich ihnen einen kleinen Dienst erweisen kann?“

Der Alte erzählte nun, so sehr es auch die beyden Knaben verhindern wollten, die ganze Geschichte von dem Falle auf dem Glatteise; Thränen der Rührung standen ihm dabey im Auge. Der Vater selbst war innig bewegt; er umarmte beyde Kinder, drückte sie an sein väterliches Herz, und sagte: „Fahret so fort, lieben Kinder, menschenfreundlich und wohlthätig zu handeln; ehret das Alter; thut es eurem Vater im Himmel und mir zu Liebe! Lernet aber auch von diesem ehrwürdigen Greise, erwiesene Dienste zu vergelten, und vergesset nicht, daß uns auch der Geringste in gewissen Umständen nützlich seyn kann.“

53.

Zu viel Gewissenhaftigkeit.

Ein vornehmer Engländer reisete von seinem Landguthe nach der Residenzstadt London. Er war allein; denn seine Bedienten hatte er schon voraus geschickt. Abends ritten zwey Männer, die mit Säbeln und Pistolen bewaffnet waren, auf die Kutsche zu, ließen den Kutscher halten, bathen den Herrn um Vergebung, daß sie seine Reise ein Bischen stöhrten, und begehrten seine Börse. „Wir bedürfen einer Summe Geldes," sagte ein Räuber: „Sie sind reich, und können sie uns geben." — Zum Glück hatte der Herr einen Beutel voll Kupfermünze bey sich. Er überreichte ihn den Räubern. In der Meinung, daß sie Gold erhalten hätten, dankten sie höflichst, und ritten fort.

Plötzlich machte sich der Herr Vorwürfe, daß er die Räuber hintergangen hatte, rief ihnen nach, bereute seine Uebereilung, und gab ihnen einen Beutel mit Guineen. Die Räuber waren damit höchst zufrieden, rühmten sein zartes Gewissen, versprachen, daß sie seine Großmuth in die Zeitung setzen lassen wollten, schenkten dem Kutscher eine Guinee, daß er geschwinder fahren möchte, um die Verzögeruug gut zu machen, die sie verursacht hätten, und ritten eilig davon.

54.

Böses Gewissen.

Ein ansehnlicher Bürger, der viel in der Welt gesehen und erfahren hatte, gieng Abends zu einem Schauspiele. Es war ziemlich spät, und er wollte auf seiner Sackuhr sehen, ob es die Zeit gestattete, dem Ende des Spieles zuzuwarten. Er fand seine Sackuhr nicht. Betroffen suchte er alle seine Kleider durch.

Man muß sie mir aus der Tasche gezogen haben, dachte er, sah die beyden Nachbarn an, die dicht neben ihm saßen; und gerade in diesem Augenblick warf ein Nachbar verstohlene Seitenblicke auf ihn. Der Bürger, der die Gesichtszüge mit den Seitenblicken verglich, glaubte überzeugt zu seyn, daß er diesen Nachbar für einen verdächtigen Mann halten dürfte, und sagte mit einer Miene voll Ernstes zu ihm: „Herr, geben Sie mir meine Uhr zurück, oder ich lasse Sie auf der Stelle in's Gefängniß führen.“ — „Es war nur Spaß,“ antwortete der Nachbar erschrocken: „hier haben Sie Ihre Uhr!“

Das Schauspiel war geendigt. Der Bürger kam nach Hause. Wie überraschend war ihm der Anblick, als er seine Uhr auf dem Tische liegen sah! Die Uhr, welche ihm der verdächtige Nachbar zustellte, war die Uhr eines Andern, den er bestohlen hatte.

Gleich des andern Tages ließ der Bürger den Eigenthümer durch den Trommelschlag aufrufen. Er

erschien auch wirklich, bewies sein Eigenthumsrecht, und erhielt die Uhr zurück.

55.

Zu wenig Gewissenhaftigkeit.

Graf L—g, der seinen Edelsitz nahe bey Lublin hat, reisete auf einen Pferdemarkt. Bey seiner Heimreise verlohr er einen Beutel mit 50 Dukaten. Da er die Hoffnung aufgab, das Geld wieder zu finden, so begnügte er sich, seinem Pudel, den er bey sich hatte, zuzurufen: „Suche, verlohren!“ — Der Pudel läuft den Rückweg, findet den Beutel mit dem Gelde, kehrt um, und will seinen Herrn wieder einholen. Ein Edelmann, durch dessen Gebieth sich die Straße zog, kam eben zu dieser Zeit mit seinen Hunden von der Jagd zurück. Die Hunde liefen dem Pudel zu, und hielten ihn auf. Indessen kam der Edelmann, bemerkte den Pudel mit einer Börse, und nahm Pudel und Börse mit sich in seinen Edelhof.

Drey Vierteljahre blieb der Pudel bey'm neuen Herrn. Nun wollte der Edelmann auch auf einen Pferdemarkt reisen. Er zählte 150 Dukaten in den Beutel, den er dem Pudel abgenommen hatte, legte ihn auf seinen Schreibtisch, und gieng Geschäfte halber aus dem Zimmer. Der Pudel sieht den Beutel, packt ihn, kömmt unbemerkt durch die Thüre, und läuft damit zu seinem Grafen. Der Graf staunte, empfieng den Pudel mit der Börse liebkosend, und wußte das Räthsel nicht zu lösen.

Bald nachher erzählte er in einer Gesellschaft verschiedener Edelleute, die aus der Nachbarschaft zusammen trafen, das seltene Ereigniß. Unter diesen Edelleuten befand sich gerade derjenige Mann, der mit den 150 Dukaten, welche mit dem Pudel verschwunden waren, zu Markte reisen wollte. Froh, wieder zu seinem Gelde zu kommen, forderte er die Dukaten. Der Graf klagte ihn aber bey Gerichte, bey welchem er schon früher den Verlust des Geldes und Pudels angezeigt hatte, eines Straßenraubes an, weil er den Pudel mit dem Gelde gewaltthätig zurück gehalten hatte. Der Richter verurtheilte den Edelmann nicht nur zur Wiedererstattung der 50, sondern auch zum Verluste der 100 Dukaten.

56.

Armuth und Ehrlichkeit.

Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden.

Eben war das Geläute zum pfarrlichen Gottesdienste im nahen Dörflein verhallt, und rührend fiengen die andächtigen Meßgesänge der versammelten Christengemeinde an, da stand der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines kleinen Hüttleins, und horchte sehnsüchtig auf die heiligen Melodien. Einsam lag seine ärmliche Hütte, gleichsam verlohren von den Wohnungen der wohlhabendern Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner dürrer Halm vor dem fruchtbaren Acker am harten Wege.

Müller galt vor zehn Jahren noch für einen wohlhabenden Mann, und seine reinliche Wohnung war ein stiller Zufluchtsort für die verschämte Armuth, und ein Haus des Rathes und der Hülfe für manchen unverschuldet Unglücklichen.

Aber nun — Alliebende Vorsehung! wer mag deine Fügungen, wer mag die Absichten deiner erziehenden Weisheit durchschauen? — Nun, wie war alles ganz anders geworden! In einem zerstöhrenden Kriege, der allenthalben durch erhöhte Abgaben den Wohlstand verminderte, ward seine Habe geplündert, und immerwährende Quartierlasten stürzten ihn tief in Schulden; eine Feuersbrunst, die nach der Wiederkehr des Friedens bey seinem Nachbar ausbrach, und auch seine Wohnung in Asche legte, zehrte noch die letzten wenigen Ueberbleibsel seines ehemaligen Wohlstandes auf. Arm und hülflos sah er kummervoll dem eintretenden Alter entgegen. Doch wankte nie seine Zuversicht auf den Herrn, der denen hilft, die auf ihn vertrauen.

Ein reicher Mann hatte mit der Wiedererbauung seiner Brandstätte auch seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, von welchem gestützt, er vor 6 Jahren als ein neuer Ansiedler mit seinem Weibe die Hütte vor dem Dorfe bezog, in welcher man ihn, wie es leider so manchem Anbauer ergieng, mehr erwarten, als finden ließ.

Die armen Alten brachten, außer den kleinen Beyträgen einiger wohlthätigen Menschen, nichts mit unter ihr Strohdach, als abgelebte, erschöpfte Glieder, die wenig erwerben konnten, und edle Gesinnungen, die es ihnen wehrten, in den umliegenden Ortschaften als Bettler zu sammeln. Die Unglücklichen wären verhun-

gert, hätte ihnen der liebe himmlische Vater nicht von Zeit zu Zeit durch die Begüterten des Dorfes Lebensmittel gesendet.

Aber gerade heute schien es, als hätte sie der liebe Gott das erstemal vergessen und verlassen. Schon vorgestern war ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln ganz aufgezehrt worden; darum weinten sie auch heute herzlicher als jemals, und da sie vollends das Läuten zum Sonntags-Gottesdienste hörten, zerriß es ihnen das Herz, weil sie aus Mangel an Kleidern nicht zur Kirche gehen konnten, und doch — ach! so nothwendig himmlischen Trost, Stärkung und feste Zuversicht brauchten.

Da sendete der Ernährer der jungen Raben, der Bekleider der Lilien einen Strahl seines Lichtes in ihre gebrochenen Herzen, und sie sanken nieder, und weinten und betheten, und rangen mit dem Herrn im Gebethe, und ruhig ward es in ihrem Herzen.

„Nein, Mutter!" sprach der Greis zu seinem Weibe: „nein, vergessen kann uns der Vater im Himmel nicht. Hättest du unsern lieben Wilhelm, den Gott schützen wolle, vergessen, verlassen können, da er als ein unmündiges Kind hülfsbedürftig in deinen Armen lag? Nein, das kann keine Mutter; und könnten sie es, Gott kann's nicht; die ewige Liebe kann unser nicht vergessen, uns nicht verlassen; so, Mutter, steht's in unsrer biblischen Geschichte, und daran wollen wir uns halten mit kindlichem Vertrauen, und warten." — „Lieber Mann!" sprach das alte Mütterchen seufzend: wenn aber die Noth so groß, ja am größten ist?" — „Dann, Mutter, ist die Hülfe von oben auch am nächsten," entgegnete der Vater.

Und siehe! während die beyden Alten so mit einander redeten, erschien auf dem Hügel, an dessen Abhang ihre Hütte sich anlehnte, ein junger, wohlgekleideter Mann, und warf sich unter dem Schatten eines Apfelbaumes auf den Rasen nieder. Jetzt öffnete er seine Reisetasche, und zog mehrere Papiere heraus, die er durchsah, wieder sorgfältig zusammen legte, und einschob. Nach kurzer Ruhe machte er sich wieder auf den Weg, und bog auf die Landstraße ein, die in einer langen Krümmung um den Hügel zog.

Ein ahnendes Gefühl zog den alten Müller aus der Hütte zum Hügel. „Wo die heitere Jugend so kummerlos ruhte,“ dachte er, „kann wohl auch der abgelebte Greis Ruhe finden.“ Kaum hatte er einige Schritte aufwärts gemacht, so schimmerte ihm etwas Weisses entgegen. Es ist ein zusammengelegtes Papier; er hebt es auf, entwickelt es, und wie erstaunte er — mehrere Goldstücke blitzten ihm in die Augen. „Mutter! Mutter!“ ruft er hastig: „komm einmal heraus!“ „Mutter!“ fuhr er fort, als sie nun vor ihm stand: „schau, was ein Wanderer jetzt eben hier verlohren hat. Kennst du so etwas noch?“

Die Frau. Guter Himmel! Siehst du, Vater! Gott verläßt uns nicht. Mich hungert recht, Vater! ich wollte nur nichts sagen; und dich gewiß auch; und sieh nur deinen Rock; das ist mehr als genug zu einem neuen, und für mich zu einer ehrbaren Kleidung; dann können wir wieder in die Kirche gehen. Gott hilft!

Müller. Er hilft, Mutter! ja, er hilft; aber nicht durch dieses Gold. Ich sage dir ja, es gehört einem Wanderer. Er muß noch dort hinter dem Busche seyn.

Frau. O, der braucht's vielleicht nicht.

Müller. Freylich wohl! (besinnt sich) Aber, Mutter, es gehört ihm.

Frau. Er achtet's gewiß nicht, sonst wäre er vorsichtiger gewesen; weiß nicht, wo er es verlohren hat.

Müller. Mutter! aber Gott weiß es. Fasse dich, und laß dich durch das Geld nicht blenden.

Frau. Aber Vater, unsre Noth, unsre große Noth!

Müller. Ja wohl! Meinst du? — Nein, nein! Sieh nur, wie schön das liebe Getreide steht; die Wohlthätigkeit wird unser gewiß nicht vergessen. Und sieh nur, hier wehet der Wind schon über die Stoppeln; der Herbst ist nahe, und dieser Herbst könnte uns wohl hinüber nehmen in jene Welt der Vergeltung. Gewiß bald geht der Wind über unser Grab, und so dicht am Grabe sollten wir etwas veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Ist mir's doch, als wäre ich in diesem Augenblicke schon todt, als stünde ich vor dem Weltrichter, und er sagte mir: „Du warst getreu bis nahe an's Ende, und ein Paar Goldstücke haben dich am Rande des Grabes noch mir untreu gemacht!"

Frau. Herr, verzeihe mir diese Sünde! Ja, Vater, du hast recht: wir wollen lieber hungern, und Gott getreu bleiben. Lauf doch, lieber Mann, was deine alten Füße laufen können, damit du des Goldes los wirst; ich will dir deinen Stock bringen.

Hin eilte das Mütterchen mit zitternd hastigen Schritten; der Alte strebte unruhig vorwärts; den Stab ergreifend, eilte er, so viel es seine schwachen Kräfte

erlaubten, über den Hügel den kürzesten Weg der Landstraße zu. „Wenn er ihn nur trifft!“ dachte die Frau, und eine neue Angst wandelte sie bey diesem Gedanken an; ihr deuchte, er gehe zu langsam, und sie folgte ihm mit beklommenem Herzen nach, holte ihn ein, faßte seinen Arm, und erleichterte ihm das Gehen. Bald hatten sie das Ende des Fußsteiges erreicht, und welche Freude! vor ihnen auf der Landstraße gieng der Jüngling, den sie suchten.

„Mein Herr!“ sagte der Greis keuchend: „hier sind Ihre Goldstücke, die Sie dort auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfes aus Ihrer Reisetasche zogen.“

Verwundert sah der Jüngling die Alten an, und innig und achtungsvoll ruhten seine Blicke auf ihren Mitleid erweckenden Kleidern. „Ihr scheint arm zu seyn?“ sprach er mit dem Tone des Mitleidens.

Müller. Sehr arm, mein Herr!

Frau. Aber wir möchten gerne ehrlich bleiben; da haben Sie Ihr Geld!

Jüngling. O ihr guten Menschen! Ich nehme es wieder, weil ich's da, wohin ich reise, gebrauchen könnte. Nur wenig kann euch heute mein gutes Herz geben; aber ich sehe euch wieder, und will vergüten, was sich freylich nicht bezahlen läßt — redliche Dürftigkeit. Ich eile jetzt in die Arme meiner Aeltern, die, wie ich zu Gott hoffe, noch leben werden. Ach! ohne sie, was wäre mein Vermögen! Zwölf Jahre sind es nun, seitdem ich sie als ein junger Handwerker verließ, und nur ein Jahr weniger ist's, daß ich nichts mehr von ihnen gehört habe, obwohl ich öfters an sie geschrieben.

Müller. Mutter, hörst du?

Jüngling. Gott ließ mich in Hamburg einen frommen Herrn finden, der mich in seine Dienste aufnahm, und in aller Tugend und Gottesfurcht unterrichtete. Mit ihm machte ich zwey Seereisen; das Ungemach der letzten zog ihm eine tödtliche Krankheit zu, in welcher er auch starb. Noch vor seinem Tode setzte er mich zum Erben eines großen Theiles seines ansehnlichen Vermögens ein.

Nichts fehlt mir nun zu meinem Glücke, als daß ich weiß, ob meine lieben Aeltern noch leben, und wie es ihnen geht, damit ich ihnen ihre alten Tage noch versüßen kann. —

In tiefes Staunen versunken, die Hand der Mutter drückend, wendet sich der alte Müller mit der Frage an den Jüngling: „Und wenn man fragen darf, mein Herr! Wie weit ist es noch in Ihre Heimath?"

Jüngling. Vier Meilen, hat man mir dort im Dorfe gesagt, soll es noch bis Ruhmannsau seyn.

Die Alten riefen innigst bewegt, mit ausgebreiteten Armen: „O — Ruhmannsau!"

Jüngling. Gott! was ist euch? Solltet ihr da bekannt seyn? Mein Vater heißt Müller.

Beyde (an seine Brust sinkend). Ach Wilhelm, mein Sohn! Mein wiedergefundener Sohn!

Mehr vermochten sie nicht zu sagen. Stummes Entzücken hielt die Wiedergefundenen lange gefesselt; und da sie sich wechselseitig erklärten, läutete es in der Pfarrkirche zum heiligen Segen, und nieder sank das ehrwürdige Aelternpaar auf die Kniee, mit ihnen der gute Sohn, und stammelten Dank dem Vater des Segens. „Ich will den Herrn allezeit loben!" rief

Müller, wie verjüngt: „Sein Lob soll immerdar in meinem Munde seyn!" — „Ja," entgegnete die Mutter: „Lasset uns ihn lieben: denn er hat uns zuerst geliebet." — „Und auf ihn hoffen und vertrauen," fuhr der Jüngling fort: „denn er hat es ja selbst gesagt: Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und dessen Zuversicht der Herr ist."

Und nun wandelten sie Arm in Arm der Hütte zu. Noch vor dem Anfange der strengen Winterkälte ward eine hübsche ländliche Wohnung erbaut, und Gottesfurcht, Friede und Freude hielten mit den drey guten Menschen den Einzug, und verweilten da, drückten den guten Alten die Augen zu, und geleiteten sie vor Gottes Thron.

57.

Edelmuth und Dankbarkeit.

Ein Oesterreichischer Unterjäger nahm im May 1809, nach der Schlacht bey Ebersberg, im Lande ob der Ens, einen Französischen Offizier, der am Arme verwundet war, gefangen. Nach Kriegsgebrauch gehört alles, was der Kriegsgefangene besitzt, dem Soldaten, der ihn gefangen nimmt. Habgierige Krieger ziehen oft den armen Gefangenen bis auf's Hemd aus, wenn er anders eine Kleidung von einigem Werthe hat; andere, die menschlicher sind, begnügen sich, den Gefangenen Geld, Uhren, Ringe und derley Kostbarkeiten von Werthe wegzunehmen.

Um sich vor Mißhandlung zu schützen, zog der Offizier, als er sich in der Gewalt des Unterjägers sah, gutwillig seine Uhr und Börse, in welcher sich zwanzig Napoleonsd'or befanden, aus der Tasche, und übergab sie dem Jäger mit den Worten: „Kamerad, hier hast du alles, was ich von Werthe besitze; laß mir nur meine Kleidung; du wirst in Uhr und Börse reichen Ersatz finden.“

Der Unterjäger, wüthend wie ein Löwe im Kampfe, aber sanft wie ein Lamm gegen den wehrlosen Feind, entgegnete: „Herr Offizier! ein braver Jäger nimmt nur durch die äußerste Noth gezwungen seinem Gefangenen Beute ab; wir sind keine Räuber, die in den Krieg der Beute wegen ziehen; wir streiten für's Vaterland, und deswegen dringen wir tapfer in den Feind ein, nicht um ihn auszuplündern, wenn er getödtet oder wehrlos ist. Sie sind verwundet; Sie brauchen zu Ihrer Verpflegung das Geld nöthiger, als ich; mich nährt mein Monarch. Behalten Sie Ihr Geld und Ihre Uhr, und erinnern Sie sich, wenn Sie einst der Unsrigen einige gefangen nehmen, wie Sie als solcher behandelt wurden, damit Sie auch desgleichen thun.“

Der Offizier war durch diese edle Handlungsweise gerührt. Er drang in den Jäger, wenigstens die Hälfte des Geldes anzunehmen, aber dieser verweigerte es standhaft. Endlich sagte der Offizier: „Braver Mann! nie werde ich vergessen, wie Sie an Ihrem Kriegsgefangenen gehandelt haben; könnte ich es nur der ganzen Französischen Armee sagen, damit alle Oesterreicher eine gleiche Behandlung erführen! Auch Sie kann das Loos treffen, dem Feinde in die Hände zu

fallen; ich will Ihnen einen Schutzbrief gegen Mißhandlungen geben. Reichen Sie mir Ihre Schreibtafel her!"

Der Offizier schrieb in selbe den Tag und Ort, wo er von dem Jäger gefangen genommen worden war; er merkte dabey die schöne Behandlungsart, die er erfahren hatte, an, und setzte die Bitte bey, alle Offiziere und Französische Soldaten, die den Jäger gefangen nehmen könnten, möchten dieses Zeugniß ehren, und ihn eben so brüderlich behandeln. Er unterfertigte es mit seinem Namen, Charakter, Regiments- und Bataillons-Nummer.

Der Jäger dankte dem Offizier, und führte ihn seinem Hauptmann vor, bey welchem derselbe ein eben so rührendes Zeugniß für den Jäger ablegte. Beyde trennten sich nach einer brüderlichen Umarmung. Der Jäger gieng auf seinen Posten, der Offizier wurde in's Spital zur Heilung seiner Wunde abgeführt. Nach Verlauf eines Monaths wurde der Jäger krank, und der Zufall wollte es, daß er in eben dasselbe Spital gebracht wurde, wo der Offizier sich befand.

Man denke sich das überraschende Vergnügen des Offiziers, als er den Jäger traf! Nur wurde seine Freude getrübet, als er von dem Arzte erfuhr, daß der Jäger alle Vorzeichen eines gefährlichen Nervenfiebers an sich habe; und bald lag derselbe sehr schwer krank darnieder, daß er den Offizier nur noch in manchen ruhigen Augenblicken kannte, gewöhnlich aber in einem Zustande der größten Betäubung war, und irre redete. Der Offizier, so weit es seine Wunde zuließ, die nur langsam genas, gieng nicht von dem Bette des Kranken, und pflegte ihn, wie einen Bruder. Dieser seiner

unermüdeten Sorgfalt konnte man es größtentheils verdanken, daß der Kranke sich besserte, und am dreyzehnten Tage außer aller Gefahr war.

Nun war der Offizier bemüht, durch nährende, leichte Speisen und durch stärkende Getränke, die er von seiner Baarschaft anschaffte, ihm seine Genesung zu erleichtern. Der Kranke besserte sich mit jedem Tage, und konnte bald das Bett verlassen. Nach drey Wochen trat er wieder zu seinem Korps, nachdem er von seinem Wohlthäter, der ihm mit jedem Tage neue Beweise seiner Freundschaft gegeben, rührenden Abschied genommen hatte. Seit dieser Zeit haben sich Beyde nicht mehr gesehen.

In den Kriegsjahren 1813 und 1814, als die Oesterreichische Armee auch in Italien siegreich vorrückte, kam dieser Jäger zu Florenz in Toskana bey einem Kaufmanne in's Quartier. Gute Menschen finden überall Zutrauen und Freundschaft; so auch unser brave Jäger. Er hatte kaum ein Paar Tage in diesem Hause gelegen, so sah man ihn nicht mehr als einen Fremden, vielweniger als einen Feind an; er war, so zu sagen, wie das Kind im Hause, und ohne Mißtrauen plauderte man da über Freund und Feind mit aller Offenherzigkeit.

Da fragte ihn nun einmal die Frau vom Hause im vertraulichen Gespräche bey Tische, wie denn die Oesterreicher die Kriegsgefangenen zu behandeln pflegten? „Je nun,“ sagte der Jäger mit einem zweydeutigen Achselzucken: „sie behandeln sie so, wie es Kriegssitte ist; doch gewöhnlich besser, als es andere Nationen thun; und da ist wieder ein Unterschied, je nachdem der Kriegsgefangene dieser oder jener Truppe in

die Hände fällt. Manche Korps setzen einen besondern Vorzug darein, daß sie den Feind, wie an Tapferkeit, so auch an Edelmuth zu übertreffen suchen. Ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die ihr Brod und ihre Baarschaft mit den Kriegsgefangenen theilten; ein Küraßier hat sein entbehrliches Paar Schuhe einem Französischen Kriegsgefangenen gegeben, als er ihn barfuß bey schlechter und kalter Witterung gehen sah. Doch Andere dachten nicht so edel; sie plünderten den armen Kriegsgefangenen rein aus, so daß er kaum Rock und Mantel behielt."

„Was mich anbelangt, so habe ich immer gedacht: mit dem Maaße du ausmissest, mit eben demselben wird dir wieder eingemessen werden; denn wir Soldaten sind keinen Augenblick vor Gefangenschaft sicher. Ich habe mich nie durch Beute von einem Kriegsgefangenen zu bereichern gesucht, und es hat mich nie gereut; vielmehr habe ich dieser meiner Gewohnheit wenigstens zur Hälfte zu danken, daß ich noch lebe."

Er erzählte hierauf die Geschichte mit dem Offizier, und wie dankbar gegen ihn derselbe im Spitale sich bezeiget habe. Alle wollten nun die Schrift des braven Offiziers in der Schreibtafel lesen. Der Jäger zog sie hervor; denn sorgfältig hatte er das Blatt zum immerwährenden Andenken erhalten, und er zeigte es vor. — Alle verstummten. Thränen der Rührung glänzten in jedem Auge. Der Offizier war — der älteste Sohn des Kaufmanns, der in der Französischen Armee gedient hatte. — Die Mutter fiel dem Jäger um den Hals, dankte ihm für die liebevolle Behandlung ihres Sohnes, der Vater reichte ihm treuherzig die Hand, und Alle

überließen sich der reinsten Freude. Sie erzählten nun, daß ihr Sohn von seiner Wunde am Arme gänzlich geheilt worden sey, und nun als Bataillons-Chef in der Französischen Armee noch diene.

War der Jäger vorher im Hause gern gesehen, so wurde er jetzt wie ein Mitglied der Familie geliebt und geachtet. Die wenigen Wochen, die er noch bey diesen guten Leuten blieb, vergiengen wie Augenblicke, und als er mit seinem Korps weiter ziehen mußte, weinten Alle bey'm Abschiede, als wenn sich der Sohn vom Hause trennte. Das Jäger-Korps zog nach geschlossenem Frieden nach Botzen in Tyrol, und blieb dort längere Zeit.

Eines Tages wurde dieser brave Jäger zu seinem Hauptmann gerufen. Dort befand sich ein Wechsler, der den Auftrag von dem Kaufmanne in Florenz erhalten hatte, ihm 200 Gulden in Conventions-Gelde zum Beweise der Erkenntlichkeit für die seinem Sohne bewiesene Freundschaft auszuzahlen. Nebstbey übergab er dem Jäger einen goldenen Siegelring, mit den Anfangsbuchstaben des Namens des Sohnes, des jetzigen Bataillons-Chefs. Dieser hatte ihn eigens, als er durch seine Aeltern von ihm Nachricht erhalten hatte, für den Jäger zum Andenken verfertigen lassen.

Mit Vergnügen empfieng der Jäger den Ring, aber nur durch vieles Zudringen des Wechslers und des Hauptmanns konnte er sich zur Annahme des Geldes bewegen lassen.

Wer freuet sich nicht, in dieser wahren Geschichte so edelmüthige und dankbare Menschen handeln zu sehen,

zu einer Zeit, wo blutige Kriege das edle Gefühl der Menschenliebe in vielen Herzen abgestumpft hatten!

58.

Die Dankbarkeit.

Verschiedene Völker, die mit einander Krieg führen, verkaufen diejenigen Soldaten, die sie zu Gefangenen machen, als Sklaven. Das thaten auch die Venetianer, als einst Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Türken ausbrachen. Sie verkauften die gefangenen Türken auf dem öffentlichen Platze in Venedig, wie eine Waare, die man bey uns auf dem Markte feil biethet.

Ein solcher Türke kam als Sklave in die Nachbarschaft eines reichen Venetianers, der ein Kaufmann war, und einen Sohn von etwa zwölf Jahren hatte. Der Knabe stellte sich oft an das Fenster des Zimmers, das er bewohnte, und betrachtete den Unglücklichen, der, mit Ketten beladen, so hart arbeiten mußte. Das Gefühl des Mitleids regte sich in seinem Herzen. Wenn er vor dem Hause des Herrn, der den Türken gekauft hatte, vorbey gieng, stand er sehr oft still, grüßte ihn freundlich, und gab ihm mit einer kläglichen Stimme zu verstehen, was in seinem Herzen vorgehe. Hamet, so hieß der Sklave, dankte ihm allemal mit einer Miene voll Wehmuth. Diese traurige Gemüthsstimmung machte den Knaben aufmerksam. Er suchte Gelegenheit, mit dem Sklaven zu sprechen. So erheiternd das Gespräch dieses gutherzigen Knaben für Hamet

war, so konnte dieser doch seine Niedergeschlagenheit nicht verbergen; und wenn ihn der Knabe überraschte, so bemerkte er, daß er weinte. Dieser Anblick wirkte zu tief auf das Herz des Knaben ein, als daß er ihn noch länger hätte aushalten können. Er sprach deswegen mit seinem Vater, und bath ihn um Hülfe für den trostlosen Türken. Der Vater liebte seinen guten Sohn zu sehr, als daß er ihm eine so menschenfreundliche Bitte hätte abschlagen können. Der Entschluß war gefaßt, und die Anstalt getroffen. Der Kaufmann belauschte den Türken. Sein Gesicht verrieth Unschuld und Redlichkeit. Er besuchte ihn mit Erlaubniß seines Herrn Nachbars, mit dem er schon zuvor im Reinen war. Hamet, der eben in seiner Arbeit begriffen war, erschrack über die Gegenwart des unbekannten Herrn. „Bist du Hamet,“ fragte der Kaufmann, „von dem mein Sohn mit mir gesprochen hat?“

„Ja,“ antwortete der Türke: „ich heiße Hamet, bin schon drey Jahre als Sklave hier, und seit dieser Zeit war Ihr Sohn, wenn Sie doch sein Vater sind, der einzige Mensch in Venedig, der an meinem Schicksale Theil nahm. Er ist aber auch der Einzige, für den ich das höchste Wesen bitte, daß ihm Zeit seines Lebens recht viel Gutes wiederfahren möchte.“

„Aber,“ antwortete der Vater: „die Türken behandeln doch die Christen auch nicht besser, wenn sie in ihre Gefangenschaft gerathen.“

„Ich bin,“ sagte Hamet, „an der Unmenschlichkeit meiner Landsleute so wenig Schuld, als Sie es an der Härte Ihrer Landsleute sind. Ich habe nie einen Menschen zum Sklaven gemacht.“ Unter diesen Worten flossen Thränen über sein Angesicht. Er legte

seine Hände kreuzweise über die Brust, neigte sich tief, und schluchzte: „Allmächtiges Wesen! du bist der Christen und Türken Gott; stärke mich, daß ich nie über deinen allweisen Rathschluß klage, und lenke die Herzen der Christen, daß sie mir meine Freyheit schenken!“ — „Hamet!“ sprach der Kaufmann, dessen Name Franzesko war; „würdest du mir einen Gefallen erweisen, wenn ich dein Elend lindern wollte?“ — „Befehlen Sie!“ versetzte der Türke: „ich werde alles in der Welt thun, wenn Sie mir die Freyheit zusichern.“ — „Hier,“ erwiederte Franzesko: „hier nimm diesen Dolch; lauere zur Nachtzeit auf eine günstige Gelegenheit, und stoße ihn deinem Herrn durch's Herz. Ich werde mit meinem Gelde allen übeln Folgen vorbeugen, die dieser Mord für mich und dich haben könnte. Auf! fürchte nichts, und du sollst frey seyn.“

Dieser Antrag brachte Hamets Seele in die heftigste Bewegung. „Wie?“ sprach er mit funkelnden Augen: „Ist das die Lehre eures Propheten, den ihr Christus nennt? Alle Reichthümer Venedigs werden es nicht vermögen, daß ich eine That ausübe, die meine ganze Natur empört. Herr! Sie sollen wissen, daß ich keine Sklavenseele habe, wenn ich schon Sklave bin. Eher werde ich an meinen Ketten verschmachten, als daß ich ein Mörder werde.“

„Nein!“ sagte Franzesko in sanftem Tone: „nein, Hamet! du sollst an deinen Ketten nicht verschmachten. Ich verabscheue Mord und Verrätherey so sehr, als du. Nur prüfen wollte ich dich, ob du der Freyheit würdig wärest; und nun — vergieb mir; denn ich bin es jetzt überzeugt, daß deine Tugend keiner

Prüfung bedurfte. Noch ehe ich zu dir kam, war der Handel mit deinem Herrn geschlossen, und das Lösegeld für dich bezahlt. Hamet, du bist frey! Ich wünsche nichts weiter, als daß du dich deines Sklavenstandes erinnern möchtest, wenn du einmal Christen in türkischen Fesseln seufzen hörest. O Hamet, rette sie, wenn Rettung in deiner Macht steht! dein süßes Bewußtseyn wird dich lohnen."

Hamet war über den unverhofften Ausgang dieser Unterredung so betroffen, daß er wie sprachlos da stand. Bald faßte er sich wieder, und entzückt vor Freude umarmte er seinen Wohlthäter, weinte laut, und dankte so oft und so lange, bis sich Franzesko aus seinen Armen wand. Als ihm die Fesseln abgenommen waren, steckte Franzesko ihm einen Beutel voll Geld in die Tasche, wünschte ihm Gottes Segen auf die Reise, und trennte sich unter Thränen von ihm.

Beynahe verfloß ein halbes Jahr, als man früh Morgens gewaltig an der Hausthüre des Kaufmanns pochte, und vor seinen Fenstern: Feuer! Feuer! rief. Durch das Gepolter aus dem Schlafe geweckt, hörten Franzesko und seine Leute den Schall der Feuerglocke, das Gemurmel der Trommeln, und das Gerassel der Wagen mit Feuerspritzen. Schnell warfen sie das nächste beste Kleid sich um den Leib, eilten zu den Fenstern, und vernahmen, daß Franzesko's Haus in Flammen stehe. Jeder sprang der Treppe zu, um mit heiler Haut durchzukommen. Die Hausthüre war von außen schon mit Aexten eingehauen. Jetzt erst erwachte Franzesko's Sohn, der im obersten Stockwerke des Hauses schlief. Das Prasseln des Feuers weckte ihn. Er griff nach der Zimmerthür; aber die Flammen schlu-

gen ihm entgegen. Er lief zum Fenster, streckte seine Arme aus, und schrie um Hülfe. „Um Gotteswillen!“ rief der Vater, der das klägliche Geschrey seines Kindes hörte: „vor Schrecken habe ich meinen Sohn zu wecken vergessen. O Menschenfreunde! Laßt mein Haus, laßt mein Hausgeräth, laßt alle meine Waaren brennen! Mein Kind, ich bitte euch um alles, was heilig ist, nur mein Kind rettet! Der Retter meines Sohnes soll die Hälfte meines Vermögens haben!“

Die Treppen waren schon vom Feuer angegriffen. Es wurden Leitern an die Mauer gelegt. Tausende standen um das brennende Haus her; aber Wenige hatten Muth, den Preis zu erringen. Sie versuchten zwar, durch das großmüthige Versprechen gelockt, verschiedene Leitern zu besteigen; aber Rauch und Feuer schlugen ihnen entgegen, und zwangen sie, wieder umzukehren. Bey diesem Anblicke verlohr der Vater die Besinnung, und fiel kraftlos zu Boden.

Schon stürzten Trümmer vom Dache zur Erde, und des Jammergeschreyes am Fenster war kein Ende. Da drängte sich ein junger Mann, dessen Angesicht voll Schweißes war, durch das Gewühl der Leute, stieg mit der Unerschrockenheit eines Helden, der zu siegen oder zu sterben entschlossen ist, auf eine Leiter, erreichte unter den Flammen, die über ihm zusammen schlugen, das Fenster des heulenden Knaben, faßte ihn bey der Hand, riß ihn hastig zu sich, umschloß ihn mit dem rechten Arme, kehrte den Rücken gegen das Feuer, schlang den linken Arm um die Leiter, und ließ sich, ohne einen Sprossen der Leiter zu berühren, blitzschnell mit dem Knaben auf die Erde herab. Allgemeines Frohlocken verbreitete sich unter dem Volke. „Das war

edel!“ rief man: „das war edel!“ Franzesko erholte sich bald wieder bey seinem Nachbar, in dessen Haus man ihn getragen hatte. Er öffnete die Augen, und sah seinen Sohn vor sich, der zwar an den Händen und dem Gesichte verletzt, aber nicht gefährlich beschädigt war. Himmlische Freude durchdrang bey diesem Anblicke das verwundete Vaterherz. „Wo ist dein Retter?“ fragte er im Tone der Zärtlichkeit. Gleich suchte man den jungen Mann auf, der sich im Kreise seiner Bewunderer beynahe verlohren hatte. Er wurde in seinem schlechten, halb verbrannten Kleide vorgeführt. „Freund!“ sagte Franzesko: „hier dieser Beutel mit Gold ist dein; für dein Angesicht voll Schmutz vom Rauche und entstellt von schmerzlichen Brandflecken werde ich dich morgen schadlos halten.“

„Herr!“ antwortete der Fremde: „mein Leben ist mir nicht um Gold feil, und ich that nur meine Pflicht.“ —

„Himmel!“ rief der Kaufmann: „diese Stimme ist ja“ — „Gott!“ schrie der Knabe: „ja, er ist's, mein Hamet ist's!“ — Franzesko schlug seine Hände zusammen, sah ihn einige Augenblicke stillschweigend an, und sagte endlich: „Aber Hamet, wie kömmst du denn um des Himmels willen dazu, daß du wieder Sklave bist?“

„Ich danke Gott, daß ich es bin,“ versetzte Hamet: „sonst wäre es mir nicht möglich gewesen, das Leben Ihres lieben Sohnes zu retten, das mir theurer als das meinige ist. Doch hören Sie! Mein Vater und ich sind damals Gefangene der Venetianer geworden. Nicht meine, sondern meines Vaters Gefangenschaft war es, die mir so oft Thränen auspreßte. Diese

Thränen trocknete mir Ihre Großmuth dadurch ab, daß Sie mich loskauften. Kaum war ich frey, so forschte ich nach dem Christen in Venedig, der ihn gekauft hatte, übergab ihm das Geld, das Sie mir schenkten, bath, daß er meinen Vater frey lassen möchte, und both mich dafür zum Sklaven an. Der Christ willigte ein, und seit dieser Zeit bin ich wieder Sklave."

Staunend hörte Franzesko, sein Sohn und die Umstehenden Hamets Erzählung an. Indessen traf die Nachricht ein, daß der Brand gelöscht, und nur das Dach mit dem obersten Stockwerke des Hauses zu Schaden gekommen sey. Der Kaufmann war ganz beruhigt, und fuhr in seinem Gespräche weiter fort: „Und seit dieser Zeit, Hamet, seit einem halben Jahre hast du mir dein Schicksal verschwiegen?" — Hamet schlug die Augen nieder. „Gut," sagte Franzesko: „du hast eine Schuld der Natur gegen deinen Vater, und gegen meinen Sohn eine Dankbarkeit mit der äußersten Gefahr deines Lebens abgetragen; so eine Tugend verdient mehr, als ich dem Retter meines Sohnes versprochen habe. Ich werde nicht nur mein Vermögen zur Hälfte mit dir theilen: du sollst auch in meinem Hause wohnen, und mit mir in Verbindung meiner Handlung treten."

Hamet sagte dem edelmüthigen Franzesko nicht zu. Alle Bitten und Zusicherungen vermochten es nicht, ihn zu bewegen, daß er einstimmte. Am Ende blieb dem Kaufmanne kein anderes Mittel übrig, als daß er ihn das zweyte Mal loskaufte. Er ließ also ein eigenes Schiff für ihn ausrüsten.

Als die Stunde der Reise da war, reichte er ihm noch einmal einen Beutel mit Gold, und begleitete ihn

mit seinem Sohne unter den dankbarsten Aeußerungen zum Schiffe. Hier umarmten sie sich wechselsweise zärtlichst, und sagten sich auf ewig Lebewohl.

59.

Die belohnte Gastfreundschaft.

Der Czaar Iwan, welcher ohngefähr um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Rußland regierte, pflegte oft verkleidet auszugehen, um die wahre Meynung des Volkes über seine Regierung und die allenfallsigen Beschwerden zu erfahren.

Eines Tages kam er auf einem einsamen Spaziergange bey Moskau in ein kleines Dorf, und sprach einige Einwohner, unter dem Vorwande erlittener Beschwerden, um Beystand an. Allein trotz seinem ärmlichen und Mitleid erweckenden Ansehen wurde er von den Wohnungen der Bauern kalt und gefühllos abgewiesen.

Entrüstet über eine so lieblose Härte, wollte er eben das Dorf verlassen, als er an eine dürftige Hütte kam, wo er noch nicht angeklopft und um Aufnahme gebethen hatte. „Was dir bey der rohen Wohlhabenheit nicht gelang,“ dachte sich der Kaiser, „kann dir bey der mildern Armuth vielleicht gelingen.“ — Er klopft an die Thüre; ein Bauer öffnet ihm mit der freundlichen Frage um sein Begehren die Thüre. „Ach!“ entgegnete der Kaiser: „ich muß vor Hunger und Ermattung beynahe sterben; nur ein wenig Nahrung, lieber Mann,

und ein kleines Plätzchen in eurem Stüblein für diese Nacht.“

„J du mein Gott!“ antwortete der Bauer, indem er ihm die Hand herzlich drückte: „ihr werdet aber schmal beißen müssen; ihr kommt eben zur unrechten Zeit; mein liebes Weib kann nicht vom Bette, und der neugebohrne Gast, den mir Gott zu den übrigen noch bescheret hat, wird euch wohl wenig schlafen lassen. Doch heiße ich euch aufrichtig willkommen. Tretet nur immer herein! was ich nicht geben kann, muß der gute Wille ersetzen.“

Der Bauer ließ den Czaar in eine kleine, ärmliche, aber doch reinliche Stube treten, wo seine Kinder waren. Das kleinste schlief in einer Wiege, ein Mädchen von drey Jahren lag daneben auf einer Decke, und zwey Schwestern, die eine von fünf, die andere von sieben Jahren, lagen auf den Knieen vor dem kleinen Haus-Altar, und verrichteten ihr Abendgebeth.

„Ruht hier indessen aus,“ sagte der Bauer zum Fremden, bis ich euch etwas zum Abendbrod, so gut es gehen mag, zurecht gemacht habe.“ Er kam bald mit einem schwarzen Brod, Eyerkuchen und Honig zurück. — „Hier ist alles, was ich euch geben kann,“ sagte er: „theilet es mit meinen Kindern. Ich will meinem guten Weibe etwas Suppe bringen.“ —

„Eure Milde und Gastfreyheit,“ sprach der Czaar dankend, „muß Segen in euer Haus bringen; ich bin gewiß, Gott wird eure Güte belohnen.“

„O ja, das thut er ja täglich, der liebe Vater. Ich bin stark und kräftig, Vater und Mutter sind noch gesund und munter; was ich mit meiner Arbeit verdiene, reicht hin, die Meinigen ehrlich zu ernähren.

Und meine fünf Kinderlein, o die wachsen und gedeihen unter seiner väterlichen Obhut, daß es eine Freude ist, und sind fromm und folgsam. Und dort oben, wie wohl wird mir's thun am heißen Tage des Gerichts, wenn der Herr sagt: Ich war hungrig, du hast mich gespeiset, fremd, und hast mich beherberget."

Kaiser. Wohnen eure Aeltern bey euch?

Bauer. Ja, sie sind neben an in der Stube bey meinem Weibe.

Kaiser. Aber eure Hütte ist ja so klein?

Bauer. O sie ist groß genug, eine einträchtige und friedliche Familie zu beherbergen. Und der neue Ankömmling wird auch Platz finden. Seht (indem er ihm das kleinste seiner Kinder wies) seht, was das für ein herzallerliebster Junge ist. Ja, liebes Kind, bist uns herzlich willkommen, und morgen sollst du dem lieben Gott geweiht werden in der heiligen Taufe.

Kaiser. Das ist ja herrlich! Ich kenne in Moskau einen guten Freund, dem ich eure gütige Aufnahme erzählen und ihn bitten will, euer Kind aus der heiligen Taufe zu heben. Versprecht mir also, daß ihr nach meiner morgigen Abreise wenigstens vier Stunden mit dem Kirchgange zur heiligen Taufe warten wollt.

Der Bauer drückte ihm traulich die Hand, gab sein Wort darauf, und beyde legten sich auf ein Strohbette. „O Vater!" bethete der Kaiser in der Stille: „laß mich doch immer recht thun, und auf deinen Pfaden wandeln, damit mich nie fliehe der süße Schlaf der Unschuld, den diese guten Menschen genießen!"

Bis an den lichten Morgen hatte er sanft, sanfter als oft auf seinen weichen Polstern, geschlafen. Nachdem er dem Bauer herzlich für seine Menschenfreund=

lichkeit gedankt, und ihn nochmals an sein Versprechen erinnert hatte, verließ er die Hütte, und eilte nach Moskau.

Die vier Stunden waren beynahe verflossen, und kein Mensch erschien. Der Bauer war eben im Begriff, im Gefolge seiner Familie das Kind zur Kirche zu tragen, als er auf einmal, bey'm Heraustreten aus seiner Hütte, das Stampfen von Pferden und das Rasseln vieler Kutschen hörte. Er sah hinaus, und wurde eine Menge Pferde und prächtige Kutschen gewahr. Er erkannte die kaiserliche Wache, und rief seine Familie herbey, den Kaiser vorbey fahren zu sehen; eiligst liefen sie heraus, und standen alle vor der Thür. Auf einmal schlossen die Reiter und Kutschen einen Kreis, und endlich hielt die Staatskutsche des Kaisers gerade an der Thüre des guten Bauers still. Der Kutschenschlag öffnete sich, der Czaar trat heraus, gieng seinem Wirth entgegen, und sagte: „Ich versprach dir einen Gevatter; nun komme ich selbst, mein Versprechen zu erfüllen. Gieb mir dein Kind, und folge mir zur Kirche!“ —

Wie eine Statue stand der arme Bauer da. Ganz geblendet von der kaiserlichen Pracht, irre gemacht durch den Antrag des Kaisers, wußte er sich gar nicht zu fassen. Vergebens suchte er unter den Anwesenden den armen Wanderer, den er in der vergangenen Nacht beherbergt hatte. Der Kaiser riß ihn endlich mit den Worten aus der Verwirrung: „Gestern, guter Mann, übtest du die Pflichten der Menschenliebe an mir aus; heute komme ich, die süßeste Pflicht eines Monarchen an dir zu erfüllen, indem ich deine Tugend belohne.

Heraus nehmen will ich dich nicht aus deinem Stande, dem du so viel Ehre machst, und dessen Unschuld und Ruhe ich beneide; aber versehen will ich dich mit solchen Dingen, die dir nützlich seyn werden. Du sollst zahlreiche Heerden, fette Waiden, und ein Haus haben, worin du die Pflichten der Gastfreundschaft mit Vergnügen ausüben kannst. Dein neugebohrnes Kind aber soll mein Mündel seyn."

Der gute Bauer konnte vor Freude nicht reden; aber mit Thränen des Dankes legte er sein theures Kind in die Arme des Kaisers, der es sofort in die Kirche zur heiligen Taufe trug. Nach der Taufe gab er dem Bauer das Kind nebst einem reichen Geschenke mit dem Auftrage zurück, ja recht für dessen Gesundheit zu sorgen, und es ihm nach einem Jahre in den kaiserlichen Palast zur Erziehung zu bringen. — Das geschah auch, und der Kaiser hörte nie auf, den gastfreyen Bauer und seine Familie mit Wohlthaten zu überhäufen.

60.

Ferdinand Maria, Churfürst von Baiern.

Baiern lag von dem Lech bis an den Inn öde. Unzählige Flecken und Dörfer lagen im Schutt. Die Aecker waren dem Unkraut preis gegeben, wo sich Wölfe und Raubthiere einfanden. Man suchte dort

und da Maier für die Höfe, und man hatte Mühe, einige ausfindig zu machen, die sie als Geschenke annahmen. In diesem traurigen Zustande trat Ferdinand seine Regierung an. Er richtete aber sogleich sein einziges Augenmerk dahin, dem Lande einen dauerhaften Frieden und neue Kräfte zu verschaffen. Ferdinand wollte Baierns Wiederhersteller werden; denn er liebte mit inniger Treue sein Baiern, und war fromm, und aus diesen reinen Quellen sollte Baierns Glück und Wohlstand hervor strömen.

Als im Jahre 1657 der Römische Kaiser mit Tod abgieng, so fielen die Stimmen einhellig auf Ferdinand Maria in Baiern. Allein der Fürst, der sein Vaterland innigst liebte, schlug die Kaiserkrone aus wichtigern Staatsgründen aus, als die bloße Verherrlichung seines Hauses war. Die Wahrscheinlichkeit, statt neuen Vortheilen nur neue Unruhen herbey zu führen, die Furcht der Erregung einer nachtheiligen Eifersucht, und der feste Entschluß, seinem Lande die Ruhe zu sichern, es koste auch, was es wolle, waren diese Gründe. Und er war nicht zu bewegen, die Kaiserkrone anzunehmen.

Bald ergab sich eine andere Gelegenheit, das Blut seiner Unterthanen gegen ergiebige Geldsummen zu verpachten. Im Jahr 1672 entstand zwischen den Holländern und Franzosen ein Krieg, an welchem nach und nach die meisten deutschen Fürsten Antheil genommen haben. Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, selbst Kaiser Leopold schickten den Holländern eine beträchtliche Anzahl Hülfstruppen zu;

bald thaten auch die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg, dann der Landgraf von Hessenkassel das Nämliche. Der Krieg wurde bis 1679 fortgeführt.

Während dieser Unruhen war Ferdinand nie dahin zu bringen, dem Bündnisse eines oder des andern Theiles beyzutreten. Er fühlte sich eben so wenig berufen, zu dem Ruhm der Waffen, den man zum Unglück des Menschengeschlechts, gegen allen Widerspruch leidender Nationen, für den ersten hält, als für das Unternehmen, durch ein solches Mittel seinem Lande aufzuhelfen. Dennoch war er Kriegsmann, schätzte den Soldaten, und brachte es bald so weit, daß er ein Heer von 20,000 Mann auf den Beinen hatte, um, wie Phocion, von seinem Vaterlande jeden Antheil an dem Kriege abzuwenden, und sich gegen Jedermann, der ihn zum Kriege würde nöthigen wollen, zu vertheidigen. Und die Mächte respektirten ihn.

Er hatte den schönen Grundsatz des Kaisers Marcian: „Der Weise versucht, erschöpft alle Mittel, den Frieden zu behaupten, bevor er zu den Waffen greift.“

Sein und der Unterthanen Eigenthum war nun von außen geschützt. Um den Wohlstand des Landes von innen empor zu bringen, bediente er sich der einfachsten, aber reichhaltigsten Mittel. Er hielt in seinem Lande diejenigen Hülfsquellen für die besten, wo nach der natürlichen Anlage Boden und Klima sogleich mitarbeiteten; diejenigen Einrichtungen für die sichersten,

welche schon mehr denn einmal die Probe ausgehalten haben. Er verwandte daher seine erste Sorge auf die Herstellung der herabgekommenen Landwirthschaft; er ermunterte den Ackerbau und die Viehzucht, und brachte eine allgemeinere Bearbeitung der Landes-Erzeugnisse zu Stande. Der Regent selbst gab die ersten Beyspiele einer guten Hauswirthschaft. Das Land wurde jetzt wie neu bevölkert; auf Baierns verwüsteten Ebenen stiegen zahlreiche Wohnungen empor; der inländische Handel und ein starker Verkehr mit dem Auslande wurde in einen lebhaften Umlauf gebracht. Jeder sah sich in seinen Rechten und in seinem Eigenthume geschützt; der Bürger wurde wohlhabend und reich; die Gewerbe kamen in Thätigkeit und vermehrten sich, und selbst die Künste des Friedens blühten empor, wovon verschiedene Arbeiten der Maler- und Bildhauerkunst die redendsten Beweise sind.

Auch war Ferdinand reich genug, herrliche Gebäude aufzuführen, von denen er aber, wie Friedrich, König von Dänemark, als er den Palast von Kronenburg baute, sagen konnte: „Ich würde keinen Stein in selbem dulden, wenn ich wüßte, daß er einen Schweißtropfen eines meiner Unterthanen gekostet hätte.“ —

So gediehen dann, und zwar in kurzer Zeit, die Werke des besten Fürsten. Wie konnte es anders seyn? Seine Bildung, sein Herz, sein Menschengefühl, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, und sein Umgang, alles wirkte zusammen, um das Wohl seiner Unterthanen zu vollenden.

Sein erster Lehrmeister war sein eigener Vater, der weise Maximilian I.

Voll hohen Verstandes sind die våterlichen Ermahnungen, welche dieser erlauchte Regent und besorgte Vater seinem Erstgebohrnen zum Erbe hinterließ. Ferdinand behielt nicht nur diese stets in seinem Herzen, sondern er sah auch tåglich die Denksprůche der Weisen vor seinen Augen, mit denen Maximilian seinen Palast, den er sich zu München gebauet, auszieren ließ.

Nicht minder glücklich war Ferdinand in der Person des Herrn von Kurz, einen erfahrenen, treuen und im Dienste am Baierischen Hofe grau gewordenen Minister an seiner Seite zu haben. Fürst und Minister harmonirten in ihren nur für das allgemeine Beste gleich gestimmten Seelen, und die Politik des Ministers war nach den damaligen Ansichten der äußerlichen Verhältnisse die richtigste und ersprießlichste. Beyde freuten sich über den wachsenden Wohlstand der Nation, und beyde nahmen die schönste Beruhigung mit in das Grab, daß dem Vaterlande kein größeres Unglück widerfahren könne, als wenn solche Männer sterben. Leider starb Ferdinand nur zu früh für seine glücklichen Baiern — im Jahre 1679, den 16. May, im drey und vierzigsten Jahre seines Alters, und hinterließ seinem Sohne Max Emanuel ein Land voll jugendlicher Kraft und Blüthe, und eine Schatzkammer voll Reichthum.

* * *

Verewigter Fürst! Mit Thränen im Auge, der würdigsten Zierde betrauerter Großen, standen deine dankbaren Bürger und Unterthanen bey deiner heiligen Urne – sie, die allein gültigen Zeugen, daß sie unter deinem Scepter glücklich waren, sie, die es kaum glau=

ben konnten, daß du gestorben bist. — Vergieb ihren spätern Enkeln! Mögen diese deine schönen Zeiten Zeiten der Finsterniß nennen — ach, die finstern und dennoch glücklichen Zeiten! —

Das Urtheil, ob eine Nation ihres Daseyns froh, ob sie glücklich war? kömmt weder der imponirenden Stimme einer Zeitschrift, noch den glänzenden Verkleinerungen eines Lichtgenie's, weder dem Schreyer mit zehn Zungen und einer ehernen Lunge, am wenigsten den Träumen der Weltbeglücker mit eisernen Herzen zu. Umsonst sucht man das Glück der Völker auf dem Papiere — unter der Presse. — Glücklich der Staat, dessen erstes Grundgesetz ist: Sicherheit des Eigenthums, und dessen Unterthanen die volle Kraft dieses Gesetzes fühlen!

61.

Der gute Soldat.

In einer kleinen Stadt Thüringens liegt nahe an der Straße ein Gottesacker. Es war ein später Herbst-Abend, als eine Schaar feindlicher Soldaten bey'm Mondscheine daher wanderte, und im Städtchen Quartier suchte. Sie giengen am Gottesacker vorbey. Einige, die sehr müde waren, folgten nach. Unter diesen Müden blieb einer stehen, und übersah die Grabhügel, die der Mond so freundlich beleuchtete, trat näher, und betrachtete Leichensteine und Aufschriften. Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich, wandte sich um, und erblickte eine Menschenfigur, die davon laufen wollte.

„Halt!“ rief er: „wer bist du, und was machst du hier?“ — „Ich bitte,“ antwortete der Erschrockene: „thue mir der Herr nichts Leides, ich will ihm gerne sagen, wer ich bin, und was ich hier mache. Seh er, da ist das Grab meiner Schwester. Sie ist vor fünf Tagen gestorben. O sie war mir so gut, so herzensgut!“ — Er weinte. — „Fürchte dich nicht vor mir,“ sagte der Krieger mit einer mitleidigen Stimme, „und erzähle weiter!“ —

„Mein Vater war ein Nadler in der Stadt. Er lag krank, und konnte nicht mehr arbeiten. Meine Mutter und Schwester nährten ihn und mich mit ihrer Handarbeit; denn ich war damals noch ein Kind. Jetzt sind es sechs Jahre, daß er gestorben ist. Ach, wie meine Mutter, Schwester und ich weinten; denn er war ein recht guter Vater. Meine Schwester lehrte mich spinnen. Hier meine rechte Hand, sie hat keinen Finger. Ich kam mit dieser Hand ohne Finger auf die Welt. Ich verdiente manchen Groschen mit dem Spinnen; und weil wir mit jedem Bissen Brod zufrieden waren, so brachten wir uns leicht durch. Vor acht Wochen brach in unserer Nachbarschaft Feuer aus. Es war Mitternacht. Der Feuerlärm weckte uns aus dem Schlafe; und als wir wach wurden, sahen wir die hellen Flammen vor uns. Gott, wie wir erschracken! Das Feuer wurde bald gelöscht; aber meine Mutter wurde vor Schrecken krank, so krank, daß sie vor vierzehn Tagen starb. Sie war fromm und fleißig, und so gut, wie mein Vater. Ach, das war ein Jammer! Meine liebe Schwester tröstete mich, und versprach mir mit Mund und Hand, daß sie meine Mutter und Schwester zugleich seyn werde; und nun — da seh er

das frische Grab! Hier liegt sie, und ich stehe einsam und verlassen da."

„Alles, Herr, alles habe ich mit ihr verlohren. Ich rief den Doktor, pflegte sie mit aller Liebe, bath alle Leute im Hause um Hülfe, bethete und weinte — umsonst! sie starb am Scharlachfieber." Thränen und Seufzer unterbrachen eine Weile seine Erzählung. „Ich wurde vor Kummer krank, und konnte ihre Leiche nicht zur Grabstätte begleiten. Heute Abends sammelte ich alle meine Kräfte, wankte zum Gottesacker, und legte diesen Blumenkranz auf ihr Grab. Lieber Gott! was soll jetzt aus mir werden?"

Thränen standen im Auge des Soldaten. „Komm," sprach er tief gerührt: „komm mit mir in die Stadt. Ich will sehen, daß mir mein Quartier bey deinem Hausherrn angewiesen werde. Wir wollen dann diese Nacht beysammen bleiben, und uns trösten; denn auch ich habe einen armen, kranken Vater, den ich verlassen mußte. O, er drückte mich bey'm Abschiede so wehmüthig an sein Herz, daß ich mich dieses traurigen Augenblickes nie ohne Thränen erinnern kann."

Sie giengen in die Stadt. Bald kam der Soldat in das Quartier des Bürgers zurück, bey dem der verlassene Junge seine Wohnung hatte. Gleich bey'm Eintritte grüßte er den Herrn des Hauses mit einer Freundlichkeit, mit der er alle Gegenwärtigen lieb gewann.

Man trug ihm Bier und Brod an, und ersuchte ihn, nur so lange Geduld zu haben, bis ein Nachtmahl zubereitet wäre. „Sorget nicht zu viel," sagte er: „wenn Hunger und Durst gestillet sind, will ich mich in dem Stübchen, das der Junge mit einer Hand ohne Finger bewohnt, auf das Stroh legen; denn ich bin

müde. O, ich werde nie vergessen, was mir unser Pfarrer am Krankenbette meines Vaters als Lehre auf den Weg mitgab. „Streit mit Muthe," sprach er, „gegen den bewaffneten Feind, aber schone des wehrlosen Bürgers und Bauern, und höre nie auf, Mensch und Christ zu seyn, wenn du schon Soldat bist. Sey überall fromm und gut." Wohl mir! ich habe diese väterliche Ermahnung bisher treu befolgt, und werde ihr nie entgegen handeln." — Er verlohr sich mit dem Hausherrn bald in einem langen Gespräche über seines Vaters Zustand und des Jungens Hand ohne Finger. Man brachte ihm Suppe und Fleisch. „Erlauben Sie mir," sprach er, „daß ich diese Labung in das Stübchen des Jungen tragen dürfe." Man sagte seiner Bitte mit Freuden zu. Der Soldat und der Junge aßen mit einander, erheiterten sich, vergaßen auf eine Zeit die Leiden ihres Lebens, und begaben sich zur Ruhe.

Kaum graute der Tag, so wurde die Trommel gerührt. Der Krieger gab dem Jungen einen herzlichen Morgengruß, kleidete sich an, und sagte: „Der Soldat hat wenig Geld, aber ich gebe, was ich geben kann. Hier hast du Münze. Eine Hälfte soll dein seyn, und die andere Hälfte giebst du meinem Vater. Er ist weit von hier; indessen ist der Ort nicht außer der Welt. Vergiß nur den Namen des Pfarrdorfes nicht. „Sey fromm und gut," sprach mein Pfarrer zu mir; und jetzt lebe wohl!"

Gott sey mit dir, gutmüthiger Soldat! Dir wird es nie am innern Frieden fehlen, so lange du der Lehre deines Pfarrers getreu bleibst. Und du, armer Junge, du sollst durch Leiden geprüft und im Guten gestärket

werden. Leser und Leserinnen! schenken Sie ihm Ihre Theilnahme. Er verdient sie.

Der Ruf dieser Geschichte verbreitete sich im Städtchen. Die Obrigkeit untersuchte die Lage des Unglücklichen. Sie verschaffte ihm Flachs zum Spinnen, und erleichterte seinen Unterhalt dadurch, daß sie ihm jede Woche einen Beytrag aus der Armenkasse zutheilen ließ; und weil er auch mit der linken Hand schreiben gelernt hatte, und noch dazu schön schrieb, so gewann er sich mit der Feder manchen Kreuzer, der seinen drückenden Zustand verbesserte.

* * *

Einem Menschen helfen, der um Hülfe bittet, ist menschlich; aber ihm unaufgefordert helfen, ist göttlich.

62.

Der edle Jüngling.

Adolph, der Sohn sehr armer Aeltern in W**, hatte sich dem gelehrten Stande gewidmet. So wenig ihn seine Aeltern unterstützen konnten, so erleichterte ihm doch ihre geringe Beyhülfe in so mancherley Bedürfnissen die Last seines kümmerlichen Lebens. Auch sie starben sehr frühzeitig dahin, und der arme junge Mensch sah sich nun ganz verlassen. — Ein alter Vetter machte ihm täglich Vorwürfe, und meynte, daß es besser für ihn gewesen seyn würde, hätte er ein Handwerk gelernt. „Aber, Vetter,“ setzte er dann gewöhnlich hinzu: „da hat der Stolz deinen Kopf verrückt, und du wolltest

nur ein vornehmerer Mann werden, als dein Vater war. Wer fliegen will, muß volle Flügel haben, sonst kriecht er mit verschnittenen Flügeln auf der Erde immer und ewig herum."

Adolph ertrug diese Vorwürfe ganz gelassen, denn ihn rechtfertigte sein Gewissen, daß er nicht aus Stolz, sondern aus wahrer Neigung und warmer Liebe zu den Wissenschaften den Stand der Gelehrten für den besten gehalten hatte, zu dem er sich am tauglichsten fühle, und in welchem er einst etwas Vorzügliches werde leisten können. Daher verlohr er seinen Muth nie, so oft ihn auch der schwerste Mangel drückte, so oft er auch mit dem Ungemach, das mit seiner traurigen Lage natürlicher Weise verbunden seyn mußte, zu kämpfen hatte. Er fand in Tugend und Wissenschaften täglich neuen Trost; seine Kenntnisse nahmen fast stündlich zu; sein Herz veredelte sich; er wurde nicht nur gelehrter, sondern auch weiser und besser, und ihm wurde es nicht schwer, das leicht entbehren zu können, was Andern unentbehrlich schien. So arm er war, so zufrieden war er. Man lernte ihn als einen vorzüglich guten Kopf kennen, und wer mit ihm Umgang und Gelegenheit hatte, tiefer in sein Herz und seine Kenntnisse dringen zu können, schätzte ihn, und war mit seiner guten Aufführung ganz zufrieden. Und doch schien ihn das Schicksal auf's härteste prüfen zu wollen; denn Niemand nahm sich seiner an. Zeigte sich ihm auch eine Aussicht zu einem bessern Wohlbefinden, so blieb sie entweder in einer weiten Ferne vor ihm liegen, oder sie verschwand wieder, wenn er sich ihr am nächsten glaubte. Hundert andere, und gewiß nicht die schlechtesten jungen Menschen, würden muthlos geworden seyn;

aber er blieb fest und unerschütterlich, wich vom Ziele der Tugend nicht ab, und sein heißer Eifer für die Wissenschaften erkaltete nicht. Einigemal zeigten sich ihm vortheilhafte Gelegenheiten, seine kläglichen Umstände in glücklichere umschaffen zu können; sie hätten ihn aber in die Verlegenheit gesetzt, seinen edlen Grundsätzen entsagen zu müssen. Lieber entsagte er aber jenen anscheinenden Vortheilen, und blieb seinem Wahlspruche treu: Tugend beglückt, und ehrlich währt am längsten.

Eines Tages war er in der größten Verlegenheit; sein ganzes baares Vermögen bestand in einigen Kreuzern. Zwar drängte sich jetzt die Sorge für die Zukunft näher an sein Herz, als je; aber die Stunde schlug, die ihn in die Vorlesung rief, und er vergaß seine Sorge, und eilte, ohne nur das geringste Vorgefühl zu haben, daß mit dieser Stunde die Stunde seines Glückes geschlagen hatte, zu seinem Professor mit schnellen Schritten.

Sein Weg führte ihn über den Graben. Eben desselben Weges gieng auch der Fürst ****. Nicht weit von dem sogenannten Krautgäßchen zog der Fürst sein Tuch aus der Tasche, und zog mit diesem, ohne daß er es gewahr wurde, ein Bund Banknoten heraus, das auf die Straße hinflog. Adolph, der dicht hinter ihm hergieng, hob das Verlohrne auf, um es dem Eigenthümer sogleich wieder einzuhändigen. Er suchte sich durch das Gewühl der Menschen hindurch zu drängen; aber es war ihm nicht möglich, dem Fürsten, den er nicht kannte, nachzukommen. Fest hielt er seinen Fund in der Hand, als ein ihm nur anvertrautes Gut, und scharf richtete er sein Auge auf den Fürsten, daß er ihm

nicht aus den Augen kommen sollte. Er sah endlich, daß der Unbekannte auf dem neuen Markte in einem prächtigen Palast einkehrte. Er verdoppelte seine Schritte und erreichte den Palast.

„Kennen Sie den Herrn, der diesen Augenblick herein gieng?“ fragte er den Thürsteher. — „Es ist Seine Durchlaucht der Fürst ****.“ — „Gehört dieser Palast Seiner Durchlaucht?“ — „Ja. Warum?“ — „Ich wünschte Seine Durchlaucht zu sprechen.“ — „Das wird heute nicht seyn können; denn es soll Niemand vor ihn gelassen werden, das ist der augenblickliche und ausdrückliche Befehl.“ — „Und doch ist es so dringend, daß ich Seine Durchlaucht spreche.“ — „Melden Sie sich bey dem Hausoffizier; doch zweifle ich, daß man Sie melden wird.“ — Adolph gieng zum Hausoffizier, und nach mancherley Umständlichkeiten entschloß sich dieser, ihn bey dem Fürsten zu melden. Er wurde augenblicklich vorgelassen.

„Ew. Durchlaucht haben dieses verlohren; ich gebe es zurück,“ sagte Adolph, und überreichte dem Fürsten das Bund Banknoten.

Der Fürst erschrack, als er seine Banknoten erkannte, die, wie man nachher erfuhr, an Werth 200,000 Gulden betrugen. Er faßte den Ueberbringer mit scharfen Augen. — „Und wo fanden Sie dieses?“ fragte der erstaunte Fürst. — „Ew. Durchlaucht waren nicht weit mehr vom Krautgäßchen entfernt; als Sie auf dem Graben giengen, zogen Sie das Tuch aus Ihrer Tasche, und rissen mit diesem das Pack heraus. Ich vermuthete, nach der Bezeichnung der Außenseite, Sachen von Werth darin, und eilte Ew. Durchlaucht sogleich nach, als ich das Pack aufgehoben hatte. So

groß auch das Gedränge des Volks auf der Straße war, und so sehr es mir zur Unmöglichkeit wurde, Ihnen, gnädigster Herr, nachzukommen, so verlohr ich Sie doch nicht aus den Augen, und ich hielt es für meine Pflicht, keinen Augenblick zu versäumen, Ihnen das Verlohrne wieder einzuhändigen."

Der Fürst (freundlich). Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit; Sie haben mir einen sehr bedeutenden Dienst erwiesen. Verziehen Sie ein wenig.

Der Fürst kam bald aus seinem Kabinet zurück, und übergab dem ehrlichen Finder eine Assignation von 2000 Dukaten, die er sich bey seinem Kassier auszahlen lassen sollte. Adolph erschrack. Bald erholte er sich wieder, und gab dem Fürsten diese Assignation mit den Worten zurück: „Verzeihen Ew. Durchlaucht gnädigst, wenn ich mich dieser großmüthigen Belohnung unwürdig finde." —

„Wie so?" erwiederte der Fürst befremdet.

Adolph. Möchten Sie mir es, gnädigster Herr, erlauben, Ihnen meine Gründe vorstellen zu dürfen?

Der Fürst (herablassend). Reden Sie!

Adolph. Ich bin ein armer, blutarmer Mensch, und doch wünschte ich, einst mein Glück nur auf mein weniges Talent, meine Kenntnisse, meinen Fleiß und meine Redlichkeit gründen zu können. Sähe ich mich im Besitze eines so ansehnlichen Vermögens, womit Sie mich, gnädigster Herr, so großmüthig beschenken wollen, ach! wer weiß, ob ich dann auch noch meinen zeitherigen Grundsätzen, bey denen ich mich so wohl und glücklich befinde, in Zukunft treu bleiben würde. Wie leicht könnte mich eine so große Summe Geldes blenden, und mich auf Abwege leiten, die mich zum Laster

und dadurch zum Verderben führen könnten. Erlauben daher Ew. Durchlaucht, daß ich Sie um eine neue Gnade anflehen darf.

Der Fürst. Herzlich gerne.

Adolph. Ich bitte, so lange ich studiere, um freye Kost und freye Wohnung, damit ich mich ruhig zu meiner künftigen Bestimmung vorbereiten, und einst meinem Vaterlande als ein nützliches Glied des Staates dienen kann.

Der Fürst, durch die Denkart dieses edlen Jünglings gerührt, erwiederte: „Braver junger Mann! Sie sollen nicht nur von nun an und die ganze Zeit über, so lange Sie studieren, freye Kost, freye Wohnung und alles, was Sie für Ihren Unterhalt und zu einem guten Auskommen nöthig haben, in meinem Hause genießen, sondern ich stelle Sie auch, nach Ihren beendigten Universitäts-Jahren, so lange in meinem Hause mit einem jährlichen Gehalte von 800 Gulden an, bis ich Sie vortheilhafter empfehlen, und Sie nach Ihren Wünschen und Verdiensten versorgen kann. Männer von einer so seltenen Redlichkeit brauche ich, und weiß sie zu schätzen."

Adolph bleibt seinen Grundsätzen treu, geht einem ausgezeichneten Glücke entgegen, und sein Glaube an seinen Wahlspruch: Tugend nur beglückt, und ehrlich währt am längsten, wird täglich und stündlich fester.

63.

Peter Herz.

In einer der ansehnlichsten Fabrikstädte in Schlesien, ohnweit der Böhmischen Gränze, befand sich der nachher durch eigene Handlung und ausgebreitete Wechsel-Geschäfte berühmte Bankier Arnoldi H** in seinen jüngern Jahren als Reisediener in einer der dasigen Fabriken. Seine Redlichkeit und geschickte Ausführung der ihm aufgetragenen Geschäfte hatten ihm das Zutrauen seines Herrn erworben, so daß dieser ihm einst eine Reise durch Böhmen zur Einkassirung beträchtlicher Summen auftrug. Es war schon ziemlich spät im Jahre, als sich Arnoldi dieser Reise unterzog.

Schon hatte er einen Monath und darüber auf derselben zugebracht, die mehrsten Aufträge glücklich besorgt, und ansehnliche Geldsummen durch die öffentliche Post an sein Haus überliefert, um desto leichter und sicherer die Rückreise zu Pferde machen zu können. Schon näherte er sich wieder der Schlesischen Gränze, als die Witterung, die ihm bisher ziemlich günstig gewesen war, sehr kalt und unfreundlich wurde, und ihn nöthigte, länger, als er wünschte, unterwegs zu verweilen.

Einst trieb ihn ein heftiges Schneegestöber in einen sehr armseligen Ort. Es war schon lange Nachmittag, das Wirthshaus, vor dem er abstieg, verrieth schon von außen, daß er hier wenig Bequemlichkeit finden würde, und die innere Einrichtung bestätigte diese Besorgniß nur zu sehr. Das Zimmer, in welches er eintrat, glich mehr einem Rauchfange; kaum konnte er

durch den dicken Rauch, der aus dem übel verwahrten Ofen drang, und durch den Dampf aus mehreren Tobackspfeifen vermehrt wurde, die Anwesenden erkennen, und alles, was ihm der übrigens gutmüthige Wirth reichen konnte, war ein Glas Brantwein. Es waren nur noch wenige Stunden am Tage; der Gedanke, hier übernachten zu müssen, wo es an aller Bequemlichkeit fehlte, beunruhigte ihn; auf seine Erkundigung, wie weit er noch zum nächsten Orte habe, erhielt er zur Antwort, daß, wenn er auch noch so scharf reite, er ihn vor Mitternacht nicht erreichen werde; doch wenn er ein gutes Pferd habe, und den Weg durch den Wald einschlagen wollte, könnte er ihn wohl noch früher endigen; indeß wollten sie es ihm nicht rathen, wenn er des Weges nicht recht kundig sey; das Wetter sey ohnehin so rauh, und der Wald nicht so ganz sicher.

Arnoldi, der sich nicht leicht durch Schwierigkeiten auf seiner Reise aufhalten ließ, und seinem raschen Gaule traute, blieb bey seinem Vorsatze, diesen Ort je eher je lieber zu verlassen, befahl dem Wirthe, seinem Pferde ein gutes Futter zu geben, und nach Verlauf einer unangenehmen Stunde saß er wieder auf, trank noch ein Glas Brantwein, und kaum konnte er durch ein ansehnliches Trinkgeld einen der anwesenden Bauern bewegen, ihn bis zum Walde hin zu begleiten, und ihm den Weg zu zeigen, den er durch diesen nehmen sollte. Der Sturm hatte sich zwar gelegt, der Himmel wurde rein; aber die Wege waren mit Schnee bedeckt, zum Theil ganz verweht, und ein schneidender Wind vermehrte die Kälte der schon einbrechenden Nacht. Als der Bothe mit ihm den Wald erreicht, und den Weg

durch denselben nach den gewöhnlichen Merkmalen bezeichnet hatte, bath ihn dieser noch einmal, wieder mit ihm umzukehren, und sich nicht der Gefahr auszusetzen. Aber vergebens. Arnoldi, noch erhitzt von dem geistigen Getränk, das er zuvor zu sich genommen hatte, ritt getrost in den Wald hinein.

So lange noch die Dämmerung dauerte, verfolgte er glücklich den bezeichneten Pfad, so beschwerlich er auch zu reiten war; aber nun brach die Nacht ein, die Wipfel der Bäume waren in schwarze Finsterniß gehüllt; nur der mit Schnee bedeckte Weg leuchtete durch die schon dunkle Nacht zwischen den düstern Baumstämmen durch, und der heulende, kalte Wind pfiff durch die nackten Aeste. Schon nach einigen Stunden sah sich der einsame Reisende genöthigt, vom Pferde abzusteigen, um nicht vor Frost zu erstarren, und den rechten Weg, von dem er aber leider schon, ohne es zu wissen, abgekommen war, nicht zu verlieren. Er zog sein Pferd nach, bemerkte aber bald aus dem rauhen, von Wurzeln durchflochtenen, ungebahnten Pfade, daß er irre, spähte besorgt umher nach einem ebenen Wege, und entfernte sich immer weiter von dem richtigen. — Seine Besorgniß stieg immer höher, doch ohne in Aengstlichkeit überzugehen. Einige Male versuchte er es, durch lautes Rufen etwa ein menschliches Ohr aufzuwecken, und einen Laut von Hülfe aufzuregen, aber der tiefe Wald gab ihm mit fürchterlichem Nachklang seine Worte leer zurück. Jetzt erreichte er eine Stelle, wo sich mehrere Waldwege durchkreuzten; da setzte er sich wieder zu Pferde, und ganz unentschlossen, welchen Weg er einschlagen sollte, überließ er seinem Pferde die Wahl, das ihn auch glücklich zu einer

Köhlerhütte trug, die aber jetzt unglücklicher Weise von allen Bewohnern verlassen war.

Zitternd vor Frost, hätte Arnoldi hier so gern ein Feuer angezündet, wenn es ihm nicht ganz an den dazu nöthigen Materialien gefehlt hätte; denn der schwache Versuch mit brennendem Schwamm wollte ihm nicht gelingen, und die Kälte lähmte seine Nerven zu sehr, um noch einen Versuch zu wagen.

In der Hoffnung, vielleicht nun bald einen Wohnort von Menschen zu erreichen, bestieg er sein Pferd, und trieb noch einige bange Stunden im Walde umher. Sein einziger Trost war, daß er noch keinen Laut von irgend einem hungrigen Wolfe, oder sonst einem reissenden Thiere vernommen hatte, und seine Hoffnung, daß doch nun bald nach der so furchtbaren Nacht die Morgendämmerung anbrechen werde. — In dieser Hoffnung hüllte er sich noch dichter in seinen Mantel ein, und legte den Zügel auf den Hals seines Pferdes, das langsam dahin trabte. Die Kälte stieg mit abnehmender Nacht; schon verlohr Arnoldi das Gefühl seiner erstarrten Hände und Füße, und müde von der anhaltenden Strapaze, konnte er sich nur mit Mühe des Schlummers erwehren, den er jetzt so sehr, wie den Tod fürchtete.

Endlich brach die Nacht; ein schwacher heller Schein verkündigte die Wiederkehr des Lichtes, und was den halb erstarrten Reisenden wieder mit Lebenskraft beseelte, war ein Schall aus einer tiefen Entfernung, mit welchem er das Bellen eines Hundes zu vernehmen glaubte. Er faßte den Zügel des Pferdes wieder, um es nach der Seite hin zu lenken, wo der Schall her kam; und obgleich die Gegend noch zu sehr in Schatten

eingehüllt lag, so schloß er doch aus dem lichtern Walde und einigen dunkeln Stellen, daß er den Wohnungen der Menschen nahe sey. Aber eben, da er sich diesen zu nähern gedachte, sah er sich auf einmal durch einen breiten, mit Schnee bedeckten Hohlweg von denselben abgeschnitten. Unbekannt mit der Tiefe desselben, aber mit dem Entschluß, das Aeußerste zu wagen, setzte er seinem Pferde die Sporen ein, um durch denselben zu setzen. Kaum hatte dieses angesetzt, als es mit den Vorderfüßen in den tiefsten Schnee sank, und sein Reiter ihm über den Kopf stürzte, wo er mit halbem Leibe im Schnee stecken blieb. Brausend arbeitete das Pferd sich durch die dichte Schneemasse, erreichte auch glücklich den gegenseitigen Rand, aber sein unglücklicher Herr strengte umsonst seine Kräfte an, um sich aus der Tiefe heraus zu arbeiten; nach langer fruchtloser Anstrengung verließen ihn die Kräfte; seine Arme wurden schlaff; abgemattet fühlte er das Bedürfniß der Erholung; er schöpfte tief aus der Brust den Athem; das Feuer seiner Augen erlosch allmählig; ermüdet sank er in die Arme des Schlafes, ohne zu ahnden, daß er damit in die Arme des Todes gesunken sey.

Wirklich lag von dieser unglücklichen Stätte ein kleines Dörfchen, kaum eine halbe Stunde entfernt; und kaum war der Morgen angebrochen, als einer seiner Bewohner, Peter Herz, mit seinem Sohne Wolfgang aus seiner Hütte aufbrach, um in den nahen Wald an sein Tagewerk zu gehen, und Holz zu fällen. Als er vor seines Nachbars, Kilian Harda, Hütte vorbey gieng, bemerkte er zu seiner Verwunderung schon Licht in derselben. Er klopfte an's Fenster, rief ihn mit Namen, und fragte, ob er ihn auch in

den Forst begleiten wolle? — Aber plötzlich erlosch das Licht, und in der Hütte herrschte Todesstille; es erfolgte auf nochmaliges Rufen keine Antwort. „Bemerktest du nicht auch das Licht in der Stube?" sprach Herz zu seinem Sohne im Fortgehen, und gieng ohne weitern Argwohn seine Straße nach dem Walde zu.

Kaum aber näherten sie sich demselben, als ein Pferd mit Sattel und Zeug ohne Reiter ihnen aus dem Walde entgegen kam, und sich ohne große Schwierigkeit von ihnen fangen ließ. „Da ist gewiß einem armen Reisenden ein Unglück zugestoßen," sprach der Alte: „komm, Wolfgang, laß uns die Spur verfolgen; vielleicht kommen wir nicht zu spät zu seiner Rettung."

Da die Fußstapfen des Pferdes im Schnee sichtbar genug waren, so gelangten sie ohne langen Aufenthalt an der Stätte an, wo sie mit Erstaunen einen jungen schönen Mann am Rande des Hohlweges ausgestreckt und ganz erstarrt liegen fanden. Der Anblick des Erblaßten zog zu sehr ihre Augen an, daß sie es kaum bemerkten, daß der Platz, auf welchem er lag, ziemlich eingetreten war; aber was sie noch mehr in Verwirrung setzte, war, daß der junge Mensch halb entblößt da lag; seine Weste und Unterkleider waren geöffnet, und doch bemerkten sie nicht die geringste Spur einer Verwundung, die ihnen diese Lage des Unglücklichen bey'm ersten Anblick vermuthen ließ; sie nahmen ihn daher ohne weitere Untersuchung für einen Erfrornen auf, der vielleicht selbst diese letzten Versuche, sich zu helfen, gemacht habe. „Laß uns nur nicht säumen, Wolfgang!" rief der Vater seinem Sohne zu: „vielleicht können wir noch das Leben dieses Unglücklichen retten;

der Gaul ist ja noch warm, auf dem er gesessen hat. Faß behutsam an; es gilt das Leben eines Menschen!" Jetzt richteten sie den erstarrten Leichnam von der Erde auf, und hoben ihn auf's Pferd; Peter saß hinter dem Sattel auf, schlang seine Arme um den starren Körper, drückte ihn sanft an sich, und befahl dem Sohne, der das Pferd am Zügel hielt, es ganz sachte und vorsichtig nach der Heimath zu leiten.

Als sie durch die hintere Gartenthüre über den Hof einzogen, begegnete ihnen die Hausmutter, und schrie laut vor Entsetzen: „Um Gotteswillen! wen bringt ihr da?" — „Nur ruhig!" erwiederte der Alte: „einen Erfrornen, dem wir helfen müssen: öffne nur gleich die Haus- und Stubenthüre!" — „Ach du lieber Gott! und es ist noch nicht warm in der Stube; so eben wollte ich einheitzen." — „So ist es eben recht; ein Erfrorner taugt nicht in eine warme Stube."

Jetzt hoben sie sanft den todten Mann vom Pferde, trugen ihn hinein in das Haus, und legten ihn in der Stube auf's Bett, bis eine Strohstreue auf der Erde besorgt, und mit armseligen Matratzen belegt war, worauf sie den Leichnam entkleideten, leicht bedeckten, und nun anfiengen, ihn mit wollenen Tüchern zu reiben. Da kein Chirurg im Dorfe war, mußte sich Wolfgang sogleich zu Pferde setzen, um ihn aus dem nächsten Dorfe herbey zu holen, und zugleich den Vorfall bey der dortigen Gerichtsstelle zu melden.

Während der Zeit wendete Peter mit seinem braven Weibe alle ihnen möglichen und bekannten Mittel an, um den Lebensfunken wieder in der Brust des Entschlafenen zu wecken, und durch unablässiges Reiben

mit warmen Tüchern gelang es ihnen wirklich. — Mit einer Freude, die über allen Ausdruck war, bemerkte Peter zuerst, daß sich der Mund des Entschlafenen öffnete, um Athem zu schöpfen; bald darauf zuckten die Augenwimpern, die Augenlieder öffneten sich, zeigten einen starren Blick des Auges, und schlossen sich wieder. „Gottlob!“ rief Peter seinem Weibe zu: „nun haben wir gewonnen! Laß uns ihn nun in's warme Bett bringen, und setze einen Topf zu Fliederthee auf's Feuer.“ Schon gab der Kranke immer mehr Zeichen des wiederkehrenden Lebens von sich; die Brust hob sich wieder, der Athem wurde freyer; er schlug die Augen auf, sah sich im Zimmer um, befand sich aber dabey in gänzlicher Betäubung.

Indeß kam Wolfgang mit dem Chirurg an, und bald nach ihnen der Justiz-Beamte und Gerichts-Aktuar. Der Chirurg gab dem Verfahren des braven Peter den verdienten Beyfall, und wendete die übrigen Mittel bey dem Kranken an, um der weitern Gefahr vorzubeugen, und die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit zu befördern.

Nach wenigen Stunden kam Arnoldi wieder zu vollem Bewußtseyn, und konnte wieder etwas aufrecht im Bette sitzen. Der Justiz-Beamte that einige nöthige Fragen an ihn, ließ sie vom Schreiber zu Protokoll nehmen, und verließ ihn bald darauf, nachdem er zuvor dem Bauer von Amts wegen den Kranken zu sorgfältiger Verpflegung anbefohlen hatte. „Als ob ich nicht schon Gewissens wegen genug dazu verpflichtet wäre!“ sagte Peter, als er von der Hausflur, wohin er die Gerichtspersonen zum Wagen begleitet hatte, wieder zur Wohnung des Kranken zurück eilte. Er und sein

braves Weib hätten nicht mehr thun können, und hätte es die Rettung ihres eigenen einzigen Sohnes betroffen. Sie wendeten die vom Arzte verordneten Mittel mit aller Sorgfalt an, wichen den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht nicht von dem Bette des Kranken, und suchten ihm alle mögliche Erleichterung zu verschaffen. Durch einen wohlthätigen Schlaf fühlte sich Arnoldi am folgenden Morgen so gestärkt, daß er mit der heitersten Miene seine Erretter begrüßen konnte; er reichte ihnen die Hand, drückte sie mit dankbarer Empfindung des Herzens, und diese weinten vor Freude über seine Genesung.

Nach einigen Tagen befand er sich wieder im Stande, das Bett zu verlassen und sich wieder anzukleiden. Man hatte seine Habseligkeiten nächst seinem Bette auf eine Lade niedergelegt; auch der Mantelsack lag daneben, aus welchem er sich wieder mit frischer Wäsche versah. Ueberzeugt, daß er sich in guten Händen befunden habe, war er um die nähere Untersuchung seiner Sachen unbekümmert, besonders da er das, woran ihm am meisten gelegen war, seine Brieftasche mit einigen ansehnlichen Wechseln, noch unversehrt in seiner Rocktasche fand. Da er aber den Geldmangel seines guten Wirths bemerkte, als dieser auf Anrathen des Chirurgs eine kräftige Speise und stärkenden Wein für den Kranken besorgen sollte, so suchte er nach seinem Geldbeutel, und als er diesen nicht fand, nach der Geldkatze, die er um den Leib getragen hatte; beydes aber war, nebst einigen andern Stücken, als seiner Uhr, Schnupftobacksdose, Etui u. s. w. verschwunden. Es kam ihn äußerst schwer an, Mißtrauen in die Ehrlichkeit seines edlen Wirthes zu setzen; daher suchte er, so

gut es sich thun ließ, seine Verlegenheit zu verbergen, zumal da er bey der leisen Anfrage, ob man weiter nichts von seinen Sachen gefunden habe, als das Vorräthige, die Zeichen der Empfindlichkeit und der gekränkten Ehrliebe im Gesichte seines Erretters bemerkte, der auf der Stelle, und trotz den Gegenvorstellungen des beschämten Fremden, seinem Sohne befahl, nach jener Unglücksstätte zurückzukehren, und nachzusehen, ob vielleicht noch etwas unter dem Schnee verborgen liege.

So eben trat der Justiz-Beamte in's Zimmer, um sich nach dem Befinden des Fremden zu erkundigen, und ihn wegen des gehabten Unfalls umständlicher zu vernehmen. Nachdem Arnoldi sich diesem näher entdeckt, seinen Namen und Aufenthalt angezeigt, und sich durch die bey sich führenden Briefe hinlänglich legitimirt hatte, ersuchte er den Gerichtshalter, ihm auf einen der Wechsel eine gewisse Geldsumme vorzuschießen, die er sogleich nach seiner Zurückkunft mit dem größten Danke erstatten werde. Der Justiz-Beamte versprach ihm, noch heute die verlangte Summe zu schaffen, und ließ bey seiner Abreise dem braven Bauer das wenige Geld, das er eben bey sich führte, zur Verpflegung des Fremden zurück, nachdem ihm letzterer versprochen hatte, auf seiner baldigen Rückreise den Weg über Zitschkau, dem Herrndorfe, zu nehmen, und bey ihm einzukehren.

Kaum fühlte sich Arnoldi gestärkt genug zur Fortsetzung seiner Reise, als er von dem erhaltenen Gelde den Chirurg für seine Bemühung belohnte, und den übrigen Theil seinem guten Wirthe, dem er die Erhaltung seines Lebens verdankte, als einen kleinen

Ersatz des gehabten Aufwandes, aufdrang, und bath, es nur für einen Anfang seiner Erkenntlichkeit anzunehmen, da er durch den Verlust seiner Börse jetzt nicht im Stande sey, sich dankbar gegen ihn zu beweisen. Lange weigerte sich der redliche Bauer, das angebothene Geld anzunehmen; er sah dem Abschiednehmenden scharf in's Auge, ob er eine Spur des Argwohns darin lesen möchte; ja er konnte die Frage an ihn unmöglich zurück halten, ob er ihn wohl einer so niederträchtigen Beraubung fähig halten könnte? Und als ihn dieser versicherte, er kenne ihn blos als seinen Wohlthäter und Erretter, da reichten sie ihm der Reihe nach die Abschiedshand, und begleiteten ihn mit frohen Wünschen.

So kurz der Aufenthalt Arnoldi's bey seiner Durchreise durch Zitschkau im Hause des Justiz-Beamten war, so traurige Folgen hatte er für den biedern Herz und seine Familie. Der Justiz-Beamte hatte nämlich Arnoldi das Geständniß ausgelockt, daß er bey dieser Gelegenheit einen Verlust von etwa 400 Reichsthalern an baarem Gelde gehabt habe, der ihm gar in keiner weitern Rücksicht empfindlich sey, als blos um deswillen, weil er sich jetzt weniger zum Dank gegen den Erretter seines Lebens verbunden achte, da sich dieser für seinen geleisteten Dienst bezahlt gemacht habe. Diesen Umstand wußte der Justitiar gleich bey dem nächsten Berichte, den er dem Gerichtsherrn und Edelmann der beyden Dörfer von diesem ganzen Vorgange ablegte, in so ein gehässiges Licht zu setzen, daß dieser äußerst darüber aufgebracht wurde, und dem Justiz-Beamten die strengste Untersuchung der Sache anbefahl.

Wider alles Vermuthen erschien nach einigen Tagen der Gerichtsdiener mit der Wache vor dem Hause des guten Herz, um ihn mit Weib und Sohn in gefängliche Haft zu nehmen, und eine genaue Untersuchung in seinem Hause anzustellen. Bey der letztern fand sich nicht das mindeste Verdächtige, und bey der Verhaftnehmung der Personen selbst hätte jeder Unpartheyische die Unschuld derselben aus jedem ihrer Gesichtszüge schon erkennen können. Bey dem dabey entstandenen Auflauf der Nachbarn bemerkte man in dem Gesichte der mehrsten Mitleid mit dem unglücklichen Herz, der im ganzen Dorfe seiner Redlichkeit wegen so geschätzt war. Nur sein nächster Nachbar Kilian äußerte dabey die menschenfeindliche Meynung, er habe sich nicht um den unglücklichen Fremden bekümmern, sondern das ganze Geschäft seiner Aufhebung den Gerichten überlassen sollen.

Mit dem Bewußtseyn der Unschuld, und mit dem edlen Stolze, den das Gefühl, recht gethan zu haben, uns einflößt, ließ sich Herz die Bande anlegen; nur da verzog sich sein Gesicht zum Unwillen, als er sein Weib und seinen Sohn eben so schimpflich behandeln sah; doch ermunterte er sie zur Standhaftigkeit und zum Vertrauen auf Gott, der ihre Unschuld an's Licht bringen werde.

Als sie zur Frohnfeste gebracht wurden, erzitterten sie freylich vor den Löchern, in die sie, abgesondert von einander, kriechen mußten, und die so niedrig waren, daß sie selbst eingebogen auf dem Klotze sitzen mußten, an welchen ihre Füße durch die Fesseln angeschlossen wurden; eine schmale Oeffnung in der Mauer ließ kaum so

viel Tageslicht ein, um ihnen das Schaurige ihres dumpfen Aufenthalts bemerkbar zu machen.

Als der Gerichtsdiener die Thüre des Gefängnisses verriegelt hatte, warf sich Herz auf's niedrige Strohlager, legte seinen Kopf mit untergelegten Armen auf den Klotz, blickte zur Oeffnung in der Mauer hin, und rief im schmerzlichsten Gefühle des Unrechts, das ihm begegnete, aus: „Gott! du wirst richten. Ich habe dies um ihn nicht verdient, den Fremdling! er vergilt mir Böses um Gutes."

Was die Lage dieser Elenden am traurigsten machte, war der langsame Gang der Untersuchung über ihr vermeintliches Verbrechen, der so oft unterbrochen wurde, und über dessen Ausgang sie so lange in peinlicher Ungewißheit schwebten. Welche Wehmuth zerriß ihr Herz, wenn sie einander zuweilen im Verhöre wieder sahen, wo ihre geschehenen Aussagen mit einander verglichen wurden. Zwar in der Hauptsache stimmten sie völlig überein, blos in einigen unbedeutenden Neben-Umständen lag ein anscheinender Widerspruch, der nur in den Augen der Justiz von Wichtigkeit schien, und worauf man ein vorzügliches Gewicht zu legen wußte; gleichsam, als sey es darauf angelegt, die Unschuld durch Fallstricke und Kreuz- und Queerfragen zu verwirren, und der edelsten Handlung eine Absicht unterzulegen, die sie zum schändlichsten Bubenstücke herab würdigte.

Mehrere lange, traurige Wochen waren über dieser inquisitorischen Verhandlung verstrichen, als endlich das Weib, die während ihrer Gefangenschaft an einem rheumatischen Uebel litt, frey gegeben wurde; doch wurde ihr verbothen, zu ihrem Manne während seines

Verhaftes zu gehen. Laut weinend verließ sie den Kerker, und wankte unsichern Trittes dem Dorfe und ihrer verlassenen Wohnung zu; aber wie erstaunte sie, als sie, da sie nur noch wenige Schritte von der Hütte entfernt war, von ihrem Nachbar Harda angehalten, und von ihm mit rauhem Tone bedeutet wurde, die Hütte gehe sie nichts mehr an; sie sey gerichtlich angeschlagen worden, und er habe sie gekauft. — Da wankte sie noch einige Schritte fort, und sank an der Schwelle ihrer ehemaligen Hütte ohnmächtig nieder. — Harda zog sich von ihr ab, und ließ sie in diesem traurigen Zustande; aber es gab noch Menschenherzen im Dorfe. Ein Mädchen, zwar arm und einer armen Wittwe Tochter, die Geliebte Wolfgangs, eilte ihr zuerst zu Hülfe; bald sammelten sich Mehrere um die Bedauernswürdige, und Alle reichten ihr die helfende Hand, und schafften ihr die nöthige Verpflegung.

Während der Zeit, daß Herz mit seiner Familie den empfindlichsten Leiden unterlag, schien für seinen Nachbar Kilian Harda ein besonderer Glücksstern aufgegangen zu seyn; einer seiner entfernten Anverwandten im Gebirge war ohne Erben gestorben; er, als der nächste Seitenverwandte, hatte sich mit den nöthigen Zeugnissen von seiner Guthsherrschaft versehen lassen, war hin gereist, und jetzt mit einem beträchtlichen Vermögen, das durch den Ruf noch vergrößert wurde, zurück gekommen, als seines Nachbars Wohnung gerichtlich angeschlagen war, die er sogleich käuflich an sich brachte, und dadurch seine vorigen Besitzungen ansehnlich erweiterte; das ganze Dorf aber sah mit unzufriedenem Blick auf ihn, denn Keiner aus der Gemeinde hätte die Hütte des braven Herz zum

Eigenthume verlangt, und Keiner war unwerther, dies Erbe des Rechtschaffenen zu besitzen, als Harda.

Schon war wieder eine geraume Zeit verstrichen, als endlich die Untersuchungs-Akten in den Gerichten des Edelmannes geschlossen, und zum Rechtsspruche und Urtheil an die höhern Landes-Gerichte abgesendet wurden. Dies Urtheil fiel dahin aus: „Daß, wenn der beraubte Handlungsdiener Arnoldi vor seiner Gerichtsbehörde seinen Verlust von 400 Reichsthalern eidlich erhärten würde, Inquisit aber bey fernerem Läugnen beharre, man an ihm die Tortur im ersten und zweyten Grade anzuwenden habe, um ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen." — Diesem Urtheile gemäß mußte also ein Extrakt der Akten mit der geschehenen Anklage an Arnoldi nach Schw*** gesendet werden.

Kaum erfuhr dieser das Schicksal seines Erretters, als er von edlem Eifer entbrannte, alles anzuwenden, um ihn von seiner gefänglichen Haft zu befreyen. — Ach! er hatte seinen ehemaligen Verlust längst vergessen, stand eben jetzt im Begriff, sich zu etabliren, und in eine sehr vortheilhafte Verbindung mit einem tugendhaften Mädchen zu treten, lebte jetzt im vollen Genuß der vorzüglichsten Lebensgüter; und der, dem er die Erhaltung seines Lebens und alle diese Lebensfreuden zu verdanken hatte, sollte um seinetwillen im Kerker schmachten? Dieser Gedanke war ihm unerträglich; ja er würde sich gleich selbst auf die Reise nach Zitschkau gemacht haben, wäre er nicht durch viele unverschiebbare und dringende Geschäfte zurück gehalten worden. Doch mußte einer seiner Freunde und Hausgenossen dies Geschäft der schleunigsten Be-

freyung seines Wohlthäters übernehmen. Dieser reisete sogleich, mit der nöthigen Vollmacht und reichlich mit Gelde versehen, dahin ab, um den Prozeß sogleich nieder zu schlagen, alle Kosten zu ersetzen, und den braven Herz mit den Seinigen, so gut es sich nur immer thun ließ, für die erlittenen Drangsale zu entschädigen.

Dies menschenfreundliche Geschäft wurde von dem Bevollmächtigten vortrefflich ausgeführt, und nach kurzer Zeit wurde der gute Herz mit seinem Sohne in Freyheit gesetzt. Der junge Mann aus Schlesien machte sich selbst das Vergnügen, den Kerker des Gefangenen zu öffnen; aber es traten ihm Thränen in die Augen, als der gebeugte, schon ziemlich bejahrte Mann mit verbleichtem Gesicht und düsterm Barte aus dem finstern Loche kroch, auf seine Kniee sank, und ausrief: „Gott! so hast du doch meine Unschuld an's Licht gebracht; ja, du bist doch noch Richter auf Erden!“ — Freundlich hob ihn der junge Mann von der Erde auf, und bath ihn im Namen seines Freundes um Verzeihung, daß er ganz wider seinen Willen die Veranlassung zu diesen seinen Leiden gegeben habe. Als der Alte erfuhr, daß dieses ein Abgesandter von seinem geretteten Freunde sey, ergriff er seine beyden Hände, und erklärte, nun erst, durch diese ausgestandenen Leiden, lege er selbst einen Werth auf jene Lebensrettung; denn nun wisse er, was es heiße, um des Guten willen leiden zu müssen. Jetzt wurde ihm auch der Sohn zugeführt. „Sey mir willkommen und gesegnet!“ rief ihm der Vater mit offenen Armen entgegen: „du Gefährte meiner Trübsale! Mein Sohn, komm! Laß uns mit Dank gegen Gott diesen Ort verlassen, wo unsre Recht-

schaffenheit eine so harte Probe aushalten mußte. Laß uns das erlittene Unrecht vergessen, und immer gut und menschenfreundlich handeln.“ Weinend warf sich der Sohn in die Arme des Vaters. Selbst der hartherzige Justiz-Beamte wurde durch diese Scene zu Thränen gerührt. Jetzt führte der junge Schlesier beyde zu dem Wagen, der an der Frohnfeste bereit stand, um sie, in Begleitung des Justitiars, wieder nach ihrer Heimath zu bringen.

Die Nachricht von der Befreyung des braven Herz und seines Sohnes hatte sich schon im naheliegenden Dorfe verbreitet, und Alt und Jung hatte sich aufgemacht, um den allgemein geschätzten Nachbar zu empfangen; nur Kilian Harda befand sich nicht unter ihnen. Die gute Mutter wurde, begleitet von den besten Frauen des Dorfes, wie im Triumph ihrem Manne entgegen geführt, und kaum erblickte sie den Wagen, auf dessen Vorsitze sich ein Postillion wacker mit seinem Posthorn hören ließ, als sie, außer sich vor Freuden, ihren Begleiterinnen in die Arme sank, und nur mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht, mit in den Wagen gehoben, und im Zuge zum Gasthofe begleitet wurde.

Als hier die ersten Aufwallungen der Freude sich gelegt hatten, vollzog der Fremde seinen Auftrag, den armen Herz wegen seines Verlustes zu entschädigen; auf des Justiz-Amtmanns Befehl mußte Kilian Harda erscheinen, ihm seine Wohnung wieder abtreten, und den Kaufschilling zurück nehmen. Herz wurde wieder mit seiner Familie in seine verlassene Wohnung eingeführt; der Fremde legte für ihn eine ansehnliche Geldsumme in die Hände des Justitiars, über welche der

brave Bauer Herz frey disponiren könne; zugleich ließ er diesem die Adresse seines Hauses, um sich in jedem vorkommenden Falle, wo er der Unterstützung seines Freundes bedürfte, geradezu an ihn zu wenden, und bath ihn bey'm Abschiede nochmals im Namen dieses seines Freundes, das erlittene Unrecht zu vergessen.

So lebte nun Herz wieder mit den Seinigen froh und glücklich. Die zurück gelassene Geldsumme ersetzte ihm nicht nur reichlich den erlittenen Verlust, und half ihm in seinem Hauswesen auf, sondern reichte auch hin, die verpfändete Hütte der armen Wittwe im Dorfe einzulösen, sie noch bequemer einzurichten, und mit den nöthigen Haus- und Feldgeräthen zu versehen. Es war ein allgemeiner Festtag für das Dorf, als der alte Herz seinen Sohn zur Kirche begleitete, um da die Trauung desselben mit der Wittwe Tochter zu vollziehen. Was ihm noch zuweilen seine frohen Lebensstunden in der Seinigen Kreise, und selbst die fortdauernde Unterstützung des dankbaren Schlesischen Kaufmanns, durch die er sich immer mehr zum wohlhabendsten Bauer im Dorfe erhob, verbitterte, war dies, daß, ob er gleich im Gerichte, und noch mehr von seinem Gewissen von der angeschuldeten Beraubung des Fremden frey gesprochen worden war, doch noch ein geheimer Verdacht auf ihm ruhen könnte, da die Sache doch nicht gehörig aufgeklärt worden sey. — Aber die Zeit brachte auch dieses, zu noch mehrerer Verherrlichung seiner Rechtschaffenheit, an's Licht.

Kilian Harda war, seiner angeblichen reichen Erbschaft ungeachtet, nicht recht froh geworden. Da er ohnehin einen starken Hang zu einem müßigen und üppigen Leben hatte, so wurde derselbe durch den ihm

zugefallenen Reichthum noch vermehrt. Er vernachläßigte nun ganz seine Geschäfte, ergab sich dem Trunk, und brachte seine Zeit in der Schenke zu. Sein Hauswesen gerieth in Unordnung; sein Weib, das ihm vergeblich Vorwürfe darüber machte, zog es sich zu Gemüthe, legte sich auf's Krankenbett, und starb. Nach einigen Jahren sah sich Kilian in die Nothwendigkeit gesetzt, Schulden zu machen. Haus und Acker waren schwer verpfändet; er war nicht mehr im Stande, die Zinsen aufzubringen; es wurde ein Grundstück nach dem andern losgeschlagen, und zuletzt kam es auch an seine Wohnung. Niemand hatte Mitleiden mit ihm; der Einzige, der ihn bedauerte, und ihm mehrmals Hülfe anboth, war sein nun glücklich gewordener Nachbar Herz; aber auf diesen schien er einen unversöhnlichen Haß geworfen zu haben; er vermied jede Gelegenheit, ihn zu sprechen, scheute sich, ihm in's Gesicht zu sehen, und stieß oft gegen Andere die kränkendsten Schimpfreden wider ihn aus.

Herz ertrug es mit Großmuth, und als bey seinem gänzlichen Verfalle sich Jedermann von ihm zurück zog, war er es, der sich seiner annahm, und ihn vor gänzlichem Mangel sicherte. — Jetzt schien er in sich zu gehen; sein voriger Leichtsinn verwandelte sich in ernstes Nachdenken; er zog sich von dem Umgange mit Menschen zurück, und schlich, in sich selbst gekehrt, an einsamen Orten einher; man bemerkte deutlich an ihm die Spuren einer tiefen Melancholie; man sah ihn öfters die Hände ringen, seine Augen unwillkührlich, wie bey einem heftigen Schrecken, unter den dunkeln Augenbraunen furchtbar herum rollen, und hörte Seufzer sich aus seiner gepreßten Brust hervor drängen; aber

sein Mund blieb gegen jeden Fragenden verschlossen.

An einem Winterabende, wo der Nordwind fürchterlich rauschte, und Herz mit seiner Familie sich, da es eben jährige Zeit wurde, an den ehemaligen Auftritt mit dem Erfrornen in seiner Wohnung erinnerte, und die wunderbaren Wege der Vorsehung pries, die ihn dadurch zum Glück geleitet habe, klopfte Jemand heftig an die Thüre Bey Eröffnung derselben trat Kilian mit zerstörtem Blicke und wild umherhängendem Haare ein, verlangte zu seinem Nachbar, stürzte in's Zimmer, ergriff hastig die Hand des Alten, und rief mit schrecklicher Stimme: „Nachbar, ich habe dich beleidigt! du hast um meinetwillen viel gelitten. Vergieb mir nur um der Barmherzigkeit Gottes willen! ich kann sonst keine Ruhe finden. Ach, die Angst, die Angst! ich bin verlohren!“ — Der gute Alte war durch diesen unerwarteten Auftritt ganz außer Fassung gesetzt. „Du hast mich nicht beleidigt, Kilian!“ sprach er: „und wenn es wäre, ich wollte dir's von Herzensgrunde vergeben.“ — Sogleich wollte sich der Unglückliche wieder entfernen; aber sein Freund hielt ihn fest, und bath ihn dringend, ihm doch den Kummer seines Herzens zu entdecken. — „Nun so wisse denn,“ rief er laut aus, „was ich nicht länger verheimlichen mag, daß ich der Räuber jenes Unglücklichen war, dem du das Leben rettetest. Ich war eher als du im Walde, und fand ihn in dem Hohlwege; ich zog ihn aus dem Schnee hervor, aber nicht in der Absicht, ihm zu helfen, sondern ihn zu plündern; ich durchsuchte seine Taschen, nahm, was ich an Geld und Geldeswerth fand, zu mir, öffnete seine Kleider, und riß ihm die Geldkatze

vom Leibe. (Er zog bey diesen Worten den leeren Beutel aus der Rocktasche, und steckte ihn wieder ein.) Durch ein Geräusch erschreckt, verließ ich ihn, und trug die verfluchte Beute nach Hause, mit dem Vorsatz, ihn nachher vollends auszukleiden, und seinen Leichnam zu verscharren; aber du hindertest mich an der Ausführung. Nun weißt du alles. Nun lebe wohl!" Mit diesen Worten ergriff er die Thür, und stürzte gleich einem Rasenden zum Hause hinaus, noch ehe sich die Anwesenden von ihrer Betäubung erholen konnten. Man eilte ihm nach, suchte ihn in seiner Wohnung, fand ihn aber nirgends. Die ganze Nacht hindurch wurden Wachen, besonders an dem Flusse, der das Dorf durchschnitt, aufgestellt; mit Anbruch des Tages durchstrich man den Wald; da fand man den Unglücklichen an der Stätte, wo er den Raub begangen hatte, an einem nahe stehenden Baume hängen. Herz stürzte mit seinem Sohne auf diese erhaltene Nachricht hinzu, schnitt den Strick durch, machte Versuche, ihn in's Leben zu bringen, aber vergebens. Mit zum Himmel gerichtetem Blicke rief er über dem Leichnam des Unglücklichen aus: „Er ist in die Hände seines Richters gefallen."

63.

Duval.

Valentin Duval, kaiserlicher Aufseher der Bibliothek und des Münzkabinets in Wien, war im Jahre 1695 in einem kleinen Dorfe der Französischen Provinz Champagne gebohren. Seine Aeltern waren Bauers-

leute, und so arm, daß seine Mutter nach des Mannes Tode ihren Kindern sehr oft den Tod wünschte, weil sie deren Blöße nicht decken, noch deren Hunger stillen konnte. Freylich versündigte sich die gute Frau sehr durch diesen unchristlichen Wunsch; denn sie gab damit zu erkennen, daß sie den wenig oder gar nicht kannte, der die jungen Raben speiset, und Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen sättiget. Es war also kein Wunder, wenn der kleine Duval ohne Unterricht aufwuchs.

In seinem zehnten Jahre erbarmte sich ein Bauer über ihn, der ihn zum Hüter einer kleinen Heerde welscher Hühner machte. Da aber der junge Hirte fast eben so wenig, als seine Hühner, wußte, was gut und böse war, und ihn seine Unwissenheit zu manchen muthwilligen Handlungen verleitete, so jagte ihn der Bauer in dem sehr kalten Winter des Jahres 1709 wieder weg, und der kleine Waise wußte in der schrecklichen Kälte nicht, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte.

Während der Wanderschaft des kleinen Unglücklichen stieg die Kälte bis zu einem unglaublichen Grade. In dieser schrecklichen Kälte irrte der arme Knabe ohne Nahrungsmittel herum, ohne eine mitleidige Seele zu finden, die sich seiner angenommen hätte. Endlich ward er gar krank; ein heftiger Fieberfrost überfiel ihn, und er bekam so schmerzliches Kopfweh, daß er glaubte, seiner Sinne beraubt zu werden. In dieser schrecklichen Lage kam er vor einen Maierhof, dessen Besitzer er mit kläglichem Geschrey um Mitleiden anflehte. Der Mann, der nur Pächter des Hofes, und äußerst dürftig war, konnte ihm kein anderes Obdach anweisen, als den Schaafstall.

Hier bekamen zwar die vor Kälte erstarrten Glieder

des armen Kranken durch die Ausdünstung der Schaafe etwas Wärme wieder, allein sein Kopfweh nahm so zu, daß er seinen Verstand verlohr. Am andern Morgen besuchte ihn der Pächter, der ihm jetzt ankündigte, daß er die Blattern habe, dem armen Patienten aber auch zugleich erklärte, daß er sterben müsse, weil er kein Bett und keine Arzneyen für ihn habe, und ohnehin zu arm sey, ihn in einer so langwierigen Krankheit zu ernähren. Der kranke Duval konnte ihm vor Mattigkeit nicht antworten; aber eben dieser traurige Zustand schien den Bauer zu rühren. Er gieng weg, kam aber bald mit einem Bündel alten Leinenzeuges wieder, zog dem Knaben seine Lumpen ab, und hüllte ihn in jenes. Im Stalle lag eine große Menge Dünger schichtenweise über einander. Der Mann nahm einige Schichten herunter, streuete Spreu darauf, legte den Kranken auf dies Lager, bestreuete ihn selbst mit Spreu, und deckte dann einige Schichten Dünger über ihn her. Darauf machte er das Zeichen des Kreuzes über ihn, empfahl ihn Gott, und verließ ihn mit dem Troste, daß ihn der liebe Gott bald zu sich nehmen werde.

So lag also der unglückliche Knabe hier nicht etwa auf dem Dünger, sondern bis an den Hals in den Dünger eingescharrt. Seine Schwachheit war so groß, daß er wirklich den nahen Tod erwartete, auf den er sich in seiner kindlichen Einfalt sehr freute, weil ihn der mitleidige Bauer damit getröstet hatte, daß ihn Gott bald zu sich nehmen werde. Allein die göttliche Vorsehung lenkte sein Schicksal anders, als er's erwartet hatte; denn die Wärme des Düngers und der Odem der Schaafe brachten ihn zum Schweiß, und der Ausbruch der Blattern erfolgte, die in kurzer Zeit seinen

Körper mit Geschwüren bedeckten. Da er äußerst schwach war, so mußte er's dulden, daß ihm die Schaafe mit ihren rauhen Zungen die Blattern zur Vervielfachung seiner Schmerzen wegleckten.

Unterdessen stieg die Kälte dieses außerordentlichen Winters so, daß die größten Steine borsten, und die stärksten Eichenstämme bis auf die Wurzel gespalten wurden, mit einem Getöse, das dem stärksten Donner glich, und den kleinen Patienten oft aus seinem Schlummer weckte. Als er in der Folge der Krankheit etwas Appetit bekam, konnte ihm sein dürftiger Wirth nichts anderes vorsetzen, als Wasserbrey, den er ihm Morgens und Abends in einer Flasche brachte. Duval mußte sie, um seine kümmerliche Nahrung vor dem Erfrieren zu schützen, in den Dünger stecken. — Mit der Zeit vermehrte sich sein Hunger, den aber der arme Wirth mit nichts anderm, als mit Wassersuppe und schwarzem Hausbrod stillen konnte, das gewöhnlich so hart gefroren war, daß es erst mit einem Beile aus einander gehauen werden mußte, und der Patient konnte es nicht anders genießen, als wenn er es erst eine Zeit lang in den Dünger gesteckt hatte. Gleichwohl erklärte ihm sein Wirth, daß er ihm auch diese armselige Speise nicht ferner reichen könne.

Duval, der jetzt auf dem Wege der Besserung war, brach in bittere Zähren aus, bey der Vorstellung, daß er nun bey seiner noch so großen Schwäche dem Hunger und der Kälte preis gegeben werden sollte. Der arme Kranke stillte seine Thränen in etwas wieder, als ihm sein Wohlthäter meldete, daß der Pfarrer des Orts, der drey Viertelmeilen davon wohne, sich erbothen habe, ihn bis zu seiner vollkommenen Genesung zu

sich zu nehmen. Der Patient wurde also aus seinem Düngerlager heraus gezogen, in alte Lumpen und in einige Bündel Heu gehüllt, und so auf einen Esel gebunden, neben welchem eine Person gieng, die den schwachen Reisenden halten mußte; die Langsamkeit des Thieres und der hohe Grad der Kälte machten, daß der unglückliche Knabe ganz steif und erfroren ankam.

Jedermann, der ihn sah, glaubte, daß, wenn er auch mit dem Leben davon kommen sollte, er doch lahm an den Gliedern werden würde. Allein der Vater im Himmel, der den Knaben durch ungewöhnliche Wege zum Ziele führen wollte, schützte ihn auch hier, und gab dem Geistlichen den Gedanken ein, daß er den erfrornen Knaben nicht in die Wärme brachte; im Gegentheil ließ er ihn erst einige Stunden mit Schneewasser reiben, bis seine erstarrten Glieder wieder einige Empfindung bekamen. Auch hier brachte er ihn noch nicht in die Stube, sondern in einen Stall, wo er ihm jedoch ein bequemeres Lager bereiten ließ, als ihm der Pächter hatte geben können. So kam der Erstarrte allmählig wieder zur Erholung, statt daß ihn eine schnelle Erwärmung getödtet haben würde. Und nach vierzehn Tagen war er auch von seiner Blattern-Krankheit glücklich genesen, so daß er nun seinen Wanderstab wieder weiter fortsetzen konnte.

Er küßte seinem geistlichen Wohlthäter dankbar die Hand, und setzte in Gottes Namen seine Reise weiter fort. Oft hatte er mit Mangel und Hunger zu kämpfen, und die allgemeine Noth verursachte, daß er nirgends aufgenommen wurde. Endlich, an der Gränze von Lothringen, erbarmte sich des verlassenen Jünglings ein Schäfer, dem er zwey Jahre als Knecht

diente. Dieser gute Mann sagte dem frommen Duval des Abends, wenn er seine Saafe eingetrieben hatte, manches von der christlichen Religion, so gut er's wußte, und ermahnte ihn zur Gottesfurcht und zum kindlichen Vertrauen auf seine Vaterhülfe. Der lernbegierige Schüler faßte und behielt es besser, als mancher Schüler, dessen Lehrer studiert hat; das macht: Duval brachte sein Herz und seinen Verstand mit in die Schule, welches beydes manche andere Schüler auf den Spielplätzen zurück lassen, oder doch in muthwillige Neigungen vergraben.

Duval hatte endlich vom Schäfer alles gelernt, was dieser wußte; gleichwohl fühlte er einen so unauslöschlichen Durst nach guten Kenntnissen, daß er von ihm Abschied nahm, und die ganze weite Welt auf's neue zu seiner Wanderschaft erwählte. Er kam nach einigen Tagen vor die Einsiedeley la Rochette. Man nahm ihn gütig auf, und ertheilte ihm den nothdürftigen Unterhalt. Für diese Wohlthat erboth sich Duval, dem ältesten Einsiedler, der Bruder Paleman hieß, als Bedienter aufzuwarten, und nebenher die kleine Kühheerde der Einsiedler zu hüten. Er war sechszehn Jahre alt, hatte aber noch nicht so viel gelernt, als mancher Knabe von sieben Jahren. Zu seinem Glücke hatte er eine außerordentliche Wißbegierde; daher fuhr er mit dem größten Heißhunger über jedes Buch her, das er fand, und las es, ob er gleich kaum buchstabiren konnte, so schnell durch, daß er die Bibliothek der Einsiedler gar bald im Kopfe hatte. Duval fühlte sich in dieser sorgenlosen, abgeschiedenen Lage sehr glücklich; leider war aber dieses Glück nur von kurzer Dauer; denn der Bruder Paleman bekam jetzt von

seinem Obern den Befehl, einen jungen Einsiedler aufzunehmen. Da die Einsiedeley keinen Platz mehr hatte, mußte Duval weichen. Doch gab ihm Paleman ein Empfehlungsschreiben an einen andern Einsiedler, dessen Wohnung nur eine halbe Stunde von Lüneville, der damaligen Residenz des Herzogs von Lothringen, war.

Er kam in dieser Einsiedeley, die den Namen St. Anna führt, an, wurde freundlich aufgenommen, mußte aber eben so, wie vorher, der Hirte einer kleinen Heerde Kühe werden. Bey diesem einsamen und niedrigen Geschäfte war der fromme Hirte so sehr zufrieden, daß er alles that, was er seinen Wohlthätern nur immer an den Augen absehen konnte. Er war jetzt achtzehn Jahre alt, und noch konnte er nicht schreiben; aber seine Wißbegierde war so groß, daß er eine Glasscheibe über eine Vorschrift legte, und so die Buchstaben nachzeichnete. Eben so geschwind lernte er die ersten Regeln der Rechenkunst, weil er, seiner sehr geringen Erfahrung ungeachtet, wohl einsah, daß die Kunst, seine Gedanken zu Papier zu bringen, und die Summen eingekaufter und verkaufter Dinge leicht und richtig berechnen zu können, einem jeden Menschen in jedem Stande nöthig sey, wenn er anders kein Betrüger werden, oder sich nicht selbst betrügen lassen, oder doch wenigstens im Handel mit Andern nicht in beständigem Argwohn leben will. Von der Rechenkunst, und überhaupt von den sämmtlichen mathematischen Wissenschaften hielt Duval sehr viel, und sein Eifer, sie zu erlernen, hatte keine Gränzen. Daher suchte er jedes Buchs, jeder geographischen Karte habhaft zu werden, die er nur in seiner Einsiedeley auftreiben konnte; und blos durch eigenes Nachdenken und durch einen unüber-

windlichen, ausharrenden Fleiß brachte er es ohne alle andere Hülfe so weit, daß er schon viel richtigere und aufgeklärtere Begriffe in der Sternkunde und Erdbeschreibung hatte, als mancher Student.

Um in der ersten Wissenschaft immer weiter zu kommen, suchte er sich in seinem Walde eine hohe Eiche auf, und baute von Schilf und Reiswerk einen Korb darauf, der nicht viel anders, als ein Storchnest aussah, aus welchem er des Abends die Sterne beobachtete. Da er von Ferngläsern noch nichts wußte, so hatte sein unermüdeter Scharfsinn den Einfall, sich einen Hollunderstock auszuhöhlen, um ihn statt eines Fernrohrs zu gebrauchen. Es dauerte nicht lange, so hatte der unermüdete Jüngling alle Bücher studiert, die nur in der Einsiedeley zu finden waren. Seine Begierde, mehrere zu besitzen, war nun um desto heftiger, da er sie nicht befriedigen konnte. Aeußerst sonderbar ist das Mittel, das er ersann, um sich diese geliebten Werkzeuge anzuschaffen; wenigstens bin ich gewiß, daß es keiner meiner Leser errathen, viel weniger nachahmen wird.

Der junge wißbegierige Duval fieng nämlich Füchse, Hasen, wilde Katzen, Marder, Vögel und andere Thiere, deren Bälge und Federn er verkaufte, um sich Bücher dafür anzuschaffen. Auch in dieser Kunst brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er sich getraute, Rehe und Hirsche anzufallen, und er hatte in drey Monathen über 40 Thaler mit dieser seltsamen Jagd verdient. Freylich gerieth er hierbey oft in Gefahr, seine Gesundheit oder sein Leben zu verlieren; allein ihm war keine Gefahr, keine Schwierigkeit zu groß, seine Begierde, Gutes zu lernen, ward immer größer.

Einst ward er im Walde eine wilde Katze gewahr, deren schöner Balg ihn herzlich lüstern nach ihr machte. Er kletterte den Baum hinauf, auf dem sie saß. Das Thier zog sich bis in die Spitze hinauf; er folgte nach, und versetzte ihr mit seinem Stocke einen Schlag, der aber das Thier nur leicht traf. Es sprang mit einem Sprunge hinunter und nahm die Flucht, und der begierige Jäger flog eben so geschwind hinunter, und folgte ihm nach. Es hatte sich in einen hohlen Baum gerettet, in welchem Duval mit seinem Stocke so lange herum arbeitete, bis ihm das Thier in die Hände sprang. Er both alle seine Kräfte auf, es zu ersticken; da es aber den Kopf frey hatte, so sprang es ihm in die Haare, und brachte ihm viele Wunden, eine mörderischer als die andere, im Gesichte bey.

Duval achtete dies alles nicht; er sah nicht mehr die Katze, sondern die Bücher, die aus ihrem schönen Balg entstehen sollten. Er ließ also seine Beute schlechterdings nicht los, sondern zerrte so lange an den Beinen der Katze, bis er sie, aber auch mit ihr manche Stücke seiner Haut herunter riß, und nun zerschmetterte er ihr am nächsten Baume den Kopf. Er hieng die mit so großer Gefahr errungene Beute auf seinen Stab, und eilte im Triumphe der Einsiedeley zu. Die Einsiedler erschracken sehr, als sie ihn blutig sahen. Aber er, dessen Geist schon im Buchladen schwebte, achtete seinen Schmerz nicht. „Es hat nichts zu sagen, ehrwürdige Väter!" sagte er mit der größten Gleichgültigkeit: „waschen Sie mich mit etwas warmem Wein, und es wird wieder heilen. Da," fuhr er fort, und wies mit Entzücken auf seine Katze: „da sehen Sie meine Beute!"

Dieser ohne Erziehung aufgewachsene Mensch, der etwa alle Tage Gelegenheit hatte, eine gute Lehre zu erhalten, die unsere Kinder in jeder Minute bekommen können, und sie doch wohl nicht achten, war gleichwohl ein so lieber, rechtschaffener Jüngling, als wenn er einen Engel zum Lehrer gehabt hätte. — Einst fand er in seinem Walde ein dreyfaches goldenes Petschaft. Er hatte keine Zeugen, als den allwissenden Gott, war als der Hirte einer kleinen Heerde Kühe äußerst arm und dürftig, trachtete rastlos nach jedem Mittel, wodurch er sich ein Buch verschaffen konnte, und doch gieng der vortreffliche Jüngling am nächsten Sonntage — eher konnte er von seiner Heerde nicht abkommen — nach Lüneville, und bath einen Geistlichen um die Bekanntmachung, daß der Eigenthümer des Petschaftes sich bey ihm melden möge.

Der Gott, der jede Tugend mit freygebiger Hand belohnt, sah mit väterlichem Wohlgefallen herab auf das fromme Herz dieses Waisen, der ihn und seinen Willen nur noch so unvollkommen erkannte. Das Petschaft gehörte einem reichen Engländer, Namens Forster, der sich zu Lüneville aufhielt. Dieser wurde von der Redlichkeit des jungen Hirten so gerührt, daß er ihm zwey Louisd'or schenkte, und ihm überdies erlaubte, ihn jeden Sonn- und Feyertag zu besuchen, und ein Morgenbrod bey ihm zu essen. Duval nützte dieses gütige Anerbiethen, und bekam außer einem leckern Frühstück jedesmal einen Laubthaler zum Geschenk. — Dieser Jüngling, den die Pracht der Residenz nach manchen eitlen Dingen lüstern machte, blieb jedoch seiner Begierde, sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen, so standhaft und mit solcher Unerschütterlichkeit getreu, daß

er von seinen erhaltenen Geschenken auch keinen Heller ausgab, als für gute Bücher, deren Anzahl gar bald auf 400 anwuchs.

Ein andermal saß Duval unter einem Baume, und studierte in seinen Landkarten. Die jungen Prinzen von Lothringen, Franz und Leopold, die sich eben auf einer Jagdparthie verirrt hatten, fanden den seltsamen Studenten bey seinen Karten; neben ihm den getreuen Hund, und in der Ferne die kleine Heerde. Die Prinzen thaten viele Fragen an ihn, die er mit einer Dreistigkeit, Offenherzigkeit und zugleich mit einer Geschicklichkeit beantwortete, daß sie und ihre Begleiter in das größte Erstaunen geriethen, und den bescheidenen, frommen Hirten herzlich lieb gewannen. Der eine Prinz, Franz, nachmaliger Römischer Kaiser, both ihm an, ihn besser als jetzt studieren zu lassen. Duval ergriff dies gnädige Anerbiethen unter der Bedingung, wenn man ihm seine völlige Freyheit lassen wolle, welche Bedingung ihm auch zugestanden wurde. Er nahm also von den Einsiedlern von St. Anna, bey denen er vier Jahre zugebracht hatte, mit dankbarem Herzen Abschied, und verließ diesen Ort mit vielen Thränen, wo er eigentlich angefangen hatte, ein vernünftiger Mensch zu werden.

Nun konnte er seiner Neigung ungehindert nachleben, welches er auch mit solchem Eifer that, daß er in kurzer Zeit ein sehr gelehrter Mann ward. Er wurde daher von einem Amte zu einem andern befördert, und hatte das Glück, seinen hohen Wohlthäter auf weitläuftigen Reisen nach Frankreich und Italien zu begleiten. Und da dieser Prinz als Römischer Kaiser nach Wien zog, nahm er ihn mit, und machte ihn zum Ober-

Aufseher der kaiserlichen Bibliothek und des Münzkabinets. Duval blieb mitten im Geräusche des Hofes und bey einer sehr guten Einnahme doch immer seinen ländlichen Sitten ergeben: er lebte sehr mäßig, kleidete sich sehr einfach, und studierte mit eben dem Eifer, als wenn er noch in der Einsiedeley zu St. Anna wäre. Sein erspartes Geld verwendete er zu lauter wohlthätigen Handlungen. Er kaufte sein väterliches Haus an sich, ließ es einreißen, baute ein sehr schönes Schulhaus von Steinen auf dem Platze auf, womit er der Gemeinde ein Geschenk machte. In der Nähe seines Geburtsortes war ein Dorf, das keinen Brunnen hatte; Duval ließ auf seine Kosten einen graben. Vorzüglich freygebig bewies er sich gegen seine ehemaligen Wohlthäter, die Einsiedler zu St. Anna. Er ließ nämlich ihre kleine Hütte einreißen, und dafür ein großes Gebäude mit einer schönen Kapelle errichten, und den Garten und die Wirthschafts-Gebäude erweitern, welches alles ihm ein Kapital von 9000 Reichsthalern kostete. Zugleich suchte er das Geschäft der Einsiedler wohlthätig zu machen, indem er ihnen die Pflicht auflegte, edle Bäume zu ziehen, und Jedermann in der Nachbarschaft unentgeltlich damit zu versorgen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich die vielen edlen Züge seines menschenfreundlichen Herzens aufzählen wollte. Er war, um es kurz zu sagen, ein aufrichtiger Verehrer des Gottes, der ihn auf so wundervollen Wegen geführt hatte, und ein herzlicher Freund aller Menschen. Er starb am 3. November 1775, in einem Alter von 81 Jahren. Unter seinen vielen gemeinnützigen Vermächtnissen fand sich auch ein Legat von 11000 Gulden, von dessen Zinsen jährlich drey arme fromme Mädchen bis auf ewige Zeiten ausgesteuert werden müssen.

Wunderbar führt der Herr die Seinen!

Aufseher der kaiserlichen Bibliothek und des Münzkabinets. Duval blieb mitten im Geräusche des Hofes und bey einer sehr guten Einnahme doch immer seinen ländlichen Sitten ergeben: er lebte sehr mäßig, kleidete sich sehr einfach, und studierte mit eben dem Eifer, als wenn er noch in der Einsiedeley zu St. Anna wäre. Sein erspartes Geld verwendete er zu lauter wohlthätigen Handlungen. Er kaufte sein väterliches Haus an sich, ließ es einreißen, baute ein sehr schönes Schulhaus von Steinen auf dem Platze auf, womit er der Gemeinde ein Geschenk machte. In der Nähe seines Geburtsortes war ein Dorf, das keinen Brunnen hatte; Duval ließ auf seine Kosten einen graben. Vorzüglich freygebig bewies er sich gegen seine ehemaligen Wohlthäter, die Einsiedler zu St. Anna. Er ließ nämlich ihre kleine Hütte einreißen, und dafür ein großes Gebäude mit einer schönen Kapelle errichten, und den Garten und die Wirthschafts-Gebäude erweitern, welches alles ihm ein Kapital von 9000 Reichsthalern kostete. Zugleich suchte er das Geschäft der Einsiedler wohlthätig zu machen, indem er ihnen die Pflicht auflegte, edle Bäume zu ziehen, und Jedermann in der Nachbarschaft unentgeltlich damit zu versorgen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich die vielen edlen Züge seines menschenfreundlichen Herzens aufzählen wollte. Er war, um es kurz zu sagen, ein aufrichtiger Verehrer des Gottes, der ihn auf so wundervollen Wegen geführt hatte, und ein herzlicher Freund aller Menschen. Er starb am 3. November 1775, in einem Alter von 81 Jahren. Unter seinen vielen gemeinnützigen Vermächtnissen fand sich auch ein Legat von 11000 Gulden, von dessen Zinsen jährlich drey arme fromme Mädchen bis auf ewige Zeiten ausgesteuert werden müssen.

Wunderbar führt der Herr die Seinen!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael, 1778-1843

Erzählungen aus der Welt- und Menschen-Geschichte zur Veredlung des Herzens mit 1 Kupfer

München 1818

Paed.pr. 1693-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760056-0